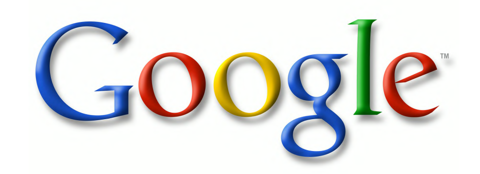
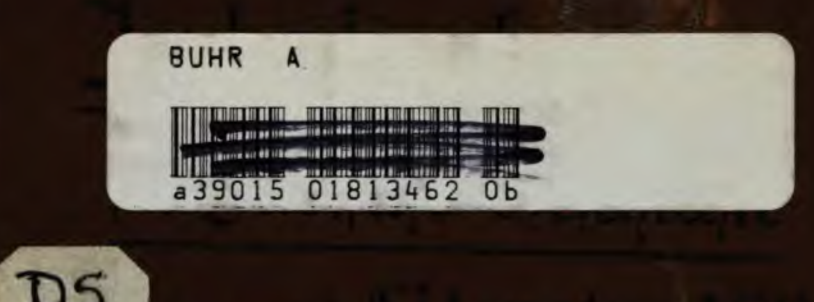
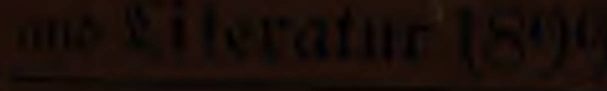





Literatur 1899





Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben
vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte
und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

Wilhelm Bacher, M. Braun, A. Harkavy, G. Karpeles, David Kaufmann, J. Löwenberg, M. Philippson, Martin Schreiner, Adolf Schwarz, A. Sulzbach, H. Steiner, H. Steinthal.

Zweiter Band.

Berlin 1899.
Verlag von Albert Katz.

Inhaltsverzeichniß.

Rückblick auf das Jahr 5658.

Von Martin Philippson.

Die Bedeutung einer Stammes- oder Glaubensgemeinschaft für die Kultur steht in keinem Verhältnisse zu deren zahlenmäßiger Größe. Welches Volksthum bewiese diesen Satz schlagender als die Juden? Ihre Menge auf der ganzen Erde beträgt noch nicht acht Millionen, etwa den zweihundertsten Theil der 1500 Millionen menschlicher Wesen. Und doch, wie viel ist von ihnen die Rede, wie stehen sie überall im Vordergrunde des Interesses; wie scheint bisweilen die Zukunft ganzer großer Nationen an die Lösung einer „Judenfrage" geknüpft! Das religiöse Jahr 5658 hat an den verschiedensten Orten einen Fortgang harter Kämpfe für unsere Glaubensgenossen gebracht. Welches ist aber der Grund solcher Wichtigkeit der jüdischen Gemeinschaft und woher ihre zahlreichen Gegner, ihre leidenschaftlichen Hasser? Einmal repräsentirt das Judenthum seit dem grauen Alterthum die hohe religiöse Idee des reinen Monotheismus und hat die anderen, auf dieser Lehre beruhenden Religionen aus sich geboren: darum wird es von allen radikalen, religionsfeindlichen Elementen als der eigentlichste Widersacher, als das entgegengesetzte Prinzip angesehen und angefeindet. Zweitens aber, es vertritt durch sein bloßes Dasein als das Bekenntniß einer kleinen Minderheit unter den herrschenden großen Religionsgemeinschaften, den Grundsatz der Duldung, der Denkfreiheit, die Verneinung alles Glaubenszwanges, aller religiösen Ausschließlichkeit und Verfolgung; deshalb ist es den Rückschrittlern, den Zeloten und Glaubensrichtern ein Dorn im Auge, ein steter Protest gegen ihr

Denken und Handeln, den sie unter allen Umständen ersticken möchten. Endlich ist, trotz alles pflichtmäßigen und rühmlichen Sonderpatriotismus der Einzelnen, die über die ganze Erde zerstreute jüdische Gemeinschaft zweifellos ein kosmopolitisches Element im besten Sinne und deshalb ein lebendiger Widerspruch gegen die übermäßige und krankhafte Entfaltung des Nationalitätsprinzips in unserer Zeit: ein Umstand, der dem Judenthume eine dritte Schaar von zahlreichen Gegnern erweckt. So erklärt sich die Ausdehnung und Heftigkeit des Kampfes. Allerorten vertritt dieses uralte Judenthum die Ideen des Rechtes, der Freiheit und Wahrheit, und in solchem Bewußtsein und mit solcher Aufgabe wird es endlich den Sieg davontragen. Dieses Judenthum, das schon die babylonischen und assyrischen Gewaltherrscher, das die griechischen Verleumder und die römischen Cäsaren, das die westgothischen Pfaffenkönige und die fanatischen Kreuzfahrer, die Inquisitoren und so viele scheinbar allmächtige Gegner überlebt hat, es wird auch einen Stöcker und Ahlwardt, einen Lueger und Strobach, einen Drumont und Régis sammt rumänischen, galizischen und russischen Hamans überdauern, es wird fortleben, wenn deren Namen schon verschollen sein werden, wie die der Minister Sanheribs und Nebukadnezars.

In Deutschland ist der Antisemitismus als politische Partei offenbar im Rückgange begriffen, wenn auch der Gefühls-Antisemitismus leider keineswegs im Schwinden ist. Allein die Zahl der grundsätzlichen und organisirten Parteigenossen verringert sich täglich. Davon haben die letztjährigen Wahlen den überzeugenden Beweis geliefert. Der Hauptherd des Antisemitismus ist neben Hessen das Königreich Sachsen. Bei den im verflossenen Herbst vollzogenen sächsischen Landtagswahlen ging die ganze dortige „Reformpartei“ in die Brüche, da sie nur noch einen einzigen ihrer Anhänger durchzubringen vermochte. Das war ein Vorzeichen für die Reichstagswahl im Juni dieses Jahres. Obwohl die „Reformpartei“ es für zeitgemäß fand, die antisemitische Fahne auf Halbmast zu senken und darüber die Flagge „für den Mittelstand“ auf Top zu hissen, fiel sie doch von 300 000 Stimmen auf 236 000 und verlor fünf Mandate gänzlich, während sie auch die meisten anderen nur mit Hilfe augenblicklicher Ver-

bündeter in der Stichwahl erhielt. Ihre Reichstagsfraktion kann wegen ihrer numerischen Schwäche die Volksvertretung nicht mehr mit ungeheuerlichen Anträgen behelligen. Bei den preußischen Landtagswahlen sind endlich zwei Juden wieder in die Volksvertretung gelangt, während Stöcker seinen Sitz im Abgeordnetenhause verlor. — Allein wir dürfen nicht vergessen, daß das große Heer unserer stillen, mit feinstem Kulturlack übertünchten Gegner weit bedrohlicher für uns ist als die offenen, plumpen Widersacher mit ihrer Rohheit und ihrem widerlichen Lärmen, die schließlich nach oben und nach unten hin verstimmten.

Den äußeren und den noch bedenklicheren inneren Gefahren gegenüber giebt es für das deutsche Judenthum nur eine Art der Abwehr: inneren Zusammenschluß zu gegenseitiger Stärkung und Anregung, feste und wirksame Organisation. Da uns, besonders in den alten Provinzen Preußens, letztere durch das Gesetz versagt ist, müssen wir sie uns selber durch eigene Kraft schaffen. Dahin wirkt der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, indem er die äußeren Feinde abwehrt. Dahin arbeitet der deutsch-israelitische Gemeindebund, auf dessen Anregung in den meisten Provinzen Alt-Preußens Provinzial- und Bezirks-Verbände sich gebildet haben, die sich in diesem Herbst zum ersten Male auf einem Verbandstage vereinigt haben. Dahin zielt auch der deutsche Rabbiner-Verband, der am 1. und 2. Juni in Berlin tagte. Diese Versammlung, die die Mehrheit der deutschen Rabbiner vertrat, umfaßte die jüdischen Gottesgelehrten der verschiedensten Parteirichtung, die in versöhnlichem Geiste, in erhebender Einheit, in voller Sachlichkeit wichtige, die bedeutsamsten Interessen des Rabbinerstandes und der Gemeinden berührende Fragen besprachen und entschieden. So muß es sein: ohne Schaden für die persönliche Ueberzeugung und deren Bethätigung müssen sich alle Israeliten eng zusammenschließen gegen die Feindschaft von außen, gegen den Indifferentismus im eigenen Innern.

Ein höchst erfreuliches Zeichen des wieder erwachten Interesses unserer deutschen Glaubensgenossen für die Lehre und die Ueberlieferung Israels ist der große und allgemeine Aufschwung, den die „Vereine für jüdische Geschichte und

Litteratur" genommen haben. Schon konnte man, im November 1898, die Gründung des hundertsten dieser Vereine feiern; und seitdem ist auch jene Zahl schon überschritten worden. Kein besseres Mittel giebt es, den Indifferentismus zu bekämpfen, als immer weitere Kreise der jüdischen Bevölkerung mit den Vorzügen unserer Religionslehre und mit den Schätzen unserer reichen Litteratur bekannt zu machen.

Viel bedenklicher als in Deutschland ist die Stellung der Juden in Oesterreich. Die große Anzahl der noch in halbkultivirtem Zustande — eine Folge vielhundertjähriger Unterdrückung — lebender Glaubensgenossen in Galizien auf der einen Seite, die Weichlichkeit und Schwäche des allgemeinen österreichischen Volkscharakters, der sich auch auf die gebildeten Israeliten übertrug, auf der anderen, haben sie zum wehrlosen Gegenstande der Anfeindung und volksthümlichen Verfolgung gemacht. Und doch ist die Sittlichkeit der österreichischen, selbst der viel geschmähten galizischen Juden weit größer als die der „Arier". Die Zahl jüdischer Verbrecher in Oesterreich ist um ein Drittel geringer als sie nach dem Bevölkerungsverhältniß sein müßte, und sie nimmt dabei prozentmäßig unausgesetzt ab. Die galizischen Juden aber nehmen noch in der jüdischen Verbrechrsstatistik eine ganz besonders günstige Stellung ein: während sie 68 Prozent der österreichischen Judenheit ausmachen, kommen auf sie nur 65 Prozent der an Juden bestraften Vergehungen. Das verhindert freilich nicht, daß die antisemitischen Abgeordneten in den Landtagen und im Reichsrathe die nichtswürdigsten Verleumdungen und Beleidigungen gegen die Juden schleudern; daß ihre Gesinnungsgenossen in der Wiener Stadtverwaltung die jüdischen Beamten der Commune beeinträchtigen und möglichst entfernen, alle nicht antijüdischen Humanitäts- und Bildungsanstalten grundsätzlich ausschließen. Trotz der bekannten Nichtswürdigkeit der meisten Antisemitenführer ist bei der national so gereizten Stimmung der Deutschen Oesterreichs eine Besserung einstweilen nicht abzusehen.

Welche Ironie, daß in Böhmen die Juden von dem tschechischen Pöbel angegriffen und geplündert werden, gerade weil sie der Partei der Deutschen angehören! Die Tumulte, die während des Novembers 1897 in Prag wie auf dem

flachen Lande Böhmens stattfanden, richteten sich gleichermaßen gegen Deutsche und Juden. In der Hauptstadt allein wurden an 800 jüdischen Häusern und Kaufläden die Fensterscheiben zertrümmert und 44 jüdische Geschäfte geplündert.

Allein diese tschechischen Krawalle waren nur ein schwaches Vorbild zu den grauenhaften Ereignissen, die sich in Galizien abspielten.

Der polnische Adel dieses Kronlandes, zumal Westgaliziens, hatte seit zwei Jahrzehnten dort eine fast unbeschränkte Herrschaft geübt; er besetzte alle höheren Beamtenstellen, ließ sich als Abgeordnete nach Wien senden und spielte selbst in der Reichsregierung eine immer bedeutsamere Rolle. Die gebildeten Juden des Landes schlossen sich ihm an, und so erfreuten sich unsere galizischen Glaubensgenossen unter dem Schutze der Schlachzizen eines ruhigen und ungestörten Daseins. Allein bei den jüngsten Reichstagswahlen erhob sich in Galizien gegen die Adelsherrschaft eine mächtige Opposition, die mit einem Schlage dreizehn Abgeordnetenmandate errang und in den meisten übrigen Wahlkreisen nur durch List, Beamtenwillkür und sogar durch blutige Gewalt besiegt wurde. Besonders schreckte und schmerzte die herrschende Clique der Erfolg der sozialdemokratischen Richtung, deren Einfluß von Tag zu Tag wuchs. Da gab das Organ der edlen Schlachta, der Krakauer „Czas“, das Losungswort aus: „Man muß den Sozialismus durch den Antisemitismus bekämpfen.“ Die Geistlichkeit war gern bereit, sich auch für diese Sache in den Dienst des ihr verbündeten Adels zu stellen. Demagogische Priester, die man früher verleugnet hatte, wie der berüchtigte Pater Stojalowski, wurden zu Gnaden aufgenommen, um, wohl ausgerüstet mit reichen Mitteln, gegen die Juden losgelassen zu werden. Ein katholischer Religionslehrer an einem Krakauer Gymnasium verfaßte eine Schrift, die die Juden der ärgsten Verbrechen beschuldigte und zur Vernichtung oder Plünderung ihrer Habe aufforderte; das Schandbuch wurde unbehindert in zehntausenden von Exemplaren in der Schule und auf dem Lande verbreitet. Eine wüste Agitation, von den Pfarrern gefördert, griff allerorten um sich. Antisemitische Zeitungen wurden begründet und hetzten nach Kräften. Man erzählte den unwissenden Bauern die Mär, die Regierung hab-

ihnen die Juden ausgeliefert. Die schändliche Saat ging bald in furchtbarer Weise auf. Zuerst im März in Wieliczka, dann im Mai und Juni an vielen Orten Westgaliziens. Ueberall wurden die Juden geplündert, beraubt, mißhandelt, vertrieben, ihre Häuser angezündet — mit geheimer Konnivenz der polnischen Behörden. Bald aber trat ein, was jeder Verständige hätte vorhersehen müssen: die Unruhen, die sich inzwischen auch auf Ostgalizien fortgepflanzt hatten, begannen sich überhaupt gegen alle Besitzenden und besonders gegen den wahren Bedrücker und Aussauger der polnischen Bauern, gegen den Adel, zu richten. Nunmehr stieß dieser den Alarmruf aus, und die Regierung traf sofort ernstliche Gegenmaßregeln. Viele Hunderte der Unruhestifter wurden verhaftet und verurtheilt; die Greuelscenen hörten auf. Aber wer entschädigt die Tausende unglücklicher Juden für den Schrecken, die Mißhandlungen, den Verlust ihrer ganzen Habe, das Elend ihrer Familien? Der polnische Adel Galiziens hat gezeigt, daß er noch ebenso selbst- und herrschsüchtig, ebenso skrupellos und gewaltthätig ist, wie vor hundert Jahren, als er durch diese Eigenschaften den Untergang seines Vaterlandes herbeiführte.

Der österreichischen Centralregierung kann man nur Schwäche vorwerfen, nicht Judenfeindlichkeit. Im Gegentheil, sie ist im Februar dieses Jahres mit Erlassen hervorgetreten, in denen sie die böhmischen Beamten und Lehrer ernstlich vor dem Antisemitismus warnte.

Erfreulicher ist, daß die österreichischen Israeliten sich endlich ermannen, die bisherige Lethargie abschütteln und sich zur Pflege der inneren Ausbildung sowie zur Vertheidigung nach außen zusammenschließen. Im Frühjahr fand in Wien die Konstituirung des Allgemeinen österreichisch-israelitischen Bundes statt, der sich einestheils dieselben Aufgaben stellt wie der Deutsch-israelitische Gemeindebund, andererseits aber — gleich dem Berliner „Staatsbürgerverein“ — auch den „Rechtsschutz gegen rechtswidrige Angriffe auf Juden und Judenthum“ in sein Programm aufgenommen hat. Möge er nach beiden Richtungen eine wirksame Thätigkeit entfalten!

Von Oesterreichs Schwesternation, der ungarischen, haben wir glücklicher Weise keine Thatsache zu berichten, die den beneidenswerthen Zustand unserer dortigen Glaubens-

genossen hätte beeinträchtigen können. Schwache Versuche der Antisemiten, im Parlament eine Judenfrage aufzurollen oder auf dem Lande das Blutmärchen wieder aufs Tapet zu bringen, sind kläglich mißlungen. Das ungarische Volk fühlt in seiner geistigen wie materiellen Entwickelung viel zu sehr den Segen der Freiheit, als daß es sie auf konfessionellem Gebiete einzuschränken gedächte.

Nicht anders steht es um Italien. Die Versuche, den Antisemitismus durch die Presse auf der Halbinsel einzubürgern, sind an dem Widerwillen des alten Kulturvolkes Italiens gegen solche Abgeschmacktheiten jämmerlich gescheitert. Die Israeliten sind dort völlig gleichberechtigte Mitglieder der Nation geworden. Mit Recht feierten sie in diesem Frühjahr auf der ganzen Halbinsel mit Begeisterung das fünfzigjährige Bestehen der Verfassung als das Jubeljahr ihrer eigenen Freiheit. Allerdings hat unter dem Drange der nationalen und persönlichen Bethätigung ihr Eifer für das Judenthum gelitten und wäre dessen Anregung dringend zu wünschen.

Welch' Gegensatz zu Italien das gleichfalls romanische Spanien! Dieser „judenreine“ Staat befindet sich in so elender Verfassung, er ist geistig und moralisch, wie materiell so tief gesunken, daß sein Krieg mit Amerika für ihn nur eine Reihe hilflos erduldeter Unfälle war, von Niederlagen, die fast ohne Gegenwehr erlitten wurden und den Tiefpunkt staatlichen und nationalen Daseins bedeuten. Vier Jahrhunderte nach der Austreibung der Juden sind die Entdecker und Eroberer Amerikas endgültig aus diesem Erdtheil verjagt worden. Das ist die Gerechtigkeit der Geschichte, sie wirkt langsam, aber unwiderstehlich und gründlich.

Ungewarnt von dem Schicksal Spaniens, hat sich Frankreich immer mehr auf der schiefen Ebene der Unduldsamkeit hinabgleiten lassen. Wer hätte noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß dieses Volk, das seit so lange der begeisterte Vertheidiger aller freiheitlichen und hochherzigen Gedanken gewesen ist, in wahnsinnigem, chauvinistischem Taumel den neidischen, ehrgeizigen und fanatischen Lockungen antisemitischer Agitatoren das Ohr leihen würde! Es ist das für den Menschenfreund eine der bittersten Enttäuschungen. Die Versuche, die Revision des Prozesses gegen den unglücklichen

Dreyfus zu erlangen — Versuche, die übrigens ihre eigentlichen Vorkämpfer in hervorragenden und berühmten Christen fanden — haben die antisemitische Stimmung bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit gesteigert. Der Klerikalismus, der mit den Juden anfing, um dann den Protestantismus und hierauf überhaupt den freien Gedanken in Frankreich zu vernichten, der schon die Dreyfus-Affaire durch seine Herrschaft im Heere veranlaßt hatte, — der Klerikalismus hat sich schnell eines angeblich patriotischen Stichwortes bemächtigt, um überall zu predigen, daß die Juden mit dem Verlangen der Revision jenes Prozesses die Ehre des Heeres schänden und damit Frankreich wehrlos machen wollten. Durch seine wüste Agitation rief er im ganzen Lande judenfeindliche Kundgebungen hervor, die durch Angriffe auf die Synagogen deutlich den religiösen Fanatismus ihrer Urheber bezeugten. Eine wüthende, niederträchtige Presse hat dazu beigetragen, das Gemüth des Volkes durch unausgesetzte Verleumdungen und Aufreizungen zu vergiften. Der Antisemitismus ging so weit, wenige Jahre nach der Centenarfeier der großen Revolution die Ausschließung der Juden vom aktiven und passiven Wahlrecht, sowie von allen öffentlichen Aemtern in Verwaltung, Heer und Flotte zu fordern. In der Kammer beantragte er, wenn auch erfolglos, die Verringerung des Gehaltes der Rabbiner. Die Abgeordnetenwahlen im Mai brachten ihm wirklich einen verhältnißmäßigen Erfolg. Nicht das war dabei die Hauptsache, daß etwa zwanzig Antisemiten gewählt wurden, sondern daß zahlreiche rein antisemitische Bewerber, obschon sie nicht die Mehrheit erlangten, Tausende von Wahlstimmen auf sich vereinten, und daß außer den konservativ-klerikalen auch die regierungsfreundlichen republikanischen Kandidaten einen mehr oder minder offenen Antisemitismus zu bekennen für nöthig fanden. Und fast sämmtliche jüdische Kandidaten fielen durch.

Rief man in Frankreich „Nieder mit den Juden!“ so setzte das widerwärtige Gemisch von Franzosen, Italienern, Maltesern und Spaniern, das als Abhub Südeuropas den größten Theil der städtischen Bevölkerung Algeriens bildet, dieses Geschrei in Thaten um. Wirthschaftliches Mißgeschick, sowie eigene Trägheit und Ausschweifung hatten diese Massen seit Jahren in Elend versenkt, das sie mit bitterem Neid gegen die

durch Fleiß, Nüchternheit und Betriebsamkeit begüterten Juden erfüllte. Schon im vorigen Jahre kam es bekanntlich in einigen Provinzialstädten zu Judenhetzen. Der Zolaprozeß lieh dann den niedrigsten Leidenschaften einen patriotischen Mantel; der Generalgouverneur Cambon begünstigte die Unruhstifter im Geheimen. Ende Januar fanden in der Stadt Algier schmähliche Plünderungen und Mordthaten gegen die Juden statt; erst als es zu spät war, ließ Herr Cambon das Militär einschreiten, das schnell mit dem Gesindel fertig wurde und 300 der Buben verhaftete, die von den Gerichten zu strengen Strafen verurtheilt wurden. Zwar ward Cambon durch den unparteiischen und thatkräftigen Lépine ersetzt, der bei neuen Aufständen im März energisch eingriff. Allein das verschämt klerikale Ministerium Méline suchte nach den Wahlen Anschluß an die Antisemiten, begnadigte alle wegen der Unruhen Verurtheilten, berief den wackeren Lépine ab und erklärte sich so zum Verbündeten der Meuchler und Räuber. Freilich konnten diese schmachvollen Zugeständnisse das Kabinet nicht retten, aber das neue Ministerium Brisson sandte einen gewissen Laferrière als Generalgouverneur nach Algerien, einen schwachen Menschen, der wieder mit den Antisemiten paktirte. Selbstverständlich hat schwankende Benehmen der Regierung dem Gesindel in Algier und Oran Muth gemacht. Es betreibt die Judenhetze geradezu als Sport, plündert Geschäfte, mißhandelt Wehrlose, vergreift sich an der Polizei und bleibt, trotz einzelner Verhaftungen, im ganzen straflos. Die Antisemiten üben in der Stadt Algier eine förmliche Schreckensherrschaft, und ihr laut verkündetes Ziel, dort den Juden das Leben unmöglich zu machen, scheinen sie thatsächlich erreichen zu sollen, nachdem es ihnen gelungen ist, ihren Hauptführer, den Italiener Max Régis, zum Bürgermeister von Algier zu machen.

Von Algerien verpflanzte sich natürlich die antisemitische Agitation auch nach der französischen Schutzherrschaft Tunis, wo Ende März einige Unruhen stattfanden. Allein in Tunesien regiert die französische „Civilisation“ noch nicht unbedingt, und die Polizei des Bey unterdrückte schnell die widerlichen Prügel- und Plünderungsattentate.

Der moralische Zusammenbruch des ganzen Anti-Dreyfus-

Litteratur" genommen haben. Schon konnte man, im November 1898, die Gründung des hundertsten dieser Vereine feiern; und seitdem ist auch jene Zahl schon überschritten worden. Kein besseres Mittel giebt es, den Indifferentismus zu bekämpfen, als immer weitere Kreise der jüdischen Bevölkerung mit den Vorzügen unserer Religionslehre und mit den Schätzen unserer reichen Litteratur bekannt zu machen.

Viel bedenklicher als in Deutschland ist die Stellung der Juden in Oesterreich. Die große Anzahl der noch in halbkultivirtem Zustande — eine Folge vielhundertjähriger Unterdrückung — lebender Glaubensgenossen in Galizien auf der einen Seite, die Weichlichkeit und Schwäche des allgemeinen österreichischen Volkscharakters, der sich auch auf die gebildeten Israeliten übertrug, auf der anderen, haben sie zum wehrlosen Gegenstande der Anfeindung und volksthümlichen Verfolgung gemacht. Und doch ist die Sittlichkeit der österreichischen, selbst der viel geschmähten galizischen Juden weit größer als die der „Arier". Die Zahl jüdischer Verbrecher in Oesterreich ist um ein Drittel geringer als sie nach dem Bevölkerungsverhältniß sein müßte, und sie nimmt dabei prozentmäßig unausgesetzt ab. Die galizischen Juden aber nehmen noch in der jüdischen Verbrechrsstatistik eine ganz besonders günstige Stellung ein: während sie 68 Prozent der österreichischen Judenheit ausmachen, kommen auf sie nur 65 Prozent der an Juden bestraften Vergehungen. Das verhindert freilich nicht, daß die antisemitischen Abgeordneten in den Landtagen und im Reichsrathe die nichtswürdigsten Verleumdungen und Beleidigungen gegen die Juden schleudern; daß ihre Gesinnungsgenossen in der Wiener Stadtverwaltung die jüdischen Beamten der Commune beeinträchtigen und möglichst entfernen, alle nicht antijüdischen Humanitäts- und Bildungsanstalten grundsätzlich ausschließen. Trotz der bekannten Nichtswürdigkeit der meisten Antisemitenführer ist bei der national so gereizten Stimmung der Deutschen Oesterreichs eine Besserung einstweilen nicht abzusehen.

Welche Ironie, daß in Böhmen die Juden von dem tschechischen Pöbel angegriffen und geplündert werden, gerade weil sie der Partei der Deutschen angehören! Die Tumulte, die während des Novembers 1897 in Prag wie auf dem

flachen Lande Böhmens stattfanden, richteten sich gleichermaßen gegen Deutsche und Juden. In der Hauptstadt allein wurden an 800 jüdischen Häusern und Kaufläden die Fensterscheiben zertrümmert und 44 jüdische Geschäfte geplündert.

Allein diese tschechischen Krawalle waren nur ein schwaches Vorbild zu den grauenhaften Ereignissen, die sich in Galizien abspielten.

Der polnische Adel dieses Kronlandes, zumal Westgaliziens, hatte seit zwei Jahrzehnten dort eine fast unbeschränkte Herrschaft geübt; er besetzte alle höheren Beamtenstellen, ließ sich als Abgeordnete nach Wien senden und spielte selbst in der Reichsregierung eine immer bedeutsamere Rolle. Die gebildeten Juden des Landes schlossen sich ihm an, und so erfreuten sich unsere galizischen Glaubensgenossen unter dem Schutze der Schlachzizen eines ruhigen und ungestörten Daseins. Allein bei den jüngsten Reichstagswahlen erhob sich in Galizien gegen die Adelsherrschaft eine mächtige Opposition, die mit einem Schlage dreizehn Abgeordnetenmandate errang und in den meisten übrigen Wahlkreisen nur durch List, Beamtenwillkür und sogar durch blutige Gewalt besiegt wurde. Besonders schreckte und schmerzte die herrschende Clique der Erfolg der sozialdemokratischen Richtung, deren Einfluß von Tag zu Tag wuchs. Da gab das Organ der edlen Schlachta, der Krakauer „Czas“, das Losungswort aus: „Man muß den Sozialismus durch den Antisemitismus bekämpfen.“ Die Geistlichkeit war gern bereit, sich auch für diese Sache in den Dienst des ihr verbündeten Adels zu stellen. Demagogische Priester, die man früher verleugnet hatte, wie der berüchtigte Pater Stojalowski, wurden zu Gnaden aufgenommen, um, wohl ausgerüstet mit reichen Mitteln, gegen die Juden losgelassen zu werden. Ein katholischer Religionslehrer an einem Krakauer Gymnasium verfaßte eine Schrift, die die Juden der ärgsten Verbrechen beschuldigte und zur Vernichtung oder Plünderung ihrer Habe aufforderte; das Schandbuch wurde unbehindert in zehntausenden von Exemplaren in der Schule und auf dem Lande verbreitet. Eine wüste Agitation, von den Pfarrern gefördert, griff allerorten um sich. Antisemitische Zeitungen wurden begründet und hetzten nach Kräften. Man erzählte den unwissenden Bauern die Mär, die Regierung habe

ihnen die Juden ausgeliefert. Die schändliche Saat ging bald in furchtbarer Weise auf. Zuerst im März in Wieliczka, dann im Mai und Juni an vielen Orten Westgaliziens. Ueberall wurden die Juden geplündert, beraubt, mißhandelt, vertrieben, ihre Häuser angezündet — mit geheimer Konnivenz der polnischen Behörden. Bald aber trat ein, was jeder Verständige hätte vorhersehen müssen: die Unruhen, die sich inzwischen auch auf Ostgalizien fortgepflanzt hatten, begannen sich überhaupt gegen alle Besitzenden und besonders gegen den wahren Bedrücker und Aussauger der polnischen Bauern, gegen den Adel, zu richten. Nunmehr stieß dieser den Alarmruf aus, und die Regierung traf sofort ernstliche Gegenmaßregeln. Viele Hunderte der Unruhestifter wurden verhaftet und verurtheilt; die Greuelscenen hörten auf. Aber wer entschädigt die Tausende unglücklicher Juden für den Schrecken, die Mißhandlungen, den Verlust ihrer ganzen Habe, das Elend ihrer Familien? Der polnische Adel Galiziens hat gezeigt, daß er noch ebenso selbst- und herrschsüchtig, ebenso skrupellos und gewaltthätig ist, wie vor hundert Jahren, als er durch diese Eigenschaften den Untergang seines Vaterlandes herbeiführte.

Der österreichischen Centralregierung kann man nur Schwäche vorwerfen, nicht Judenfeindlichkeit. Im Gegentheil, sie ist im Februar dieses Jahres mit Erlassen hervorgetreten, in denen sie die böhmischen Beamten und Lehrer ernstlich vor dem Antisemitismus warnte.

Erfreulicher ist, daß die österreichischen Israeliten sich endlich ermannen, die bisherige Lethargie abschütteln und sich zur Pflege der inneren Ausbildung sowie zur Vertheidigung nach außen zusammenschließen. Im Frühjahr fand in Wien die Konstituirung des Allgemeinen österreichisch-israelitischen Bundes statt, der sich einestheils dieselben Aufgaben stellt wie der Deutsch-israelitische Gemeindebund, andererseits aber — gleich dem Berliner „Staatsbürgerverein“ — auch den „Rechtsschutz gegen rechtswidrige Angriffe auf Juden und Judenthum“ in sein Programm aufgenommen hat. Möge er nach beiden Richtungen eine wirksame Thätigkeit entfalten!

Von Oesterreichs Schwesternation, der ungarischen, haben wir glücklicher Weise keine Thatsache zu berichten, die den beneidenswerthen Zustand unserer dortigen Glaubens-

genossen hätte beeinträchtigen können. Schwache Versuche der Antisemiten, im Parlament eine Judenfrage aufzurollen oder auf dem Lande das Blutmärchen wieder aufs Tapet zu bringen, sind kläglich mißlungen. Das ungarische Volk fühlt in seiner geistigen wie materiellen Entwickelung viel zu sehr den Segen der Freiheit, als daß es sie auf konfessionellem Gebiete einzuschränken gedächte.

Nicht anders steht es um Italien. Die Versuche, den Antisemitismus durch die Presse auf der Halbinsel einzubürgern, sind an dem Widerwillen des alten Kulturvolkes Italiens gegen solche Abgeschmacktheiten jämmerlich gescheitert. Die Israeliten sind dort völlig gleichberechtigte Mitglieder der Nation geworden. Mit Recht feierten sie in diesem Frühjahr auf der ganzen Halbinsel mit Begeisterung das fünfzigjährige Bestehen der Verfassung als das Jubeljahr ihrer eigenen Freiheit. Allerdings hat unter dem Drange der nationalen und persönlichen Bethätigung ihr Eifer für das Judenthum gelitten und wäre dessen Anregung dringend zu wünschen.

Welch' Gegensatz zu Italien das gleichfalls romanische Spanien! Dieser „judenreine" Staat befindet sich in so elender Verfassung, er ist geistig und moralisch, wie materiell so tief gesunken, daß sein Krieg mit Amerika für ihn nur eine Reihe hilflos erduldeter Unfälle war, von Niederlagen, die fast ohne Gegenwehr erlitten wurden und den Tiefpunkt staatlichen und nationalen Daseins bedeuten. Vier Jahrhunderte nach der Austreibung der Juden sind die Entdecker und Eroberer Amerikas endgültig aus diesem Erdtheil verjagt worden. Das ist die Gerechtigkeit der Geschichte, sie wirkt langsam, aber unwiderstehlich und gründlich.

Ungewarnt von dem Schicksal Spaniens, hat sich Frankreich immer mehr auf der schiefen Ebene der Unduldsamkeit hinabgleiten lassen. Wer hätte noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß dieses Volk, das seit so lange der begeisterte Vertheidiger aller freiheitlichen und hochherzigen Gedanken gewesen ist, in wahnsinnigem, chauvinistischem Taumel den neidischen, ehrgeizigen und fanatischen Lockungen antisemitischer Agitatoren das Ohr leihen würde! Es ist das für den Menschenfreund eine der bittersten Enttäuschungen. Die Versuche, die Revision des Prozesses gegen den unglücklichen

Dreyfus zu erlangen — Versuche, die übrigens ihre eigentlichen Vorkämpfer in hervorragenden und berühmten Christen fanden — haben die antisemitische Stimmung bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit gesteigert. Der Klerikalismus, der mit den Juden anfing, um dann den Protestantismus und hierauf überhaupt den freien Gedanken in Frankreich zu vernichten, der schon die Dreyfus-Affaire durch seine Herrschaft im Heere veranlaßt hatte, — der Klerikalismus hat sich schnell eines angeblich patriotischen Stichwortes bemächtigt, um überall zu predigen, daß die Juden mit dem Verlangen der Revision jenes Prozesses die Ehre des Heeres schänden und damit Frankreich wehrlos machen wollten. Durch seine wüste Agitation rief er im ganzen Lande judenfeindliche Kundgebungen hervor, die durch Angriffe auf die Synagogen deutlich den religiösen Fanatismus ihrer Urheber bezeugten. Eine wüthende, niederträchtige Presse hat dazu beigetragen, das Gemüth des Volkes durch unausgesetzte Verleumdungen und Aufreizungen zu vergiften. Der Antisemitismus ging so weit, wenige Jahre nach der Centenarfeier der großen Revolution die Ausschließung der Juden vom aktiven und passiven Wahlrecht, sowie von allen öffentlichen Aemtern in Verwaltung, Heer und Flotte zu fordern. In der Kammer beantragte er, wenn auch erfolglos, die Verringerung des Gehaltes der Rabbiner. Die Abgeordnetenwahlen im Mai brachten ihm wirklich einen verhältnißmäßigen Erfolg. Nicht das war dabei die Hauptsache, daß etwa zwanzig Antisemiten gewählt wurden, sondern daß zahlreiche rein antisemitische Bewerber, obschon sie nicht die Mehrheit erlangten, Tausende von Wahlstimmen auf sich vereinten, und daß außer den konservativ-klerikalen auch die regierungsfreundlichen republikanischen Kandidaten einen mehr oder minder offenen Antisemitismus zu bekennen für nöthig fanden. Und fast sämmtliche jüdische Kandidaten fielen durch.

Rief man in Frankreich „Nieder mit den Juden!“ so setzte das widerwärtige Gemisch von Franzosen, Italienern, Maltesern und Spaniern, das als Abhub Südeuropas den größten Theil der städtischen Bevölkerung Algeriens bildet, dieses Geschrei in Thaten um. Wirthschaftliches Mißgeschick, sowie eigene Trägheit und Ausschweifung hatten diese Massen seit Jahren in Elend versenkt, das sie mit bitterem Neid gegen die

durch Fleiß, Nüchternheit und Betriebsamkeit begüterten Juden erfüllte. Schon im vorigen Jahre kam es bekanntlich in einigen Provinzialstädten zu Judenhetzen. Der Zolaprozeß lieh dann den niedrigsten Leidenschaften einen patriotischen Mantel; der Generalgouverneur Cambon begünstigte die Unruhstifter im Geheimen. Ende Januar fanden in der Stadt Algier schmähliche Plünderungen und Mordthaten gegen die Juden statt; erst als es zu spät war, ließ Herr Cambon das Militär einschreiten, das schnell mit dem Gesindel fertig wurde und 300 der Buben verhaftete, die von den Gerichten zu strengen Strafen verurtheilt wurden. Zwar ward Cambon durch den unparteiischen und thatkräftigen Lépine ersetzt, der bei neuen Aufständen im März energisch eingriff. Allein das verschämt klerikale Ministerium Méline suchte nach den Wahlen Anschluß an die Antisemiten, begnadigte alle wegen der Unruhen Verurtheilten, berief den wackeren Lépine ab und erklärte sich so zum Verbündeten der Meuchler und Räuber. Freilich konnten diese schmachvollen Zugeständnisse das Kabinet nicht retten, aber das neue Ministerium Brisson sandte einen gewissen Laferrière als Generalgouverneur nach Algerien, einen schwachen Menschen, der wieder mit den Antisemiten paktirte. Selbstverständlich hat schwankende Benehmen der Regierung dem Gesindel in Algier und Oran Muth gemacht. Es betreibt die Judenhetze geradezu als Sport, plündert Geschäfte, mißhandelt Wehrlose, vergreift sich an der Polizei und bleibt, trotz einzelner Verhaftungen, im ganzen straflos. Die Antisemiten üben in der Stadt Algier eine förmliche Schreckensherrschaft, und ihr laut verkündetes Ziel, dort den Juden das Leben unmöglich zu machen, scheinen sie thatsächlich erreichen zu sollen, nachdem es ihnen gelungen ist, ihren Hauptführer, den Italiener Max Régis, zum Bürgermeister von Algier zu machen.

Von Algerien verpflanzte sich natürlich die antisemitische Agitation auch nach der französischen Schutzherrschaft Tunis, wo Ende März einige Unruhen stattfanden. Allein in Tunesien regiert die französische „Civilisation" noch nicht unbedingt, und die Polizei des Bey unterdrückte schnell die widerlichen Prügel- und Plünderungsattentate.

Der moralische Zusammenbruch des ganzen Anti-Dreyfus-

Schwindels infolge der Entdeckung der Henry'schen Fälschungen und des Selbstmords dieses Elenden wird hoffentlich dem Antisemitismus in Frankreich einen argen Stoß versetzen. Es scheint, daß dort die öffentliche Meinung von ihrer unheilvollen Verblendung zurückzukommen beginnt. Wird dieser Anfang der Besserung aber Bestand und Fortgang haben?

Von Frankreichs Verbündetem Rußland läßt sich nicht viel Bestimmtes sagen. Bald kommen von dort ungünstige, bald erfreulichere Nachrichten. Die Härte der Verfolgung, wie sie der fanatische nationalistische Alexander III. bethätigte, hat unter dem milden und wohlmeinenden Nikolaus II. offenbar nachgelassen; aber ein entschieden duldsamer Kurs ist noch nicht eingeschlagen. Noch immer befinden sich dort die Juden in überaus trauriger Lage. Man pfercht sie in einige Provinzen und Städte zusammen, wo sie, deren Zahl durch die natürliche Vermehrung beständig anwächst, aus Mangel an Nahrungszweigen immer tiefer in Elend versinken. Der Oberprokurator Pobiedonoszeff erklärte offen: „Gerade wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften müsse man die Juden niederhalten, weil sie sonst den faulen und nachlässigen Russen übermäßige Konkurrenz bereiten würden!" Indeß scheint dieser cynische Apostel des ausschließlichen Russenthums doch nicht mehr allmächtig zu sein. Eine erfreuliche Aussicht eröffnet sich durch die Bemühungen der russischen Regierung, den Ackerbau unter den Juden zu fördern. Sie richtet eine Anzahl neuer jüdischer Ackerbaukolonien im Süden des Reiches ein, und Baron Horaz Günzburg begründet eben solche auf seinen Gütern. Auch im ehemaligen Königreiche Polen betreibt die Regierung die Anlage jüdischer Ackerbaukolonien. Das ist der beste Weg zur Lösung der sozialen Frage unter den russischen Juden. Wenn er thatkräftig beschritten wird, kann er zum Ziele für viele Tausende führen. Das hochherzige Wirken des jungen Zaren für den Völkerfrieden berechtigt zu der frohen Hoffnung, daß er auch die eigenen jüdischen Unterthanen zu Glück und Frieden leiten und damit seinem Reiche Millionen nützlicher Staatsbürger heranbilden wird.

Der alte Gegner Rußlands, England, läßt unter dem Schutze britischer Freiheit die jüdische Glaubensgenossenschaft sich gedeihlichen Fortschrittes erfreuen. Jedes Jahr entstehen

in London und den Provinzstädten neue Synagogen. Den einzigen Schatten auf dem lichten Bilde wirft der schroffe Gegensatz, der sich zwischen den Juden russisch-polnischen Ursprungs im Osten und den eigentlich englischen im Westen Londons herausgestellt hat; die religiösen Anschauungen und Bedürfnisse dieser Gemeinschaft sind in der That ebenso verschieden, wie ihr beiderseitiger allgemeiner Bildungsstand. Gegen die polnisch-russische Einwanderung war auch die „Fremdenbill" gerichtet, die die englische Regierung im Oberhause einbrachte, und die dort wirklich Annahme fand. Im Unterhause jedoch kam sie nicht zu ernstlicher Verhandlung und ist so wieder verschwunden. Die Regierung hatte sich Elementen gegenüber, die den „Schutz nationaler Arbeit" wider die genügsamen russischen Eingewanderten anstrebten, zur Einbringung eines solchen Gesetzes verpflichtet, für das sie aber offenbar geringes Interesse hegte.

Der kriegerisch-patriotische Geist, den die Juden überall da zeigen, wo das Vaterland ihnen wahrhaft väterliche Gefühle erweist, bewährte sich auch in England. Auf Veranlassung des rühmlichst bekannten Obersten Goldsmid wurde vor zwei Jahren in London eine „Jüdische Knaben-Brigade" behufs militärischer Ausbildung begründet. Sie zählt bereits 459 junge Soldaten, die unter Aufsicht jüdischer Offiziere des aktiven Heeres exerciren und im August dieses Jahres förmliche Felddienstübungen anstellten.

Für den Ernstfall aber hat sich derselbe Geist in dem anderen großen angelsächsischen Gemeinwesen, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, während des Krieges gegen Spanien glänzend bethätigt. Tausende von jüdischen Freiwilligen eilten zu den Waffen, um für das geliebte Vaterland, für das Land der Freiheit, gegen das Land der Knechtschaft zu kämpfen. Besonders haben gerade die russischen Einwanderer, und zumal diejenigen, die früher im Heere des Zaren gedient hatten, sich zu vielen Hunderten unter das Sternenbanner gestellt. Mehrere dieser jüdischen Krieger haben in Cuba ehrenvolle Wunden oder den Schlachtentod erlitten. — Auch im geistigen Streben bleiben die amerikanischen Juden nicht zurück. Ihr Litteratur-Institut (Jewish Publication Society) zählt bereits 5000 Mitglieder und hat 26 Bücher

in 110000 Bänden ausgegeben. In Deutschland, dem gebildeten, „idealgesinnten" Deutschland ist es bekanntlich nicht gelungen, das von Ludwig Philippson einst geschaffene „Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur" neuerdings wieder zu begründen!

Volk und Regierung der Vereinigten Staaten erkennen die Tüchtigkeit des jüdischen Elementes in vollem Maße an. Präsident Mac Kinley hat Herrn Oskar Strauß, der schon früher sein Land in der Türkei vertrat, abermals zum Botschafter in Konstantinopel ernannt, obwohl er zu seinen politischen Gegnern gehört. So ist die Gleichstellung der Juden in Nordamerika noch vollkommener durchgeführt als selbst in Italien, wo bekanntlich die Beförderung Artoms, des Vertrauensmannes des großen Cavour, zum Gesandten stets an dessen Eigenschaft als Jude scheiterte. — Die Erschwerung der Einwanderung Unbemittelter in Nordamerika ist keine antisemitische, sondern eine allgemein giltige und als solche beabsichtigte Maßregel.

Ganz andere Eindrücke empfangen wir, wenn wir vom äußersten Westen uns zum Südosten wenden. Hier befinden sich die 400000 Juden Rumäniens in einem Elend, das der fanatische Rassenhaß der christlichen Bevölkerung von Jahr zu Jahr furchtbarer gestaltet. Mit frecher Verhöhnung des Berliner Vertrages von 1878, der bekanntlich Rumänien zu voller Gleichberechtigung aller Religionsbekenntnisse verpflichtete, erklärte die rumänische Regierung alle Juden zu Fremden und knüpfte deren Naturalisirung an die Bedingung des tadellos abgeleisteten Militärdienstes. Da aber auf diese Weise immerhin einer Anzahl Juden das Bürgerrecht gewährt werden mußte, bestimmte ein Gesetz vom November 1897, daß die Juden nicht mehr Soldat werden und dafür eine Militärsteuer entrichten sollten. Gegen diese drückende Maßregel protestirten die Vereine ehemaliger jüdischer Soldaten mit gerechtem Unwillen. Um sie dafür zu bestrafen, hat diese schurkische Regierung, wie gerichtlich nachgewiesen ist, eine Bande Strolche besoldet, die, unter dem Schutze der Polizei, die Straßen Bukarests plündernd und zerstörend durchzogen und für 1½ Millionen Franken jüdischen Eigenthums vernichteten. Der Hauptschuldige, der Minister des Innern —

Pherekydes heißt der Elende — hatte die Keckheit, in voller Kammersitzung die Juden als die Urheber der Unruhen anzuklagen. Die Geschworenen von Bukarest zeigten sich ihres Patrons würdig, indem sie die verhafteten Räuber freisprachen und noch eine Geldsammlung zu deren Belohnung veranstalteten! So sieht es in diesem barbarischen Lande mit seiner verderbten, schmutzigen Pseudo-Civilisation aus! — Ebenso haben Regierung und Kammern die Juden von allen Schulen ausgeschlossen. Die edle Baronin Hirsch sucht nach Möglichkeit diesem pharaonischen Seelenmorde vorzubeugen, indem sie aus eigenen Mitteln Schulen aller Art für die Juden anlegt oder unterstützt.

Glücklicher Weise ahmen die beiden anderen christlichen Balkanstaaten, Serbien und Bulgarien, Rumäniens Beispiel nicht nach. Die Juden sind dort ihren christlichen Mitbürgern gleichberechtigt. Die Versuche, das Märchen des Ritualmordes nach Bulgarien zu verpflanzen und unter diesem schändlichen Vorwande die Juden zu beunruhigen, sind von der dortigen Regierung im Keime erstickt worden.

Unter den mohammedanischen Reichen ist nur in der Türkei Gerechtigkeit und Güte für die Juden zu finden, die sich auch in neuester Zeit wieder als treue und patriotische Unterthanen der Pforte bewährt haben. Der Sultan von Marokko hat zwar milde und gerechte Behandlung der Juden anbefohlen, aber seine Statthalter und Richter kehren sich daran nicht, plündern und mißhandeln die Wehrlosen, wie es ihnen beliebt. Zumal an Marokkos Westgrenze haben die algerischen Vorgänge ihre natürlichen Nachspiele gehabt. Noch trauriger ist die Lage der Juden in Persien, da sie hier nicht nur einzelnen Akten der Tyrannei ausgesetzt sind, sondern alle unter stetem schweren Druck leben. Die rohe schiitische Geistlichkeit hatte ihnen als entehrendes Abzeichen einen rothen Lappen aufgezwungen, dessen Anblick nur allzu häufig das Zeichen zu Gewaltthat, ja Mord gab. Auf Einwirkung der französischen und der englischen Regierung hat der Schah das Tragen dieses Abzeichens untersagt. Aber was hilft's? Der Befehl des Herrschers wird von der verfolgungssüchtigen Geistlichkeit nicht lange geachtet werden.

Es ist kein frohes Bild, das wir hier entrollt haben.

Ueberall, mit Ausnahme Englands, Italiens und der Vereinigten Staaten, kämpft Israel einen schweren Kampf wider seine übermächtigen Gegner. Die Hoffnung auf baldiges friedliches und einträchtiges Zusammenwirken zwischen den Juden und ihren andersgläubigen Mitbürgern ist fast nirgends verwirklicht; man will sie nicht als rechtmäßige Söhne desselben Vaterlandes ansehen, man weist sie als Fremde, als Eindringlinge zurück. Da ist es denn ein überaus erfreuliches Zeichen der inneren Gesundheit des jüdischen Volksstammes, daß er sich solcher Mißhandlung nicht mehr, wie früher die langen Jahrhunderte hindurch, demüthig und stillschweigend unterwirft, sondern sich zu Schutz und Trutz zusammenschließt, den Millionen Gegnern, wie einst David dem Goliath, entgegentritt. Ueberall entstehen jüdische gesellschaftliche und litterarische Vereine, jüdische Logen, jüdische Studentenverbindungen. Freilich wachsen dadurch immer höher und fester die Mauern, die sich trennend zwischen der jüdischen und der christlichen Bevölkerung erheben, wird das soziale und geistige Ghetto immer schärfer und allseitiger abgeschlossen. Allein das ist nicht die Schuld der Juden. Hier heißt es eben: Abfall oder Abschließung — und Abfall ist nur Sache kleinlicher und schwächlicher Charakterlosigkeit, ist Betrug seiner selbst und Anderer, ist eine beklagenswerthe Untreue gegen die uralte Gemeinschaft, der der Jude anzugehören die Ehre hat.

Aus diesem Gegensatze wider den Antisemitismus ist auch die zionistische Bewegung hervorgegangen.[1]) Da die Juden fast aller Orten als Fremdlinge betrachtet würden, da man ihnen in der Verbannung das Heimathsrecht versage, müßten sie zurückkehren nach dem Lande ihrer Väter und sich dort wieder eine Heimath schaffen, einen Staat, zu dem sie gehörten und der ihnen gehöre. Kein Zweifel, daß ein solcher Wunsch an sich höchst berechtigt ist, zumal für die Israeliten des europäischen Ostens — Rußlands, Galiziens, Rumäniens

[1]) Wir hätten in unserem vorjährigen Rückblick selbstverständlich mit einiger Ausführlichkeit über die wichtigste Erscheinung des Jahres, den Zionismus, [illegible]. Allein während unserer mehrmonatigen Abwesenheit hatte die geehrte Redaktion des „Jahrbuchs" aus wohlgemeinter aber [illegible] Vorsicht unsere ganze [illegible] gestrichen.

— die unter dem furchtbarsten materiellen und geistigen Elend seufzen. Kein Zweifel, daß die jüdischen Männer, die für den Jammer und die Erlösungssehnsucht ihrer unglücklichen Glaubensbrüder ein warmes Herz zeigten, von den edelsten Beweggründen geleitet sind.. Aber wo es sich um das Heil von Millionen handelt, muß man, neben dem leidenschaftlichen Empfinden, auch der Besonnenheit Raum geben. Und diese hatte dem Zionismus gegenüber eine dreifache Frage zu stellen und — zu verneinen. Einmal entspricht die Rückführung des Judenthums zu der seit fast zwei Jahrtausenden überwundenen nationalen Beschränktheit seiner großen geschichtlichen Aufgabe, die Idee des Monotheismus unter allen Völkern aufrecht zu erhalten und zu verbreiten? Zweitens, ist es möglich, die gebildeten und deshalb leitenden Klassen der europäischen Judenheit von der europäischen Kultur, die nun einmal ihr Nährboden und Wirkungsfeld geworden ist, loszureißen und nach dem Oriente zu übertragen? Drittens, ist gegenüber dem natürlichen Wunsche der Türken, Palästina in ihrer unmittelbaren Gewalt zu behalten, sowie der tiefinnerlichen Verknüpfung der Christenheit mit ihren Erinnerungsstätten im heiligen Lande, dessen Besitznahme durch die Juden überhaupt thunlich? Nein, und dreimal nein! Bei solchen Erwägungen mußte aber der Zionismus nicht nur als eine, obwohl an sich schöne Utopie, sondern auch als eine wirkliche Gefahr erscheinen. Denn er hatte zur nothwendigen Folge einmal die Verstärkung des Antisemitismus im Abendlande, andererseits die Verstimmung der Hohen Pforte, damit die Bedrohung der bisher in glücklicher Ruhe lebenden jüdischen Bevölkerung der Türkei, ja des längst mit gutem Erfolge begonnenen Kolonisationswerkes in Palästina: also das gerade Gegentheil des von den Zionisten Erstrebten.

So kam es, daß im Abendlande verhältnißmäßig nur wenig Juden sich dem Zionismus anschlossen, dessen Anhänger sich hauptsächlich aus den slavischen Ländern rekrutirten, wo der unerträgliche Zustand der Juden bei diesen radikale und phantastische Wünsche erwecken mußte.

Was jeder Besonnene vorhergesagt hatte, trat bald genug ein. Der europäische Antisemitismus ergriff mit Jubel die Idee des „Judenstaates“ und wünschte allen Juden, die ja

nun endlich offen bekannten, wo ihre Heimath sei, glückliche Reise nach dem Orient. Die türkische Regierung aber erließ ein strenges Verbot fernerer Einwanderung von Juden in Palästina. Ihr Gesandter in Washington drohte den türkischen Israeliten klar und deutlich mit dem furchtbaren Schicksale der Armenier, wenn sie Selbstständigkeitsgelüste zeigen sollten. Die Bank zur Erwerbung und Ansiedelung Palästinas, die angeblich schon Hunderte von Millionen Franken besaß, schrumpfte zu einer kleinen „Kolonialbank" zusammen, für die vier Millionen Franken gezeichnet, aber bei weitem noch nicht gezahlt sind.

Der zweite Kongreß der Zionisten, der am 28. und 29. August 1898 in Basel getagt hat, brachte die vollkommenste Abkühlung. Trotz der prahlerischen und herausfordernden Reden einzelner Führer wurde es still vom „Judenstaate". Man will nur noch Förderung von Ackerbau- und Industriekolonien in Palästina und Syrien, rettende Organisation des jüdischen Proletariats, endlich „geistige Wiedergeburt des jüdischen Volkes" durch Verbreitung der Kenntniß der hebräischen Sprache und der jüdischen Litteratur. Das sind vortreffliche Ziele, die jeder billigen wird, wenn sie auch keineswegs von den Zionisten entdeckt, vielmehr längst durch Andere angestrebt sind. Indeß darüber wollen wir nicht streiten. In dieser dreifachen Richtung wird sich jeder treue Israelit mit den bekehrten „Zionisten" einig wissen und ihnen nicht nur herzlich Glück wünschen, sondern auch nach Kräften beistehen. Es wird so der umgewandelte Zionismus ein neuer Beweis sein für die unerschöpfliche Lebenskraft, die dem Judenthum innewohnt, ein neuer kräftiger Zweig an dem uralten und doch stets frisch keimenden Baume unseres Glaubens und Stammes.

Litterarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

Zum zweiten Mal wage ich heute den Versuch, den Lesern dieses Jahrbuches ein Bild von dem geistigen Leben innerhalb des Judenthums, von den verschiedenen Strömungen auf den einzelnen Gebieten seiner Litteratur in allgemeinen Umrissen zu geben. Auch diesmal wird das Bild kein vielseitiges, auch diesmal kein besonders erfreuliches sein. Gleichwohl wäre es thöricht, deshalb den Versuch, ein solches Gemälde zu entwerfen, ganz aufzugeben und noch viel thörichter wäre es, deshalb zu verzagen. Es muß eben rüstig weiter gearbeitet werden, denn auch im abgelaufenen Jahre hat sich eine erhöhte geistige Regsamkeit, ein wärmerer Pulsschlag der Theilnahme kundgegeben, und wenn auch nicht alle Blüthenträume reiften, so sind doch Keime aufgegangen, die einen früchtereichen Sommer verheißen.

Bevor ich jedoch zu der Uebersicht der einzelnen litterarischen Erscheinungen komme, möchte ich einige Worte über die allgemeine Lage sagen; denn das Verhältniß der modernen Juden, und zwar der gebildeten zumeist, zu den Litteratur- und Kulturbestrebungen des Judenthums ist ein wunder Punkt, der aber nicht umgangen oder verschwiegen werden darf, wenn von dem geistigen Leben des Jahres die Rede ist. Ja, gerade an diesem Punkt muß eine kühne und schnelle Operation

erfolgen, wenn uns Hilfe kommen soll. Es handelt sich nämlich um die Theilnahmlosigkeit der modernen Juden im Allgemeinen ihrer Litteratur gegenüber. Aber es wäre unrecht, diesen Fehler blos den modernen Juden zuzuschreiben. Liest man die deutschen litterarischen Zeitschriften, so wird man dort die beständige Klage finden, daß die Deutschen keine Bücher mehr lesen und auch keine solche kaufen; ja selbst die Franzosen, die man lange Zeit immer als das Muster einer bücherkaufenden Nation aufgeführt hat, haben in letzter Zeit einen großen Bücherkrach erlebt. In Amerika herrschen genau die gleichen Verhältnisse, kurz die ganze Welt hallt wieder von dieser Klage und es wäre unbillig, die Juden allein deshalb zu beschuldigen. Die Zeitung hat eben das Buch verdrängt. Der Mann, der im heftigen Getriebe des Lebens steht, findet Tags über kaum Muße genug, um seine Zeitung durchzulesen, und in dieser Zeitung findet er alles, was in Kunst, Litteratur und Wissenschaft vorgeht, hübsch beisammen und seinem Verständniß mundgerecht gemacht.

Bei den modernen Juden liegt die Sache insofern freilich anders, als sie, d. h. in ihrer überwiegenden Majorität, auch keine jüdischen Zeitschriften lesen, also weder eine Zeitung noch ein Buch. Ja, ich habe jüdische Familien kennen gelernt, die nicht einmal eine Bibel besaßen. Da klingt es wirklich fast wie eine Ironie, wenn man liest, daß die alten muhammedanischen Schriftsteller die Juden einst „das Volk des Buches“ genannt haben.

Sie waren aber auch einmal das Volk des Buches, und nicht blos einmal, sondern das ganze Mittelalter hindurch. Leider besitzen wir keine Statistik darüber, wie viele Bücher die Juden früher gekauft haben, aber Anhaltspunkte für eine solche Statistik ließen sich wohl auffinden. Die fleißig bearbeitete Geschichte der verschiedenen Druckereien in allen Ländern Europas seit Erfindung der Buchdruckerkunst wäre ein interessanter Beleg zu diesem Kapitel. Ja, nur für die Hälfte des vorigen Jahrhunderts und nur für ein Land — nämlich für Oesterreich — waren von einem Historiker folgende Zahlen angegeben: Nach authentischen Berichten wurden damals alljährlich allein von den Juden Oesterreichs Talmude für 40000 Gulden, Werke, die in dies Studium einleiteten,

für 56000 G., Religionsbücher für 60000 G., Andachts- und Gebetbücher für 70000 G., Bibeln für 40000 G., exegetische Werke für 20000 G. gekauft. Und in einem Zeitraum von 250 Jahren unaufhörlicher Verfolgungen wurden von drei bis vier Millionen Menschen in verarmten, zersplitterten und bedrängten Judengemeinden mehr als sechstausend verschiedene Druckwerke hergestellt und verbreitet. Solche Zahlen reden eine deutlichere Sprache als die eingehendsten Untersuchungen, sie sind charakteristisch für das geistige Leben jener Zeit, sie sind ehrend für unsere alten und beschämend für unsere jungen Juden.

Aber hier kommt nun wieder der Indifferentismus der Generation gegenüber dem Bekenntniß unserer Glaubensgemeinde hinzu. Außer den allgemeinen Ursachen, die in der Zeit selbst liegen, ließen sich noch manche andere Gründe anführen, deren Erörterung gerade hier von Nutzen wäre. Ich will aber diesmal nur einen Punkt berühren.

Die Wissenschaft des Judenthums hat in diesem Jahrhundert eine schöne Renaissance erlebt. Nur Sachkenner sind in der Lage zu beurtheilen, was auf diesem Gebiete innerhalb eines halben Jahrhunderts geschaffen wurde. Und diese Arbeit mußte so zu sagen ab ovo beginnen, da es an Vorarbeiten so gut wie gänzlich fehlte. Für jeden einzelnen Zweig dieser Wissenschaft mußten erst die Grundlinien gezogen werden, dann mußte die Kleinarbeit beginnen, um die einzelnen Bausteine zusammen zu tragen. Das dauerte länger als ein halbes Jahrhundert. Die Wissenschaft des Judenthums nimmt nunmehr eine Achtung gebietende Stellung ein, sie hat viel mehr geleistet als ihre Feinde jemals zugeben werden.

Aber ein Moment ist bei dieser großen Arbeit, bei all diesen Forschungen und Bestrebungen unberücksichtigt geblieben: Die Bildung des Volkes. Wir haben keine Volkslitteratur, wir haben keine Jugendschriften, wir haben nur wenige populäre Werke, aus denen der Gebildete sich Aufklärung holen könnte über den Inhalt und die Bedeutung seiner Religion, über den Verlauf seines Geschichtslebens, über den Werth seines Geisteslebens. Ja, noch mehr. Die Wissenschaft schließt sich gerade in den letzten Dezennien ziemlich eigensinnig und noch strenger als vordem von jeder

Berührung mit dem Volke ab. Ein wissenschaftliches Werk erscheint heute um so gelehrter, je weniger es verständlich ist, und ein Ballast von Citaten und Notizen vermehrt schon von vornherein dem Eindringenden den Weg in ein solches Werk. Der Grundgedanke, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen da sei, schließt doch keineswegs den Gedanken aus, daß ihre Früchte und Resultate auch dem Volke Nutzen bringen sollen. Dafür scheinen aber viele unserer Gelehrten gar kein Verständniß zu haben: und doch haben einzelne Forscher gezeigt, daß man sehr wohl allgemeinverständlich, ja sogar schön schreiben kann, ohne seiner Wissenschaft irgend etwas zu vergeben. In der allgemeinen Wissenschaft ist dieser Grundsatz längst anerkannt worden: nur in unseren Kreisen ist ein solches Verständniß noch nicht zum Durchbruch gelangt. Ein einziges Buch, das im Vorjahre erschienen, das Werk von Lazarus über die Ethik des Judenthums, könnte nach dieser Richtung als edles Muster und schönes Vorbild dafür gelten, wie man die höchsten Forderungen der Wissenschaft mit der feinsten Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volkes sehr wohl vereinigen kann. So lange wir aber keine Volkslitteratur besitzen, die die mühsam errungenen Resultate der Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich macht, vor allem aber, solange wir keine würdige Jugendlitteratur haben, die vernehmlich zu dem Herzen und Geiste unserer Kinder spricht, so lange ist auch keine Aussicht auf Besserung vorhanden. Gerade die Besten müßten hier den Hebel ansetzen, um die Sympathie und Theilnahme weiterer Kreise für unsre Ideen zu erwecken. Die verschiedenen Versuche, welche hie und da unternommen wurden, um durch Preisausschreiben solche Werke hervorzurufen, sind leider bisher ohne Erfolg geblieben. Man darf darauf gespannt sein, ob die beiden Preisaufgaben, die ein edler Mäcen unserer Wissenschaft gestellt, und die allerdings eine streng wissenschaftliche Lösung erfordern, ein besseres Schicksal haben werden.

Denn auch dies ist ein Erbfehler unseres geistigen Schaffens: Es fehlt uns an grundlegenden, systematischen und zusammenfassenden Werken. Der Kärrnerarbeit ist genug gethan, es gilt jetzt die einzelnen Bausteine zu einem Ganzen zusammen zu tragen und auf den verschiedenen Gebieten unserer Wissen

schaft die grundlegenden Werke zu schaffen. In der That, wir können das alte Wort aus den Sprüchen unserer Väter getreulich heute wiederholen: Der Tag ist lang, die Arbeit groß, der Hausherr streng — aber man kann doch nicht sagen, daß die Arbeiter faul seien, wie schon aus einer flüchtigen Betrachtung des im abgelaufenen Jahr Geschaffenen hervorgehen soll.

Den Reigen eröffnet auch diesmal die Bibelexegese. Im abgelaufenen Jahre ist die Reaktion gegen die Ausschreitungen einer unbesonnenen Bibelkritik immer stärker angewachsen. Die Resultate der Forschungen bringen von Tag zu Tage immer neue und überraschende Aufschlüsse für die Echtheit und Wahrheit des alten Bibelwortes, nicht nur in historischer, sondern sogar auch in chronologischer Beziehung. Wo aber die Steine reden, müssen die Menschen schweigen, die nur Hypothesen und Ansichten vorbringen können, die höchstens so lange Geltung haben, bis sie von neuen Hypothesen und noch kühneren Anschauungen verdrängt werden.

Indeß soll daraus der redlichen und selbstlosen Arbeit der Bibelkritik, soweit sie sich um die Erforschung des Verständnisses der heiligen Schrift bemüht, keineswegs ein Vorwurf gemacht werden. Gerade auf diesem Gebiete hat das abgelaufene Jahr manche werthvolle Gabe gebracht. Die Kommentare zur Bibel, die Nowack und Marti seit Jahren herausgeben, nehmen einen erfreulichen Fortgang; in dem ersteren Sammelwerk ist das Deuteronomium von Steuernagel übersetzt und erklärt und die Sprüche von Frankenberg, der Prediger und das Hohe Lied in anerkannter Meisterschaft von Siegfried; letzteres haben auch P. Baarts und J. Baer von Neuem übersetzt und erläutert in der andern Serie haben Holzinger die Genesis und Budde, Bertholet und Wildeboer die fünf Megillot herausgegeben, ferner Budde das Buch der Richter und Bertholet das Buch Hesekiel. Aus einem dritten Sammelwerk, einem kurzen exegetischen Handwerk zum alten Testament, ist der Kommentar zu den Büchern Samuelis von Thenius, neu herausgegeben von Löhr, zu erwähnen. Auf konservativem Standpunkte steht die Erklärung der Propheten Micha und Joël von Bäck, ebenso die Uebersetzung der Vor-

lesungen von Hoedemaker über den messianischen Ursprung der Gesetze und über die moderne Schriftkritik des alten Testaments. Eine deutsche Uebersetzung ist auch von dem bekannten Werke von Cheyne über Jesajas von Böhmer erschienen. Eine sehr hübsche Gabe ist die Uebersetzung und Erklärung des Hiob von Baethgen, wobei aber die italienische Uebersetzung desselben Werkes von Castelli und die deutsche Bearbeitung von Duhm, sowie die französische in Versen von Montvailland nicht unerwähnt bleiben dürfen. Auch der berühmte Kommentar von Dillmann zu Jesajas ist in sechster Auflage vielfach umgearbeitet von Kittel herausgegeben worden.

Der Einleitungswissenschaft gehört das bekannte, nunmehr in fünfter, vielfach verbesserter Auflage erschienene Buch von H. L. Strack an, das sich namentlich durch seine eingehenden Litteraturnachweise auszeichnet und dessen Standpunkt für uns von besonderem Interesse ist. Die lesenswerthe Schrift von S. Bernfeld: „Das Buch der Bücher“ macht zum ersten Mal den Versuch, einem gebildeten jüdischen Publikum die Kenntniß des biblischen Schriftthums in populär-wissenschaftlicher Darstellung zu vermitteln. Von einem andern Standpunkt geht Thomas in seiner Geschichte des alten Bundes aus, aber auch er sucht das geschichtliche Verständniß des alten Testaments, freilich für einen anderen Leserkreis, zu erläutern. Ueber die Berufsbegabung der alttestamentlichen Propheten handelt F. Giesebrecht ausführlich, während Friedrich von Hummelauer den biblischen Schöpfungsbericht in eine gewisse Uebereinstimmung mit den Resultaten der modernen Naturwissenschaft zu bringen sucht. Auch H. W. J. Thiersch macht den bemerkenswerthen Versuch, die Anfänge der heiligen Geschichte nach dem ersten Buch Moses zu erörtern. Gleichfalls vom orthodoxen Standpunkt vertheidigt Th. A. Fischer das mosaische Gesetz gegen die neuere Kritik und G. Stosch setzt seine alttestamentlichen Studien fort in dem Buche „Vom Sinai zum Nebo“. Die Geschichten des Judenthums von Marti und von Wellhausen sind in neuen Ausgaben erschienen. D. H. Müller hat seine Bemühungen, das Strophensystem in den hebräischen Propheten aufzuzeigen, mit Eifer und Geschick fortgesetzt. D. Leimdörfer

behandelt das betende Ich in den Psalmen in geistvoller Weise in seinem Buche: Das Psalter-Ego. Neue Fragmente der Bibelübersetzung des Aquila hat S. Schechter aus den Schätzen der Genizah zu Kairo herausgegeben. Die Sichtung dieser Schätze wird sicher noch Großes und Neues in Fülle bringen.

Außerdem sind zu erwähnen die Uebersetzungen des Pentateuchs ins Ungarische, herausgegeben vom ungarisch-israel. Litteraturverein, die Bible for Home Reading, eine ausgezeichnete Arbeit von C. G. Montefiore, die hebräische Uebersetzung des Pentateuch-Kommentars von Hirsch durch M. S. Aronsohn und eine große Reihe von Einzelstudien, wie die von Adeney über die Konstruktion der Bibel, über die Gesetzgebung der heiligen Schrift von Palmer, über die babylonischen Ausgrabungen von Volk, über die Vorgeschichte nach der Genesis von Kerber, über die religionsgeschichtliche Bedeutung der Eigennamen in der heil. Schrift von Smith, über Bibel und Islam von Meinhold, über Jesaja und seine Zeit von A. Schulz, über die Stufenpsalmen von B. Wolf, über den Seelenbegriff im alten Testament von S. Rosenblüth, über Bibel und Heidenthum von A. Kurrein. Die Grammatik der hebräischen Sprache hat durch das historisch-kritische Lehrgebäude von F. E. König, dessen vergleichendes System der semitischen Sprachen bekannt ist, eine dankenswerthe Bereicherung erfahren. Für Schulzwecke ist die kleine Grammatik von Dreher, die in neuerer Auflage erschienen ist, zu empfehlen. Auch das im vorigen Jahre angezeigte Wörterbuch — hebräisch-deutsch-russisch — von J. Steinberg habe ich inzwischen kennen und als sehr brauchbar schätzen gelernt.

* * *

Den Uebergang zur talmudischen Litteratur mag das aramäisch-neuhebräische Wörterbuch zu den Targumen, Talmuden und Midraschim von G. Dalman vermitteln, das von der Kritik mit Beifall aufgenommen wurde; eine dankenswerthe Zugabe bildet das Lexikon der Abbreviaturen von Händler.

Die erste wissenschaftliche Darstellung der Lautgesetze, welche bei der Aufnahme der griechischen und lateinischen Lehnwörter in den talmudischen Schriften maßgebend waren, bietet Samuel Kraus in seinem großen Werke, das als preisgekrönte Arbeit ein Desiderium der Wissenschaft in befriedigender Weise gelöst hat. Von der Uebersetzung und Erklärung der Mischnah, die H. Itzkowsky herausgiebt, liegt die vierte Ordnung vollständig vor. D. Hoffmann hat hier von Neuem einen Beweis seiner stupenden Gelehrsamkeit gegeben. Auch von der Talmudübersetzung von L. Goldschmidt liegen mehrere neue Abschnitte des dritten Bandes vor. Das Urtheil über diese Arbeit ist noch nicht zum Abschluß gelangt. M. Rawicz setzt ebenfalls seine Uebertragungen einzelner Talmudtrakte mit Fleiß und Geschick fort. Die Partikeln der Mischna hat H. Sachs, das Häusgeräth, soweit es in diesem Werke erwähnt wird, J. Krengel behandelt. Eine wichtige Ergänzung zu seinen Studien über das talmudische Recht hat M. Bloch in seiner gelehrten Abhandlung über das mosaisch-talmudische Besitzrecht geliefert. Auch das vergangene Jahr hat wieder verschiedene Essays über den Talmud gebracht, von denen der von A. Darmesteter in guter englischer Uebertragung erschienen ist, während ein anderer von L. Huber vom katholischen Standpunkte den Talmud kulturhistorisch zu erklären sucht, ohne zu einer vorurtheilslosen Kritik sich aufzuschwingen. Die Schätze der Midrasch-Litteratur sind noch immer nicht völlig gehoben. So hat L. Grünhut, dem wir schon manche werthvolle Arbeit verdanken, den Midrasch zum hohen Lied zum ersten Mal nach einer aus dem 12. Jahrhundert stammenden, in Aegypten aufgefundenen Handschrift herausgegeben; von demselben fleißigen Forscher ist auch eine Sammlung älterer Midraschim erschienen. Die Geschichte Josephs nach dem Midrasch hat S. Auscher behandelt.

Die Einflüsse des Midrasch auf die älteren Kirchenväter verfolgt M. Rahmer mit kritischem Scharfsinn immer weiter. Ueber das Buch der Jubiläen hat S. Singer in einem großen Werke werthvolle neue Aufschlüsse gegeben. Der hebräischen Elias-Apokalypse hat M. Buttenwieser eine scharfsinnige Untersuchung gewidmet. Vielleicht darf hier

auch die neue kritische Ausgabe des hinlänglich bekannten Toldot Jeschu von Resch erwähnt werden.

Wie immer, so ist auch diesmal das weite Gebiet der Geschichte und Litteratur am eifrigsten behandelt worden. Zwar haben wir keine großen und grundlegenden Werke zu verzeichnen, dafür aber eine ansehnliche Reihe werthvoller Neubearbeitungen, Editionen, Uebersetzungen und Einzeluntersuchungen. An erster Stelle steht gebührendermaßen das bedeutende und längst allgemein anerkannte Werk von Emil Schürer: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, dessen heiß ersehnter zweiter Band nunmehr in dritter Auflage und in neuer Bearbeitung in zwei Theilen erschienen ist. Auch der erste Band soll „in nicht zu langer Frist“ folgen. Alle Vorzüge, die diesem Werke mit Recht nachgerühmt werden, finden sich auch in der neuen Bearbeitung: Strenge Sachlichkeit, wohlwollende Objektivität, staunenswerthe Quellenkenntniß. Der Eifer, mit dem Schürer unsere Geschichte und Litteratur schildert, ist für ihn ebenso ehrend als schmeichelhaft für uns. Er hat nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern auch unseren großen und kleinen Leistungen auf dem Gebiete der Religion und Litteratur eine überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur bei der Auffassung des „Gesetzes“, dessen Bedeutung er übermäßig hoch ansetzt, weicht Schürer's Darstellung von unsern Anschauungen ab. Ein interessanter historisch-philosophischer Versuch, die jüdische Geschichte zu konstruiren, ist von S. M. Dubnow unternommen worden. Ich habe bereits des russischen Originals in der vorigen Uebersicht gedacht und freue mich nunmehr, die deutsche Uebersetzung dieses geistvollen Essays ankündigen zu können, in dem mit feinem psychologischen Verständniß die ganze Entwicklung unserer Geschichte dargestellt wird. Von den gesammelten Schriften Leopold Löw's ist der vierte Band, der den früheren in nichts nachsteht, erschienen; namentlich die Studien über den synagogalen Ritus und über verschiedene Parthien der Religionsgeschichte sind von bleibendem Werth. Ein Ergänzungsheft, das den Plan und die Kollektaneen für die einzelnen Kapitel des Werkes über den synagogalen Ritus, eine Bibliographie der Schriften Löw's und verschiedene Register enthalten soll, steht noch aus.

Ueber eine seltsame Strömung oder richtiger Verirrung unserer Geschichte, nämlich über das altjüdische Zauberwesen, liegen zwei Schriften vor, die eine in deutscher Sprache von Ludwig Blau, die andere in englischer von M. Davis. Die in den letzten Jahren so zahlreich aufgetauchten Zauber-Papyri haben in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf die antike Magie gelenkt. Selbst der jüdische Monotheismus konnte trotz seiner Strenge diesen Zauber nicht ausrotten. Die aus den Originalen geschöpfte Darstellung von Blau ist eine vorzügliche Arbeit. Den Bann in seiner dogmatischen und theologischen Entwicklung und in seiner Stellung zu dem talmudischen Schriftthum und zu den rabbinischen Codices hat S. Mandl eingehend bearbeitet. Die Geschichte der Juden von Graetz ist in der französischen und englischen Uebersetzung zum Abschluß gelangt. Die Letztere hat als werthvolle Zugabe eine ausführliche Biographie von Graetz aus der Feder Philipp Bloch's, gediegen und geistvoll wie alles, was von diesem Schriftsteller herrührt. Die Werke des ältesten jüdischen Historikers, des Flovius Josephus liegen in der lat. Uebertragung, herausgegeben von Boysen, im 6. Bde. vor uud die arabische Version des sog. Josippon hat Wellhausen mit gewohnter Akribie untersucht.

Auf dem Gebiete der Geschichte ist das Buch von S. Saalfeld: „Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches“, ein Werk von hohem Werth, eine der bedeutendsten Erscheinungen des Berichtsjahres, die das Gerüst zu einer vollständigen Geschichte der deutschen Juden liefert. Einen guten populären Versuch hat nach dieser Richtung Adolf Kohut gemacht, von dessen „Geschichte der Deutschen Juden“ die zwei ersten Lieferungen reich illustrirt und vorzüglich ausgestattet vorliegen. Der Verfasser belauscht das ganze Treiben der Juden, nicht blos ihre bürgerliche Stellung und ihre Leiden, sondern den ganzen Lebensodem, wie er sich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunst der Nachwelt hinterlassen haben. Einzelne Gebiete des deutschen Lebens sind von E. Eckstein in seiner „Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstbisthum Bamberg“, von A. Humann in seiner „Geschichte der Juden im Fürstenthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen“, von L. Löwen-

stein, dem verdienstvollen Arbeiter auf diesem Gebiete in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Juden in Deutschland" (Nathanael Weil und seine Familie), von N. Samter in seinen werthvollen Studien zur Geschichte des Proselytismus u. a. behandelt worden. Die Geschichte der Juden in der Türkei hat M. Franco, die der Juden in der wichtigen Gemeinde zu Kremsier in Mähren hat Adolf Frankl-Grün geschrieben, die Geschichte der bekannten Sekte der Frankisten hat A. Kraushaar in polnischer Sprache dargestellt, und jetzt N. Sokolow ins Hebräische übersetzt und dadurch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Hier reiht sich wohl auch am besten die hebräische Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis zur Zerstörung von Bethar an, die M. Braunstein in tüchtiger hebräischer Darstellung als Schulbuch herausgegeben hat. Einzelne Charaktere der jüdischen Geschichte sind auch im Berichtsjahre zum Gegenstand der Darstellung meist in Dissertationen gemacht worden. Ich erwähne nur die Arbeit über Juda Makkabi von Hugo Weiß und über Herodes von F. Schlachter. Aus der Reihe der Geisteshelden des Mittelalters hat W. Engelkemper den Gaon Saadia, und aus der Reihe der Geschichtshelden der für die Wissenschaft leider viel zu früh verstorbene L. Feilchenfeld die interessante Gestalt des Rabbi Joselmann von Rosheim sich ausgewählt.

Wenn wir zu unserer Litteratur übergehen, so wundern wir uns immer wieder von Neuem, wie diese selbst trotz so vieler werthvoller Untersuchungen dabei immer zu kurz gekommen ist. Es ist ein seltsames Schicksal, das sie getroffen hat. An der Spitze derer, die einzelne Gebiete unserer Litteratur durchforscht haben, steht auch in diesem Jahre der unermüdliche Altmeister Moritz Steinschneider, der mit staunenswerther Geistesfrische in hohen Jahren noch Werke von bleibendem Werthe schafft. Seine Vorlesungen über die Kunde hebräischer Handschriften, deren Sammlungen und Verzeichnisse füllen wieder eine schmerzlich entbehrte Lücke in unserer Litteraturgeschichte aus. Von großem Interesse sind auch die Beiträge zur hebräischen Bibliographie und Typographie, die A. Berliner in seinem Buche: „Aus meiner Bibliothek" gegeben hat; eine Arbeit von E. Biberfeld über die hebräischen

Druckereien zu Karlsruhe in Baden vervollständigt dieses Gebiet in erwünschter Weise. Sonst ist das meiste, was in diesem Jahre geschaffen wurde, rein biographischer oder fachwissenschaftlicher Art. E. Baneth behandelt mit großer Gelehrsamkeit die Neumondsberechnung bei Maimuni. M. Rapaport-Hartstein hat Moses ben Nachman, den hervorragendsten Repräsentanten der spanischen Epigonen-Periode, zum Gegenstand der Behandlung genommen, während S. A. Horodetzky in seinem Sammelwerk Hagoren die Biographien einiger rabbinischer Autoritäten, welche den talmudischen Studien in Polen eine freie Bahn ebneten, veröffentlicht hat. Es sind dies Moses Isserles (Remah) und Meir Lublin. Einen Epigonen auch selbst noch dieser Periode hat J. Nacht in seiner übrigens ziemlich mangelhaften Studie über Chajim ibn Attar vorgeführt. Dagegen haben wir mehrere werthvolle Biographien aus der neuern Geschichte erhalten. S. M. Rabinowicz hat eine hebräische Biographie von Zacharias Frankel begonnen, während M. Hirsch die Lebensgeschichte des eifrigsten Gegners des Breslauer Seminars, nämlich die seines Vaters, Samson Raphael Hirsch, nach einer bestimmten Richtung hin vervollständigt hat. Auch eine Biographie des Würzburger Rabbiners S. B. Bamberger ist in diesem Jahre erschienen. Die bedeutendste Erscheinung auf diesem Gebiete bleibt aber wohl die eingehende und liebevolle Würdigung, die M. Kayserling, der verdienstvolle Mendelssohn-Biograph, dem unvergeßlichen Ludwig Philippson gewidmet hat. Eine interessante Schilderung entwirft J. Günzig von dem jüdisch-russischen Schriftsteller und Bildhauer M. M. Mane. Das Leben und die Thätigkeit eines jüdischen Diplomaten führt uns der leider in diesem Jahre verstorbene Marco Diena in seinem Essay über Salomon Aschkenasi, den Gesandten der Pforte bei der Republik Venedig, vor, während Simon Wolf die Abenteuer eines amerikanischen Staatsmannes, wenn das Wort hier gestattet ist, des Majors Mordechai Noah eingehend geschildert hat. Nicht vergessen soll auch bei dieser Gelegenheit die spannende Selbstbiographie von Aron Isak werden, die in Stockholm, aber in deutscher Sprache erschienen ist.

Eine besondere Periode, nämlich die neuhebräische Auf-

klärungslitteratur in Galizien hat Max Weißberg in seinem Buche behandelt. Den Einfluß der Bibel auf die Dichtungen Wieland's hat A. Biach in einer feinsinnigen Studie nachgewiesen und die jüdischen Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig hat S. Lublinski in gründlicher Weise untersucht.

* * *

Die arg vernachlässigte Religionsphilosophie des Judenthums hat in diesem Jahre ein Werk aufzuweisen, das nach jeder Richtung hin von hoher Bedeutung ist: Die Ethik des Judenthums von M. Lazarus. Wie oft ist nicht im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts unsere Ethik verkannt, unterschätzt und verleumdet worden! Aus dem Zusammenhang gerissene Stellen, falsche Uebersetzungen und noch falschere Auslegungen gaben nur zu oft willkommene Veranlassung, die ethische Weltanschauung des Judenthums herabzusetzen. So war es denn ein nothwendiges und verdienstvolles Werk, das nur ein Forscher wie Lazarus, der die Quellen der Philosophie ebenso genau kennt wie die Strömungen des religiösen Gedankens, unternehmen konnte. Der erste Band dieses großen Werkes liegt nun nach jahrelanger, mühevoller Arbeit vollendet da und er verdient in reichem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit; denn es handelt sich nicht blos um ein bedeutsames litterarisches Werk in diesem Falle, sondern um eine rechte sittliche That, die schwer in die Waagschale fallen wird gegenüber den Angriffen auf unsere sittliche Werthung und gegenüber den mit großer Konsequenz noch immer fortgeführten Versuchen, diese zu Gunsten der christlichen oder der allgemeinen Ethik herabzusetzen. Ein neues geschichtliches Bewußtsein und Lebensprinzip ist mit diesem Werke in die Religionsphilosophie hineingetragen worden: das Prinzip bewußter Entwicklung, durch das die Eigenart der jüdischen Weltanschauung und zugleich auch die Continuität unseres Geisteslebens in hellem, für Viele sicher neuem Lichte erscheinen wird. Auch von der Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie, die S. Bernfeld in hebräischer Sprache schreibt, sind zwei neue Hefte erschienen, die die gleiche Sachkenntniß und Beherrschung der Quellen zeigen. Von nicht ge-

wöhnlichem Interesse ist auch die Studie von P. J. Muller: De Godsleer der Middeleeuwsche Joden, eine vorurtheilslose Untersuchung über die mittelalterliche Religionsphilosophie von einem Autor, der schon früher über Saadia und Gabirol geschrieben. Ueber Philo und die alexandrinische Religionsphilosophie ist ein ausführliches Werk von E. Heriot in französischer Sprache erschienen, das aber wenig Neues beibringt. Ganz unbedeutend ist der italienische Essay von Felix Momigliano über den jüdischen Pessimismus. Die Psychologie der jüdischen Religionsphilosophie begann S. Horowitz in einer Reihe von höchst werthvollen Untersuchungen zu erforschen, die von Saadia anhebt und bis zu Maimuni sich erstrecken soll. Die Stellung, die das Hauptwerk des Letzteren in der Weltlitteratur einnimmt, hat David Kaufmann in einem glänzend geschriebenen Essay mit gewohnter Meisterschaft erzählt. Dem beliebtesten Philosophen der spanisch-arabischen Epoche Bachja ibn Pakuda widmet Joseph Hertz eine Betrachtung in englischer Sprache, in der er seine Weltanschauung mit der des Thomas a Kempis vergleicht. Nicht speziell in die jüdische Philosophie gehört das große Werk von J. Freudenthal über Spinoza. Es muß aber doch erwähnt werden, weil die Arbeit des gelehrten Forschers mannichfache Beziehungen zu unserer Spezialgeschichte hat.

*
* *

Die populäre Litteratur ist im Berichtsjahre etwas stiefmütterlich von jüdischer Seite bedacht worden. Wir haben kaum ein einziges hervorragendes Werk, auf das wir hinweisen könnten. Merkwürdig ist dagegen der Eifer, mit dem sich die Romanlitteratur, speziell die französische, der Juden, freilich nicht immer in freundlichem Sinne, angenommen hat. Wir nennen nur die Erzählung M. Clémenceau's: Au pied de Sinai und von Louis Dollivet: Salle Iuif, weil sie die einzigen sind, die das Judenthum in objektiver Weise darstellen. Die Charakterschilderungen, die Israel Zangwill unter dem Gesammttitel: „Dreamers of the Ghetto“ herausgegeben, sind hie und da sehr interessant, aber sie reichen doch nicht immer an den

Eindruck seiner beiden Hauptwerke heran. Von englischen Romanen verdienen nur A. S. Homer: Hernani, the Jew und M. Villard: Song of Jews Erwähnung. Ein junger Erzähler, der in den Spuren Zangwills einhergeht, Samuel Gordon, hat sich auch auf dem Gebiete der englisch-jüdisch-polnischen Ghettogeschichte mit Erfolg versucht. Das Muster einer Ghettogeschichte in der wirksamen Gegenüberstellung und harmonischen Ausgleichung der Contraste des altjüdischen und des modernen Lebens ist die Erzählung von Gotthard Deutsch: „Andere Zeiten“. Hier ist Kenntniß jüdischen Lebens verbunden mit inniger Pietät, Geist und Witz mit Lebenserfahrung und mit einer nicht gewöhnlichen Darstellungskunst.

Eigenthümlich ist die Vorliebe, mit welcher deutsche Autoren das Zeitalter Jesu Christi und die Geschichte der Juden während dieser Zeit behandeln. Das Drama „Johannes“ von Hermann Sudermann hat berechtigtes Aufsehen, allerdings auch entschiedenen Widerspruch erfahren. Die Kenntniß des jüdischen Volkslebens jener Zeit fehlt dem Dichter ebenso gut wie den Romanschriftstellern, die sich mit dieser bewegten Periode beschäftigt haben. Der geschichtlichen Wahrheit am nächsten kommt noch die historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von Anton Ohorn: „Der Tempelhauptmann.“ Die Zeiterscheinung des Zionismus haben dessen Chorführer Theodor Herzl und Max Nordau in ihren Schauspielen: „Das neue Ghetto“ und „Dr. Kohn“ auf die Bühne gebracht. Von beiden Werken liegen nunmehr auch Buchausgaben vor.

Zwei anmuthige poetische Gaben sind die Dichtungen von Esther Carlebach und Leo Hirschfeld, die den Ruhm des jüdischen Weibes und die Weihe des heiligen Landes besingen. Ein hübsches Buch für die reifere weibliche Jugend sind die sehr gut geschilderten „Biblischen Frauengestalten“ von B. Jacobsohn, ein Werk, das sich zu Festgeschenken u. dgl. besonders eignet. Auch die sehr elegant ausgestattete Sammlung von Dichtungen zur Verherrlichung des Sabbaths im Hause, die H. Berkowitz unter dem Titel „Kiddusch“ herausgegeben, darf nicht vergessen werden. Eine ganz eigenartige Gabe sind die Dichtungen des amerikanischen Ghettopoeten Morris Rosenfeld, voll Innigkeit und tiefer Empfindung das große

Weh seiner Glaubensgenossen in formvollendeten Liedern beklagend. Leo Wiener hat diese ins Englische übertragen und mit einem Wörterbuch versehen herausgegeben. Die Erscheinung dieses Poeten und seiner „Songs of the Ghetto“ hat in Amerika allgemeines Aufsehen erregt. Vielleicht gehören auch hierher die jüdischen Melodien aus Galizien und Rußland, die G. Dalman gesammelt und aufgezeichnet hat. Es bleiben noch die hübschen, kulturhistorischen Bilder zu erwähnen, die S. Pfeifer aus dem jüdischen Gemeindeleben zu Reckendorf gesammelt hat. Auch die Erzählung von Arnold Mann „Der Väter Schuld“ verdient, da sie Probleme aus dem Leben der Zeit geschickt vorführt, ehrende Anerkennung.

Natürlich haben die Fragen des Tages auch diesmal in der Litteratur eifrige Beachtung gefunden, aber wir müssen an ihnen rasch vorübergehen, ebensowohl an der Sache des Zionismus wie an der Frage des Sonntagsgottesdienstes und ähnlicher Zeitfragen. Keine einzige von den Schriften, die den Tageserscheinungen gewidmet sind, hat eine mehr als ephemere Bedeutung. Auf eine bisher nur zu wenig beobachtete Seite der großen „Judennoth“ haben Leon Soloweitschik und S. R. Landau die allgemeine Aufmerksamkeit in ihren interessanten Schriften über das jüdische Proletariat vor allem in Rußland, Galizien und Polen, dann aber auch in allen anderen Kulturländern gelenkt. Den vielfachen Schäden innerhalb des modernen Judenthums hat L. Goldschmidt eine Betrachtung gewidmet, die aber ziemlich konfus ist und zu keinem vernünftigen Endresultat gelangt. Eine Auseinandersetzung zwischen Judenthum und Christenthum hat G. Dalman versucht; nicht ohne Wohlwollen und sicher mit der Absicht voller Objektivität. Daß sie uns trotzdem nicht befriedigen konnte, liegt aber weder an dem Verfasser noch an uns, sondern an der Verschiedenheit der Anschauungen, die in absehbarer Zeit wohl kaum zu beseitigen sein wird.

Die Predigtlitteratur ist in diesem Jahre durch einen neuen Band von M. Joel's tiefsinnigen und geistvollen Reden bereichert worden. Auch die Sabbathpredigten, die aus dem Nachlaß des leider viel zu früh verstorbenen Nehemias Brüll erschienen sind, werden jüngeren Rednern als gutes Vorbild dienen können. Die Predigt im modernen Sinne ist durch

zwei tüchtige Kräfte auf diesem Gebiete, E. Kalischer und M. Lewin, würdig vertreten.

Wenn wir nun zur Litteratur der Schulbücher übergehen, so haben wir zunächst die von Pädagogen anerkannte Geschichte der Juden von Theodor Kroner, der als ein werthvoller Anhang die Geschichte der Juden in Württemberg beigegeben ist, hervorzuheben. Ferner die hebräische Konversationsgrammatik von J. Rosenberg und als Wegweiser für den jüdischen Religionsunterricht das erste Heft der gleichnamigen Schrift von M. Spanier und E. Flanter, sowie die gediegene Arbeit von Ludwig Tachau: „Die prophetischen Bücher der heiligen Schrift nach ihrem Gedankeninhalt gewürdigt.“ Für den ersten Unterricht der Kleinen hat J. Herzberg einen brauchbaren Leitfaden geliefert und für den Unterricht der Fortgeschrittenen in biblischer und nachbiblischer Geschichte hat S. Müller einen werthvollen Ueberblick ausgearbeitet.

Endlich wäre noch das Gebiet der Geographie und Ethnographie kurz zu berühren, auf dem aber nur Schriften über Palästina, das immer mehr in den Vordergrund der Betrachtung rückt, zu erwähnen sind, wie das interessante Buch von W. Bambus: „Palästina, Land und Leute“, die französischen Schriften von L. Gautier und V. Guérin über Judäa, die vierte Ausgabe von Baedekers „Palästina und Syrien“, S. A. Hirsch's Reisebericht über Palästina, die ausgezeichnete Karte von Conrad Schick über die Umgebung von Jerusalem und endlich die Referate von S. Bliß über die Ausgrabungen in der heiligen Stadt.

Das geistige Leben, das in den letzten Jahren zum großen Theil durch die Arbeit der Litteraturvereine immer weitere Kreise für die Wissenschaft und die Lehre des Judenthums erobert, findet natürlich demgemäß seinen entsprechenden Ausdruck in Gesellschaften, Vereinen, Jahrbüchern und Sammelwerken. Während in Amerika die „Jewish Publication Association“, die in diesem Jahr ihr Jubiläum gefeiert hat, das Interesse an der jüdischen Litteratur zu beleben versteht, suchen in Ungarn die „Israelitisch-Ungarische Litteraturgesellschaft“, deren Jahrbuch mit sehr werthvollen Beiträgen W. Bacher und J. Bánóczi herausgeben, und in Polen sogar

zwei Litteraturgesellschaften, der „Achiassaf“ und die „Tuschija“ dieses Interesse zu wecken, zu fördern und in die richtigen Bahnen zu lenken. Von den Schätzen der neuhebräischen Litteratur wurde durch die Veröffentlichungen des hebräischen Litteraturvereins Mekize Nirdamim auch in diesem Jahre viel Werthvolles publizirt. Ein besonders wichtiges Unternehmen ist die hebräische Volksbibliothek von Ben Avigdor in Warschau, eine Art hebräischer Reclam, von dem schon viele Hefte vorliegen, die in bunter Reihe Gedichte, Reiseschilderungen, Erzählungen, populäre Studien bringen. Einem bisher garnicht beachteten Zweig unseres geistigen Lebens, nämlich der jüdischen Volkskunde, haben die von M. Grunwald herausgegebene Mittheilungen der neu begründeten Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg die Aufmerksamkeit zugewendet. Es bleiben noch zum Schluß die verschiedenen Jahrbücher und Sammelwerke von Luncz, Horodetzky, Benamozegh, Brainin, dessen gediegene Monatsschrift jetzt in zwanglosen Heften erscheint, Günzig und Fuchs, die Publikationen des Gratz College in New-York, das Jahrbuch der Centralkonferenz amerikanischer Rabbiner, die Kalender und Jahrbücher von Israel Jacobs, M. Brann, J. B. Brandeis, der österr.-isr. Union und viele andere zu erwähnen, um das Bild der vielfach wirr durch einander fließenden, immer aber zu einem Gesammtziel strebenden geistigen Arbeit des Judenthums der Gegenwart nach allen Richtungen hin zu vervollständigen. Dieses Bild ist nicht überall ein helles und erfreuliches. Es ruhen oft dunkle Schatten darauf. Aber gleichviel, wir geben die Hoffnung auf das Morgenroth nicht auf. Aus den Litteraturvereinen wird und muß eine Litteraturgemeinde entstehen, die es als ihre heilige Mission erkennen wird, das alte Erbe, das die Ahnen durch Feuer und Fluthen unversehrt getragen, auch in dem modernen Kampf der Litteraturen um ihr Dasein zu erhalten und widerstandsfähig zu machen.

Die Idee der Weltschöpfung.

Von
H. Steinthal.

Es haben sich freilich wohl alle Völker, wenn sie nur die Anfänge einer Cultur erworben hatten, die Frage gestellt, wie dieses All, innerhalb dessen sie lebten, und zugleich auch sie selbst, entstanden sein mögen. Aber Israel-Juda ist das einzige Volk, das auf diese Frage die Antwort gegeben hat: Gott, der eine Gott, hat die Welt erschaffen. Was in diesem Satze liegt, das ahnen wir natürlich meist nicht, denen derselbe als Kinder-Weisheit vorgesprochen wird. Also jene begabten Völker: Inder, Griechen, Römer, sollten dies nicht gewußt haben! sollten, wenn sie den einen Gott nicht kannten, nicht wenigstens gewußt haben, daß irgend einer der vielen Götter die Welt geschaffen habe! Nein, denn sie hatten den Begriff der Schöpfung nicht, den sie von irgend einem Subject hätten aussagen können, und kannten kein Wesen, welches ihnen durch sein Thun und Sein diesen Begriff hätte eingeben können; kurz, sie waren nicht hellsehend genug, um ein schöpferisches Urwesen zu finden. Natürlich, wer den Gott, Schöpfer des Himmels und der Erden, nicht kennt, was soll der von Erschaffung wissen? Und so weiß er auch eigentlich nichts von Welt. Sondern?

Nun, wir wissen ja, was die Griechen hatten, die Väter der Philosophie. Ihnen war die Welt eine Physis, ein ewiges Werden, und zwar der Götter und der Welt zugleich und in einem; und das Werden war ein Zeugen und Gebären der Ding-Götter. Fragt nicht, ob die Götter die Welt, oder

die Welt die Götter gezeugt hat — es ist nur ein Zeugen, nur ein Geboren-Werden.

Man sieht wohl, wie die Begriffe Gott und Welt, wahrer Gott und wirkliche Welt, mit einander zusammenhängen. Nur was eine Welt erschaffen kann, ist Gott, und nur was Gott erschaffen hat, ist eine Welt.

Was aber diese beiden Begriffe so zusammen bindet, das ist der Begriff Geist. Gott, sagt Israel-Juda, ist Geist, unkörperlich und nicht in sinnlicher Gestalt.

Die ganze Religions-Philosophie ließe sich hieraus entwickeln. Darum steht der Begriff der Schöpfung im ersten Verse unseres Religions-Buches: „In der Urzeit schuf Gott den Himmel und die Erde," und zwar so, wie weiter entwickelt wird, in sechs Tagen oder Acten. Und nachdem so die Schöpfung des Lichts (dieses vor allem) und damit die Scheidung von Tag und Nacht, dann von Ober- und Unter-Welt, Land und Meer, dann die Schöpfung des Pflanzen-Reichs unten und der Sonne, Mond und Sterne oben, der Wasserthiere und des Geflügels der Luft, der Land-Thiere und endlich des Menschen erzählt war, heißt es: „Da waren vollendet der Himmel und die Erde und ihr ganzes Heer" (das auf und an denselben sich bewegt), und darauf noch einmal: „Da hatte Gott vollendet sein Werk, das er urschöpferisch gemacht hatte." Die Welt — das Wunder-Werk Gottes.

Drei Wörter hat die hebräische Sprache, welche mit verschiedener Abschattung das Schaffen bedeuten. ברא bezeichnet das Erschaffen im eigentlichsten Sinne, des absolut Neuen[1]) יצר, das Gestalten, עשה das Fertigmachen. Alle drei sind in den beiden ersten Kapiteln der Bibel angewandt. Und dazu kommt noch der merkwürdige Ausdruck הבדיל, womit dem Erschaffenen erst das göttliche Siegel aufgedrückt wird. So wird Licht und Finsterniß, Ober- und Unter-Welt, Land und Meer von einander geschieden. Das „Heer" der Meer- und Land-Wesen trägt Jedes seinen Keim zur Fortpflanzung in sich: So erhält jedes im All seine Abgrenzung, חק ,גבול, so daß nichts über seine angewiesene Grenze hinausgeht. So ist

[1]) Dafür hat die reiche griechische Sprache kein Wort; sie kann das hebr. ברא nicht übersetzen.



mit der Schöpfung zugleich die Erhaltung der Welt gesichert. Das ist die jüdische Anschauung von der Welt.

Ein weiser Rabbi hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Tora ja mit dem ersten Gesetze, das dem Volke Israel gegeben ward, hätte beginnen können. Ja, das hätte sie gekonnt, wenn die Tora blos ein dürres Gesetzbuch hätte werden sollen, wie der Abschnitt derselben משפטים ein solches bietet, allenfalls mit vorangestelltem Zehn-Gebot. Wenn das Volk aber gehört hätte: „Ich bin Dein Gott, der Dich aus dem Sklaven-Hause gezogen hat“, so hätte es mit Recht gefragt: wer ist Gott? Nun aber wußte es: das ist der, welcher die Welt erschaffen hat — Er allein, und von ihm giebt es kein körperliches Bildniß.

Mit dieser Schöpfungs-Idee hängen unmittelbar zwei andre wichtige Punkte zusammen: der eine, ein theoretischer — die Gott-Aehnlichkeit des Menschen, der andere ein praktischer — die Einsetzung des Sabbath. Gott hatte nach den sechs Werkeltagen am siebenten geruht und ihn dadurch geheiligt; der Mensch, im Streben, Gott ähnlich zu werden, heiligt den Sabbath, indem er auch an diesem Tage von seinem Werkeln abläßt. Und in dieser Ruhe liegt der Segen, den der Mensch am Sabbath erfährt. Er wird gesegnet erst durch die Bearbeitung der Erde und dann durch die Erhebung über den Sklaven-Dienst (עבד) am Irdischen, Sinnlichen, durch die Hingabe an das Heilige, Göttliche; er wird sich seiner Freiheit bewußt.

Man hat gefragt, ob die Religion Israels Dogmen habe. Wenn sie Lehr-Sätze hat, wenn sie nicht inhaltslos ist, so muß sie wohl Dogmen haben, und die Schöpfungs-Idee ist ein solches Dogma. Was aber die Religion Israels nicht verlangt, ist die Fixirung des Dogmas in Buchstaben. Sonst müßte am Ende der Urheber der ersten Mischna des 5. Kap. Aboth ein Ketzer genannt werden. Indessen er zeigt, daß es der Bibel selbst auf den Buchstaben nicht ankommt. Alle drei oben genannte Wörter für „schaffen“ genügen ihr nicht. Die ganze Darstellung hat neben ihrem Aufzuge einen noch feinern Einschlag. Neben den sechs Tagen, erinnert jener Lehrer der Mischna, sind es „zehn Worte“, durch welche die Welt erschaffen ist — zehn Werde-Worte. Dieser Anschauung

sind die Ausdrücke „schaffen, bilden, machen“ noch zu sehr mit dem materiellen Schmutz behaftet; sie passen nicht für Gott. Mit der Materie arbeitet der Mensch, und müht sich an derselben, Gott schafft mühelos. Jener benutzt die Stoffe und Kräfte der Natur und sucht dieselben zu beherrschen; er, Gott, setzte sie ein, gab ihnen das unwandelbare Gesetz und damit die nicht zu überschreitenden Grenzen (s. oben), d. h. Gesetze. Sprechen ist auch eine Thätigkeit, aber nicht nur die von der Materie freieste, sondern auch die rein geistige. Wie wir im Wort unsere Gedanken aus dem Innern als wahrnehmbares Object herausstellen, so stellt Gott die Welt-Gedanken aus sich in die Wirklichkeit. Und nicht nur einmal in der Urzeit hat er das gethan, sondern fortgesetzt thut er es, wie es in unserem Gebete heißt: „Der in seiner Güte jeden Tag beständig das Schöpfungs-Werk erneut“.

Tiefer Sinn liegt oft in kindlichem Spiel. Wer dies bei den Aussprüchen unserer Weisen nicht beherzigt, wird sie nicht verstehen. Der Tannaite, der auf die zehn Werde-Worte verweist, wirft die Frage auf: Gott hätte es ja bequemer gehabt, wenn er ein Mal gesprochen hätte: „es werde die Welt“? Denn, sagt der Psalmist: „Gott spricht, und es geschieht.“ Und hier die Antwort, die der Weise giebt: „Indem Gott die Theile der Welt einzeln aufzählt, als geworden durch sein Wort, wollte Er zeigen, wie lieb, wie werthvoll ihm die Welt ist, wie sehr ihm der Ruchlose zuwider ist, welcher diese Welt durch seine Unsittlichkeit in Unordnung bringt, und wie theuer ihm dagegen der Gerechte ist, welcher dieselbe durch seine Sittlichkeit vervollkommnet. So leuchtet auch hier die Idee der Gott-Aehnlichkeit des Menschen hervor, dem Gott die weitere Bearbeitung der Welt aufträgt. Dies bezeichnet die Bibel nicht blos durch den Ausdruck לעבדה ולשמרה, sondern deutet dies auch dadurch an, daß sie erzählt, wie Gott die Thiere vor den Menschen führt, damit er jedes benenne, während Er selbst nur die Namen für Licht, Himmel, Erde, Meer gab. So weist hier die Bibel wieder nebenbei auf die Gott-Aehnlichkeit des Menschen hin, während sie eigentlich etwas andres hervorheben will, nämlich die von Gott stammende Einsetzung der Ehe und der menschlichen Gesellung überhaupt. Daß der Mensch über die Thiere, wie über die leblose Natur herrschen

solle, hat sie ausdrücklich gesagt, und hat seine Gott-Aehnlichkeit an mehreren Stellen als das Charakteristische des Menschen hervorgehoben.

Die Bibel hat aber diese Stellung des Menschen in der Welt durch die besondere Weise der Schöpfung desselben begründet. Nicht durch das einfache Werde ist er geschaffen, als Erzeugniß der Erde, sondern Gott bildete ihn, Staub aus dem Erdboden, und blies ihm den göttlichen Hauch in die Nase. So ist er zum Herrschen und Nachschaffen berufen.

Der Polytheismus kennt viele Götter, und unter diesen gute und böse; aber dieselben sind nicht gut, weil sie so wollen, oder böse aus Wahl, sondern sie sind es ihrer Natur nach, weil es das Schicksal so will; und so lieben und hassen sie nach Laune diesen oder jenen Mann. Der allgütige eine Gott dagegen hat die Welt geschaffen, weil er in seiner Allgüte und Heiligkeit das Gute will und nur das. In der Welt also ist alles, was Gott mit seinem Wort ins Dasein rief, gut; neben ihm giebt es keinen Schöpfer einer bösen Welt, keinen bösen Ahriman, wie bei den Persern, der den bösen Winter und die Wüste und das schreckliche Ungezieser hervorgebracht hat. Und wie alles Geschaffene gut ist, so war nun schließlich auch nicht blos jedes Einzelne für sich gut; sondern es war auch alles in Harmonie mit einander, das Ganze war s e h r gut, auch das uns böse Scheinende erwies sich in Wahrheit als gut. Nur vom Menschen nach seiner Schöpfung heißt es nicht: und sieh, er war gut; denn er sollte sich ja erst in Freiheit als gut bewähren.

So die biblische Idee der Welt-Schöpfung; und wer nun will, mag über die kindlichen sechs Tage und den eingeblasenen Odem lachen; wir aber bedürfen auch der Umdeutung nicht.

Wie mag wohl Israel-Juda zur Idee der Schöpfung der Welt durch Gott gekommen sein? In der Welt lebte man, von ihr war man allseitig umgeben — wie kam der Gedanke des Schöpfers hinzu? Lernte dieses Volk das Dasein Gottes und seine Schöpfer-Kraft aus dem Dasein der Welt kennen? Mir scheint: nein! Erst als Israel Gott schon erkannt hatte, fügte es hinzu: und Er ist auch der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt. Und als was galt denn Gott dem Volke zuerst?

Ich wage die Behauptung, daß Israel-Juda Gott zuerst als den erkannte, welcher es aus Aegypten, dem Sklaven-Hause, durch die Wüste in das den Vätern gelobte Land führte und ihm dieses zum Besitz gab. So erscheint Gott beim Propheten Hosea; und also erschien er wohl auch bei den Frühern ebenso.[1]) Klassisch freilich bleibt der Vers: „Hebet Eure Augen nach Oben, und sehet, wer hat diese geschaffen? Der herausführt (wie ein Feldherr, nicht wie ein Hirt seine Herde) nach der Zahl ihr Heer, alle beim Namen ruft: vor seiner Macht-Fülle und Kraft-Gewalt bleibt keines aus.“ (Jesaja 40,26.) Dagegen singt ein altrömischer Dichter: „Blicke hinauf zur glänzenden Höhe, welche Alle Jupiter nennen.“ Jesaja weist hin auf die Schaar der Gestirne, ohne sie zu nennen: „Diese.“ Nicht ein Hirt und nicht der große Astronom ist Gott; er ist es, aber eben weil er ihr Schöpfer ist. Eigentlich will ja auch Jesaja nicht das Dasein Gottes beweisen; sondern wie seine Vorgänger setzt er Ihn voraus und mahnt die Klein-Gläubigen, Ihm zu vertrauen, da Er als Schöpfer des Alls auch Alles vermöge.

Nun, wodurch denn ist die erhabenste Idee gefunden worden? Ich meine: lediglich durch das tiefe Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit, namentlich durch das lebhafte Gefühl der Dankbarkeit gegen den, der das Volk aus Aegypten gezogen und demselben das Land geschenkt hat: nicht nur daß sie, die Männer Israels, dort Sklaven waren — nein, Aegypten, das Land der ungeheuren Bauten, war eben das Land der Gräber, und die Tempel galten dem Dienst der Thiere; es war eigentlich und wesentlich das Sklaven-Haus; die Völker Kanaans aber andrerseits waren tief in unnatürliche Sittenlosigkeit versunken. Gegen beides erhob sich der prophetische Sinn, und dieser lehrte sie einen lebendigen Gott kennen, der Wasser und Land beherrscht, weil — er sie geschaffen hat; der Heiligkeit will, weil — er heilig ist; der Geist ist, weil nur der Geist in Allgüte schafft.

[1]) Allerdings entgeht mir nicht, daß schon Amos (4,13), der um eine Generation älter als Hosea war, Gott preist als Bildner der (festen) Berge und Schöpfer des (ewig bewegten) Windes, der dem Menschen sagt, was derselbe denkt, der aus Dunkel Helle macht. und über die Höhen der Erde wallt, Ewiger, Gott der Schaaren ist sein Name.



Drei Bibelübersetzungen.

Von Wilhelm Bacher.

In der reichen Schatzkammer der alten Weisheit und Poesie Israels, der Agada, sind zwei Aussprüche zu finden, welche in verschiedener Form derselben Idee zum Ausdrucke dienen. Am Berge Sinai — so lautet der eine Ausspruch[2]) — theilte sich jedes einzelne Wort der göttlichen Offenbarung und wurde in den siebzig Sprachen der Welt vernehmbar. Nach dem andern Ausspruche[3]) war auf dem durch Josua nach der Eroberung des heiligen Landes errichteten Altare die Thora in allen siebzig Sprachen zu lesen. Es bedarf keiner künstlichen Deutung, um den Gedanken zu erkennen, der in diesen beiden Aussprüchen enthalten ist. Fast unverhüllt tritt uns in beiden die Idee entgegen, daß die Lehren unserer Religion vom ersten Augenblicke an dazu bestimmt waren, überall auf Erden, in jeder menschlichen Sprache vernommen zu werden und daß die Wirkung des heiligen Schriftthums Israels nicht an dessen Sprache geknüpft war, sondern von vorne herein die Bestimmung hatte, sich jedem Volke in seiner eigenen Sprache verständlich zu machen . Die Zweifler an der universalistischen Richtung des Judenthums kann man auf jene beiden Aussprüche verweisen, in denen der Schwung dichterischer Einbildungskraft eine sehr kühne, jedoch einfache und in ihrer Einfachheit umso

1) Vorlesung, gehalten im Isr.-ungarischen Litteraturverein zu Budapest.

2) B. Sabbath 88b.

3) B. Sota 33a (Mischna Sota VII. 5).

ergreifendere Idee zum Ausdrucke gelangen ließ. Und die Idee wurde zur Thatsache, deren Wirklichkeit die Phantasie der Agadisten weit hinter sich läßt. Denn die Urheber jener Aussprüche redeten nur von siebzig Sprachen, gemäß der traditionellen Anzahl der Völker der Erde; thatsächlich aber läßt sich die Anzahl der Sprachen, in welche unsere heilige Schrift bis heute ganz oder theilweise übersetzt ward, auf mehr als dreihundert schätzen. Für manche Sprache bildet ihre Bibelübersetzung die alleinige Litteratur, und es giebt kaum noch ein Volk, das die heilige Schrift Israels nicht in der eigenen Sprache zu lesen vermöchte.

Die Bibelübersetzungen bilden seit zweitausend Jahren einen großen, blühenden Zweig der Weltlitteratur; sie waren die mächtigsten Mittel der religiösen Erziehung und sittlichen Veredelung der Nationen; die Spuren ihrer Einwirkung sind in der Sprache und Litteratur aller gebildeten Völker erkennbar. Das Volk der Bibel war es, das der Welt auch die ersten Bibelübersetzungen schenkte. Kaum hatte Israel das wichtigste Kennzeichen seiner nationalen Individualität abgelegt, kaum hatte es aufgehört, die Sprache seines alten Schriftthums als Muttersprache zu reden, schuf es die Bibelübersetzung als lebendige religiöse Institution, aus der die Bibelübersetzung als Litteraturerzeugniß hervorging. In der Geschichte des Judenthums, in der Entwicklung und Verbreitung seines Geistes nehmen die Bibelübersetzungen eine wichtige Stelle ein. Aus vergangenen Zeiten sind sie auf uns gekommen, als Denkmäler großer Epochen, als Ergebnisse, zuweilen sogar als Erzeuger bedeutsamer Wendungen und Wandlungen. Aber auch in unseren Tagen sind innerhalb des Judenthums ernste Bestrebungen auf die Uebersetzung der heiligen Schrift gerichtet. Daher darf ich die Aufmerksamkeit und das Interesse meiner Zuhörer erhoffen, wenn ich aus der Reihe unserer jüdischen Bibelübersetzungen drei Werke zum Gegenstande der Betrachtung wähle, an denen wir die große Bedeutung dieser Litteraturerzeugnisse am besten erkennen, in denen am offenkundigsten die providentielle Rolle zu Tage tritt, die ihnen in der Bethätigung des geschichtlichen Berufes Israels zukam.

* * *

I.

Um dieselbe Zeit, in welcher die Begeisterung der makkabäischen Helden — um mit dem Propheten (Zach. 9,13) zu reden — die Söhne Zions sich erheben ließ gegen die Söhne Jawans und das Volk Judäa's gegen einen griechischen König seine Religion vertheidigte, um dieselbe Zeit widmete ein jüdischer Philosoph[1]) einem anderen griechischen Könige ein in griechischer Sprache verfaßtes Werk, in welchem er die Lehren und Gesetze Israels verherrlichte und die Behauptung aufstellte, daß die großen Denker Griechenlands ihre Ideen aus den Büchern Moses' geschöpft haben. In Palästina ein grausamer Kampf zwischen Judenthum und Hellenismus; und in der Hauptstadt der Ptolemäer die geistige Gemeinschaft zwischen Juden und Hellenen! Diese Gleichzeitigkeit zweier so entgegengesetzter Erscheinungen zeigt uns auf unmittelbare Weise die zweifache Wirkung, welche die Berührung der beiden, zu Lehrern der Menschheit bestimmten Völker, der Juden und der Griechen, hervorgerufen hat. Einerseits die unwiderstehliche Anziehungskraft, welche die griechische Ideenwelt auf den jüdischen Geist ausübt; andererseits der starrste Gegensatz zwischen beiden, der zum unerbittlichen Kampfe wird. Und infolge dieser zweifachen Wirkung schließt sich einerseits die große Masse des jüdischen Volkes von der fremden Weltanschauung ab und zieht sich in die Wälle seines ererbten Glaubens zurück, dieselben fortwährend ausbauend und befestigend; andererseits sucht ein ansehnlicher Theil der Judenheit, obwohl auch dieser der Väterlehre treue und stolze Anhänglichkeit bewahrt, geistige Annäherung an die heidnische Welt und ist sogar bestrebt in diese Welt die Strahlen des eigenen Lichts auszusenden. Diese doppelte Wirkung der Berührung zwischen Judenthum und Griechenthum hat auf die Geschichte des Judenthums, ja auf die der Menschheit einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Denn der Kampf stählte die Kraft der jüdischen Glaubensgemeinschaft, reinigte ihren Glauben, verjüngte ihren Muth, befestigte für alle Zeit ihr Vertrauen. Im Gegensatz zu der griechischen Weisheit und zu den griechischen Schulen hielt Israel mit beispielloser Hingebung an der ererbten Religion und dem

---

[1]) Aristobulos.

ererbten Schriftthum fest und entwickelte seine Institutionen und seine Schulen, sich in denselben die Bollwerke seiner künftigen Rettung und Erhaltung erschaffend. Während dies in Palästina geschah, schließen sich die in Alexandrien und anderwärts in der Diaspora lebenden Juden immer enger der welterobernden griechischen Bildung an; es kommt die Zeit, wo man die Ideen Plato's in die Lehren Moses' hineinträgt und die Seherworte der Propheten Israels in neuer Form und in der Sprache Homers sich vernehmbar machen. Es entsteht eine im Stillen wirkende und sich weithin ausbreitende jüdische Propaganda, es bilden sich überall auf dem Gebiete der griechischen Cultur und der römischen Herrschaft jene Gemeinden, welche die aus dem Schoße des Judenthums hervorgehende neue Religion vorfinden wird, um von ihnen, als den Mittelpunkten ihrer beginnenden Thätigkeit, den Weg der Weltbekehrung, der Besiegung des Heidenthums, zu beschreiten.

Die heilige Schrift dieser die Ausbreitung des Christenthums vorbereitenden jüdischen Propaganda war die griechische Bibelübersetzung; kannte das Christenthum selbst doch lange Zeit hindurch keine andere heilige Schrift, als diese Uebersetzung; und es behielt sie auch dann noch bei, als es ihr die Urkunden seines neuen Glaubens anfügte. Die griechische Bibel der alexandrinischen Juden war das Textbuch, aus dem die Lehrer des Christenthums ihre Lehre verkündeten, aus dem die heidnische Welt Kunde bekam von dem Gotte, von dem Sittengesetze Israels. Darum kann man ohne Uebertreibung von der weltgeschichtlichen Rolle der ersten griechischen Bibelübersetzung, der sogenannten Septuaginta, sprechen. Die Sage läßt sie für einen König verfaßt sein, obgleich sie ihre Entstehung wahrscheinlich einem schon frühe empfundenen Bedürfnisse griechisch redender Juden verdankte. In Wirklichkeit aber kam es dazu, daß dieses griechische Targum der jüdischen Gemeinde Alexandriens von Königen geehrt und unter ihren Schätzen verwahrt wurde. Aus ihr wurde die heilige Schrift in viele andere Sprachen übertragen, in die Sprache der Gothen ebenso, wie in die Aethiopiens. Das Judenthum selbst erkannte später dieses Werk, trotz seines rein jüdischen Ursprungs, nicht als sein Eigenthum an; ja die Abneigung gegen dasselbe wurde

so groß, daß an Stelle der alten, die Septuaginta verherrlichenden Sage eine andere Sage entstand,[1]) nach welcher sich eine dreitägige Finsterniß, gleichsam eine Wiederholung der alten ägyptischen Plage[2]), auf die Welt senkte, als die heilige Schrift für Ptolemaeus, den König von Aegypten, in's Griechische übersetzt wurde. Und wohl muß man sagen, daß die Uebersetzung häufig den Sinn des Urtextes verdunkelt und daß man ihr solche Einzelheiten entlehnt, oder auch solche in sie hineingebracht hat, mit denen die Verkünder des neuen Glaubens die Reinheit der biblischen Gedanken getrübt haben. Daher können wir die Sage von der Dunkelheit, welche die Entstehung der Septuaginta begleitete, recht gut verstehen. Jedoch uns, den späten Nachkommen, liegt es ob, vor allem das Licht zu sehen, das aus der ersten griechischen Bibelübersetzung auf die Menschheit ausstrahlte; wir blicken mit Verehrung auf sie hin und geben ihr einen Ehrenplatz unter den schriftlichen Zeugen der Vergangenheit Israels, als der ältesten und wirkungsvollsten Verbreiterin unserer religiösen Ideen.

II.

Mehr als ein Jahrtausend nach der ersten Bibelübersetzung entstand, gleichfalls in Aegypten, eine neue Uebersetzung der heiligen Schrift, die an geschichtlicher Bedeutung wohl dem alexandrinischen Werke nachsteht, aber ebenfalls einen neuen Zeitabschnitt eröffnete und für lange Zeit nachhaltige Wirkung ausübte. Der Verfasser dieser neuen Uebersetzung ist Saadja, ein Gelehrter aus Fajjûm, später das Haupt des Lehrhauses von Sura; ihre Sprache die arabische, damals in Aegypten und anderwärts die Muttersprache der Juden. Das Arabische war eben zu jener Zeit, am Anfange des zehnten Jahrhunderts, nicht nur die Sprache der arabischen Nation und ihres siegreichen, mit dem Christenthum um die Herrschaft ringenden Glaubens, sondern damals konnte die arabische Sprache auch als die Bewahrerin der hervorragendsten geistigen Cultur, als das

1) Meg. Taanith Ende.
2) Exodus 10,22.

Idiom der Wissenschaft in allen ihren Zweigen angesehen werden. Die im Alterthume angehäuften geistigen Schätze, die in den Ueberresten der griechischen Litteratur niedergelegt waren, erwachten in der Sprache der Araber zu neuer, lebendiger Wirkung. Plato, Aristoteles und all die berühmten Philosophen und Gelehrten der antiken Welt ließen sich nun auf arabisch vernehmen. Und während im christlichen Europa die geistige Regsamkeit, die freie Forschung auf ewig in Fesseln geschlagen zu sein schienen und kaum hie und da sich vereinzelte Vorboten der künftigen Wiedergeburt zeigten, durchströmte ein frisches, geistiges Leben die muhammedanische Welt, und glänzend erstrahlte die Sonne des Wissens über den Stätten der arabischen Bildung in Vorderasien, in Aegypten, in Nordafrika, in Spanien. Der gerade in jenen Ländern lebende Kern des jüdischen Volkes erwachte ebenfalls aus seiner Starrheit, und in der Entwicklung Israels tritt an die Stelle des traditionellen Wissens und Lehrens ein neuer Faktor: das rationelle Forschen, die selbständige Wissenschaft. Saadja aber war es, der diesen neuen Faktor zur Anerkennung und Herrschaft gelangen ließ. Wenn wir von Saadja's Verdiensten reden, pflegen wir nicht in erster Reihe seine Bibelübersetzung zu erwähnen; er hat in anderen Werken die Grundlage der neuen jüdischen Wissenschaft geschaffen. Aber die größte und dauerndste Wirkung hat er wohl doch mit diesem seinem Werke ausgeübt. Seine Uebersetzung lehrte nicht nur eine klare und vernunftgemäße Auffassung des heiligen Textes, sondern sie wirkte auch als unschätzbare Lehrerin der arabischen Sprache überall, wo die Juden unter arabischer Herrschaft lebten. Saadja's Bibelübersetzung gelangte überall hin und erlangte beinahe eine solche Achtung wie das aramäische Targum; das Ansehen ihres Verfassers, des berühmten und hochangesehenen Gaon, wurde auf sie übertragen. Noch heute ist in einer Pentateuch-Ausgabe, welche von einer jerusalemischen Druckerei für die Gemeinden Süd-Arabiens hergestellt wird, jeder Vers des hebräischen Textes von dem nach Onkelos benannten Targum und von der arabischen Uebersetzung Saadja's begleitet. Die Bibelübersetzung Saadja's hat zur Zeit ihres Erscheinens und in dem darauf folgenden Jahrhundert jenen interessanten kulturhistorischen Prozeß beschleunigt, durch welchen ein großer

Theil der Judenheit arabisirt und in der religiösen und wissenschaftlichen Litteratur des Judenthums für lange Zeit die arabische Sprache herrschend wurde. Dieser Culturprozeß machte sich aber nicht nur innerhalb des Judenthums bemerkbar, indem er die Läuterung der religiösen Vorstellungen, die künstlerische und präcise Handhabung der Sprache, den wissenschaftlichen Fortschritt, das Aufblühen der Litteratur im Gefolge hatte; sondern durch ihn wurden die Bekenner des Judenthums auch geeignet, eine überaus wichtige Aufgabe in der Entwicklung der europäischen Cultur zu übernehmen. Arabisch wissende Juden wurden zu Dolmetschern des arabischen Schriftthums, sie wurden die Vermittler der arabischen Wissenschaft für die Wissensdurstigen des christlichen Europa. Diesen machte die Thätigkeit jüdischer Uebersetzer die ihnen sonst verschlossen bleibenden Quellen der Erkenntniß zugänglich. Es entstand eine große Uebersetzungslitteratur, die jetzt zwar nur wenige Litteraturforscher interessirt, zu ihrer Zeit aber ein lebendiger Faktor, ein unentbehrlicher Wegweiser des Fortschritts, der Wißbegierde war. Auf diese Weise trug das arabische Sprachwissen der Juden des Mittelalters wesentlich bei zur Herstellung der Continuität, zur Entfaltung des geistigen Lebens in der Cultur Europa's. Und damit hat das mittelalterliche Israel eine geschichtliche Mission ausgeübt. Mit den selbständigen Erzeugnissen seiner Gelehrten, aber auch mit ihren Uebersetzungswerken nahm es Theil an der Erhaltung und an der Vermehrung des geistigen Besitzes der Menschheit. Jedoch an der Schwelle jenes Zeitabschnittes steht Saadja, der vor allem mit seiner Bibelübersetzung in seinem Volke die Fähigkeit zur Erfüllung dieser Aufgabe großzog. So gebührt denn auch der arabischen Bibelübersetzung Saadja's eine hervorragende Stelle in der Geschichte unserer Vergangenheit.

III.

Die jüdische Geschichte nennt den mit Saadja beginnenden Zeitabschnitt mit Recht eine Glanzperiode. In dem als finster bezeichneten Mittelalter war dem Judenthum heller Glanz zu Theil geworden; aber dieses Vorrecht mußten wir nachher

theuer bezahlen. Die Finsterniß des Mittelalters verdichtete sich gerade damals um uns her, als man in unserem Erdtheile jubelnd die Strahlen neuer Helligkeit, das Aufhören geistiger Knechtschaft begrüßte. Auf den Tafeln der Geschichte sind unter derselben Jahreszahl zwei Ereignisse zu lesen: die Entdeckung eines neuen Welttheils und die Vertreibung des ausgezeichnetsten, stolzesten Theils der Judenheit aus seiner Heimat. Gerade damals, als einer der Vorkämpfer der neuen Zeit ausrief: welch' eine Freude, in solcher Zeit zu leben! — versiegte für die Juden immer mehr die Quelle der Lebensfreude. Die Gesellschaft schloß den Bewohner des Ghetto von sich aus, verbot ihm den Gebrauch seiner Fähigkeiten, den Genuß seiner Menschenrechte. Zugleich aber verengte sich auch sein geistiger Horizont, verlor er den Zusammenhang mit den Ideen, dem Wissen, den Bestrebungen der vergangenen besseren Zeiten. Endlich, wenn auch spät, brach auch für die Insassen des Ghetto die neue Zeit an; ein armer Sprößling des Ghetto wurde zum Bahnbrecher und Fackelträger dieser neuen Zeit für das Judenthum. Mit Moses Mendelssohn beginnt in unserer Geschichte ebenso ein neuer Abschnitt, wie mit Saadja. Auch Mendelssohn erkannte, wie Saadja, in der Bearbeitung der höchsten Probleme des Denkens und besonders in der rationellen Klärung und Darstellung der religiösen Ideen den höchsten Beruf seines Lebens. Beide steckten sich als Ziel die Aufklärung ihrer Glaubensgenossen, und Beide suchten dies Ziel auch mit einer Bibelübersetzung zu erreichen. Aber eine ganz andere Aufgabe war dem weisen Kaufmann und Schriftsteller von Berlin zugefallen, als einst dem Gaon von Sura. Die geschichtliche Wirkung Moses Mendelssohns ist nicht so sehr in dem zu suchen, was er unmittelbar für die Juden gethan und geschrieben hat, als vielmehr darin, was er im Kreise der Nichtjuden geworden ist und wie er in diesem thätig war. Moses Mendelssohn war der erste europäische Jude, der unter seinen Glaubensgenossen lebte und treu seiner Religion anhing, aber sich außerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu allgemeiner Anerkennung erhob und sich eine hervorragende Stelle errang unter den führenden Geistern seines Vaterlandes. Moses Mendelssohn wurde von den Besten seiner Zeit als ausgezeichneter Schriftsteller, als fein=

sinniger Kritiker, als geistvoller Lehrer der Weltweisheit geliebt und hochgeschätzt. Die Geschichte des deutschen Vaterlandes hat unter den seine Zeit repräsentirenden Gestalten auch die seinige verewigt. Indem Mendelssohn sich mit eigener Kraft aus dem Bannkreise des Ghetto befreite und mit dem Beispiel seiner eigenen Person zeigte, was aus den Juden werden kann, wenn einmal die Scheidemauer zwischen ihnen und ihren dasselbe Vaterland bewohnenden Mitmenschen gefallen sein würde, eröffnete er die endlos lange Reihe jener vortrefflichen Vertreter der europäischen Judenheit, die auf jedem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur, der socialen Thätigkeit zum Fortschritt, zur Wohlfahrt und Größe ihres Vaterlandes beigetragen haben. Aber Mendelssohn zeigte mit seinem Beispiel nicht nur der nichtjüdischen Welt, was sie von dem frei und gleichberechtigt gewordenen Juden erwarten darf, sondern sein Beispiel wirkte auch auf seine Glaubensgenossen selbst aneifernd und erweckend. Und er übte diese Wirkung auf sie nicht nur mit seinem Beispiel aus, sondern er kam ihnen auch zu Hilfe, damit sie dem durch ihn gegebenen Beispiele zu folgen vermögen. In seiner Bibelübersetzung wies ihnen Mendelssohn den Weg zur alten, verlassenen Einfachheit und Vernunftgemäßheit der Bibelerklärung, zugleich aber lehrte er sie in derselben das Streben nach unverdorbener Sprache, nach schlichtem Denken und geläutertem Geschmack. Dieses Streben, sowie den Trieb der Selbstvervollkommnung und Selbsterziehung pfropfte Mendelssohns Bibelübersetzung in die Seelen der heranwachsenden Jugend, der sie als Lehrbuch bestimmt war, aber auch in die Seelen der Erwachsenen, die im reifen Alter aus ihr lernten, durch sie zur Aufklärung, zum Fortschritte hingeleitet wurden. Es ist nicht nötig, die geschichtliche Wirkung der Bibelübersetzung Moses Mendelssohns zu beweisen. Leben doch noch unter uns Solche, die die Wirkung an sich selbst erfahren haben, die sich dankbar an sie erinnern. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, namentlich in den Ländern des östlichen Europa bezeichnete diese deutsche Bibelübersetzung, am Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in zahllosen jüdischen Familien die ersten Anfänge einer gereinigten geistigen Kultur; in den Händen zahlloser Lehrer wurde sie zum Mittel der

theuer bezahlen. Die Finsterniß des Mittelalters verdichtete sich gerade damals um uns her, als man in unserem Erdtheile jubelnd die Strahlen neuer Helligkeit, das Aufhören geistiger Knechtschaft begrüßte. Auf den Tafeln der Geschichte sind unter derselben Jahreszahl zwei Ereignisse zu lesen: die Entdeckung eines neuen Welttheils und die Vertreibung des ausgezeichnetsten, stolzesten Theils der Judenheit aus seiner Heimat. Gerade damals, als einer der Vorkämpfer der neuen Zeit ausrief: welch' eine Freude, in solcher Zeit zu leben! — versiegte für die Juden immer mehr die Quelle der Lebensfreude. Die Gesellschaft schloß den Bewohner des Ghetto von sich aus, verbot ihm den Gebrauch seiner Fähigkeiten, den Genuß seiner Menschenrechte. Zugleich aber verengte sich auch sein geistiger Horizont, verlor er den Zusammenhang mit den Ideen, dem Wissen, den Bestrebungen der vergangenen besseren Zeiten. Endlich, wenn auch spät, brach auch für die Insassen des Ghetto die neue Zeit an; ein armer Sprößling des Ghetto wurde zum Bahnbrecher und Fackelträger dieser neuen Zeit für das Judenthum. Mit Moses Mendelssohn beginnt in unserer Geschichte ebenso ein neuer Abschnitt, wie mit Saadja. Auch Mendelssohn erkannte, wie Saadja, in der Bearbeitung der höchsten Probleme des Denkens und besonders in der rationellen Klärung und Darstellung der religiösen Ideen den höchsten Beruf seines Lebens. Beide steckten sich als Ziel die Aufklärung ihrer Glaubensgenossen, und Beide suchten dies Ziel auch mit einer Bibelübersetzung zu erreichen. Aber eine ganz andere Aufgabe war dem weisen Kaufmann und Schriftsteller von Berlin zugefallen, als einst dem Gaon von Sura. Die geschichtliche Wirkung Moses Mendelssohns ist nicht so sehr in dem zu suchen, was er unmittelbar für die Juden gethan und geschrieben hat, als vielmehr darin, was er im Kreise der Nichtjuden geworden ist und wie er in diesem thätig war. Moses Mendelssohn war der erste europäische Jude, der unter seinen Glaubensgenossen lebte und treu seiner Religion anhing, aber sich außerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu allgemeiner Anerkennung erhob und sich eine hervorragende Stelle errang unter den führenden Geistern seines Vaterlandes. Moses Mendelssohn wurde von den Besten seiner Zeit als ausgezeichneter Schriftsteller, als fein-

sinniger Kritiker, als geistvoller Lehrer der Weltweisheit geliebt und hochgeschätzt. Die Geschichte des deutschen Vaterlandes hat unter den seine Zeit repräsentirenden Gestalten auch die seinige verewigt. Indem Mendelssohn sich mit eigener Kraft aus dem Bannkreise des Ghetto befreite und mit dem Beispiel seiner eigenen Person zeigte, was aus den Juden werden kann, wenn einmal die Scheidemauer zwischen ihnen und ihren dasselbe Vaterland bewohnenden Mitmenschen gefallen sein würde, eröffnete er die endlos lange Reihe jener vortrefflichen Vertreter der europäischen Judenheit, die auf jedem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur, der socialen Thätigkeit zum Fortschritt, zur Wohlfahrt und Größe ihres Vaterlandes beigetragen haben. Aber Mendelssohn zeigte mit seinem Beispiel nicht nur der nichtjüdischen Welt, was sie von dem frei und gleichberechtigt gewordenen Juden erwarten darf, sondern sein Beispiel wirkte auch auf seine Glaubensgenossen selbst aneifernd und erweckend. Und er übte diese Wirkung auf sie nicht nur mit seinem Beispiel aus, sondern er kam ihnen auch zu Hilfe, damit sie dem durch ihn gegebenen Beispiele zu folgen vermögen. In seiner Bibelübersetzung wies ihnen Mendelssohn den Weg zur alten, verlassenen Einfachheit und Vernunftgemäßheit der Bibelerklärung, zugleich aber lehrte er sie in derselben das Streben nach unverdorbener Sprache, nach schlichtem Denken und geläutertem Geschmack. Dieses Streben, sowie den Trieb der Selbstvervollkommnung und Selbsterziehung pfropfte Mendelssohns Bibelübersetzung in die Seelen der heranwachsenden Jugend, der sie als Lehrbuch bestimmt war, aber auch in die Seelen der Erwachsenen, die im reifen Alter aus ihr lernten, durch sie zur Aufklärung, zum Fortschritte hingeleitet wurden. Es ist nicht nötig, die geschichtliche Wirkung der Bibelübersetzung Moses Mendelssohns zu beweisen. Leben doch noch unter uns Solche, die die Wirkung an sich selbst erfahren haben, die sich dankbar an sie erinnern. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, namentlich in den Ländern des östlichen Europa bezeichnete diese deutsche Bibelübersetzung, am Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in zahllosen jüdischen Familien die ersten Anfänge einer gereinigten geistigen Kultur; in den Händen zahlloser Lehrer wurde sie zum Mittel der

Selbstunterweisung und des wirksamen Unterrichts; zahllosen Jünglingen wurde sie zum Führer auf dem Pfade der geistigen Selbstbefreiung, der vorwärts dringenden Bildung.

Moses Mendelssohns Uebersetzungswerk gehört längst schon zu den geschichtlichen Erinnerungen des Judenthums; aber sowie die Seele jedes modernen Juden mit Liebe und Verehrung an der Gestalt des Bahnbrechers der europäischen Judenheit hängen muß, so knüpfe sich für alle Zeit die Empfindung dankbarer Pietät an das Gedächtniß seiner Bibelübersetzung.

* * *

Von der Höhe geschichtlicher Betrachtung haben wir auf diese drei Bibelübersetzungen einen Rückblick geworfen und in ihnen gleichsam die Wegweiser des weltgeschichtlichen Lebens Israels erkannt. Bleiben wir noch einen Augenblick lang auf dieser Höhe stehen und blicken wir von derselben auf unser eigenes Bestreben, um zu erspähen, was die geschichtliche Bestimmung unserer gegenwärtigen Bibelübersetzungen, was namentlich die Bestimmung des ungarische Uebersetzungswerkes sei, das unsere Litteraturgesellschaft in Angriff genommen hat. Auf diese Frage bietet sich die Antwort von selbst dar. Die Aufgabe unserer Bibelübersetzung soll darin bestehen, daß sie unsere Glaubensgemeinschaft — um mit dem Propheten[1]) zu reden — ihr verödetes, verlassenes Besitzthum wieder in Besitz nehmen lasse. Denn — wir würden es vergebens leugnen — die Judenheit unseres Vaterlandes hat ihr theuerstes, ihr ältestes Besitzthum veröden lassen: das Volk der Bibel kennt die Bibel nicht mehr. Jenem Schriftthum, das unserem religiösen Sinne zur Nahrung dienen sollte, gewähren wir nicht einmal unter den ewig werthvollen Quellen des geistigen Genusses eine Stelle. Die alten Pfade, die unsere Väter zur heiligen Schrift hingeführt haben, sind für uns ungangbar geworden; es sei denn unsere Bibelübersetzung der neue Pfad, auf dem wir zu unserem Besitzthum zurückkehren, unsere alte Bibel auf's neue kennen, auf's neue lieben lernen.

---

1. Jesaia 49,8.

Was lehrten die Pharisäer?

Von

Martin Schreiner.

Nach der Zerstörung Jerusalems zog Titus nach Rom, wohin er die Heiligthümer des Tempels mitschleppte, um sie im Triumphzuge zu zeigen. Darunter war auch der „große Feind, der Hauptschuldige, der Besiegte“, das Buch der Tora. Bei den Trümmern Jerusalems aber, so schildert jene Vorgänge ein Geschichtsschreiber, ließ er einen Theil seiner Legionen zurück, damit sie die zerstörte Stadt bewachen, als befürchtete er, daß die Leichname der gefallenen Helden wieder erwachen und den Arm erheben würden zur Bestätigung dessen, „daß sie die Verheißungen der Ewigkeit besessen hätten“.

Es war aber ein leerer Wahn, daß Titus mit der Zerstörung Jerusalems auch die Tora besiegt und unter dem Schutt der heiligen Stadt die ewigen Verheißungen der Propheten begraben habe. Und das hat ein Mann bewirkt, der ausdrücklich als Pharisäer bezeichnet wird, der noch zur Zeit als der Tempel bestand, ihre Lehren energisch vertreten und durch die Gründung einer Schule die Zukunft des Judenthums gesichert hat.

Es war R. Jochanan ben Zakkai, der pharisäische Gesetzeslehrer.

Wer die Pharisäer waren, das ist für uns eine Frage, die in geschichtlicher Beziehung eine große, aber für unsere religiöse Ueberzeugung eine untergeordnete Bedeutung hat. Denn das Judenthum, — so verkündeten schon hervorragende Lehrer der Synagoge in unserem Jahrhundert, — hängt nicht

von der Bedeutung irgendwelcher geschichtlicher Persönlichkeiten ab. Es ist die Religion, welche auf den Ideen beruht, die in der Seele des Volkes Israel und Juda gereift sind, die in unserem Geiste Widerhall finden und es kann uns dabei gleichgiltig sein, von wem und wann sie zuerst verkündet worden sind. Ueberdies besitzen wir schon in der Tora, in den Schriften der Propheten und in den Psalmen eine solche Fülle von religiösen Wahrheiten, daß man nur auf diese zurückzugehen hat, um den Durst der menschlichen Seele nach dem Göttlichen zu stillen. Wohl aber ist das Wesen und das Wirken der Pharisäer für uns deshalb von Interesse, weil sie die Ueberlieferer der biblischen Lehre waren, und weil also auch die spätere Entwickelung unter ihrem Einflusse steht.

Was die Pharisäer waren, glaubte man von jeher zu wissen, das Urtheil über sie hat ebenfalls festgestanden, und doch war ihr Wesen in der Wissenschaft unbekannt, bis Abraham Geiger das Dunkel zerstreut hat. Trotz mancher Einwände, die gegen seine Ansicht vorgebracht worden sind, steht es fest, daß die Pharisäer, die in der Geschichte des letzten Jahrhunderts vor dem Untergange des jüdischen Staatswesens eine große Rolle gespielt haben, die Vertreter der religiösen Demokratie waren, welche der weltlichen Gesinnung und den Mißbräuchen des Priesteradels entgegengetreten sind.

Es ist sicher, daß die Pharisäer keine stationäre Partei waren, daß sie eine ganze Menge biblischer Bestimmungen in vortheilhafter Weise modifizirt, und eine Reihe neuer Einrichtungen getroffen haben, und daß die Entwickelung des Judenthums, die sich auf Grund der Tora in dieser Zeit vollzogen hat, in der Hauptsache ihr Werk war.

Man hat das gesammte Geistesleben der Juden im ersten Jahrhundert nach der gewöhnlichen Zeitrechnung auf zwei Hauptmomente zurückzuführen gesucht, auf das eifrige Bestreben, nach den Gesetzen der Tora zu leben und auf die Vorstellungen vom Lohne, der dem jüdischen Volke für die Erfüllung des Gesetzes zu Theil werden sollte, auf die messianische Hoffnung[1]).

---

[1]) **Grätz**, IV S. 4. **Schürer, Gesch. d. jüd. Volkes im Zeitalter Jesu Christi**, II³ S. 964 ff.



Wie die Juden gelebt haben, das wird nach den gesetzlichen Theilen der talmudischen Litteratur geschildert, und die Anschauungen über die messianische Zeit werden vorzugsweise nach derjenigen Litteratur dargestellt, die man die apokalyptische nennt.

Die Beschreibung des Lebens unter dem Gesetz und der messianischen Hoffnung, ist aber nicht ausreichend für die Kenntniß der geistigen Strömungen und ihre Darstellung giebt noch keine richtige Anschauung vom inneren Leben der Juden, insbesondere der Pharisäer.

Die apokalyptische Litteratur ist größtentheils nicht in den Kreisen entstanden, welche im Judenthum jener Zeit die geistige Führung hatten, und die messianische Hoffnung hatte in diesen Kreisen keine so große Bedeutung, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. In demjenigen Theile der jüdischen Litteratur, in dem wir nicht nur die gesetzlichen Bestimmungen, sondern auch die Gedankenwelt der Pharisäer wiederfinden, giebt es viel weniger Stellen, welche von der messianischen Zeit, als solche, die von Gottes Gerechtigkeit, von der Nachahmung Gottes, von der Selbstlosigkeit im religiösen Leben und ähnlichen Lehren sprechen.

Darum möchte ich diese religiösen und sittlichen Anschauungen, die zum Theil in das Christenthum eingedrungen sind, zunächst vorführen. Es ist nur ein Weniges, was ich aus dem Meere der Agada schöpfend, von den Aussprüchen unserer Gesetzeslehrer erwähnen will. Es sind zumeist anonyme Bemerkungen, wir kennen nicht ihren Urheber, nur so viel wissen wir, daß diese Blüthen auf dem Boden der jüdischen Volksseele gewachsen sind. Ich beschränke mich auf die ältesten Quellen der talmudischen Litteratur und Aussprüche, bei denen bekannt ist, von wem sie herrühren, erwähne ich — mit einigen sehr wenigen Ausnahmen — nur dann, wenn der Gesetzlehrer vor der Entstehung des Christenthums gelebt hat, oder ein Zeitgenosse Jesu war.[1]) — Folgendes ist also das Selbstzeugniß der

---

[1]) Hierin unterscheidet sich die vorliegende Darstellung von anderen Arbeiten, die diesen Gegenstand behandeln. Ueber diese siehe jetzt Dalman, die Worte Jesu, Leipzig, 1898, S. 61 ff. Zu den hier angegebenen Werken ist hinzuzufügen: Weiß, Zur Geschichte der

Pharisäer von ihren Anschauungen und von den Gütern, die sie angestrebt haben:

„Als unser Vater Jakob dem Tode nahe war, da rief er seine zwölf Söhne und sagte ihnen: Vielleicht ist in eurem Herzen eine Neigung zur Untreue gegen den, der durch sein Wort die Welt geschaffen? Da antworteten ihm seine Kinder: Höre Israel unser Vater, der Ewige ist unser Gott, wie es in deinem Herzen nur einen einzigen giebt, so auch im unserigen.“ [1])

„Du sollst lieben den ewigen deinen Gott, mit deinen beiden Trieben, dem guten und dem bösen Trieb, du sollst ihn lieben, wenn es dich auch dein Leben kostet.“ [2])

„Seid nicht wie die Knechte, welche ihrem Herren dienen, um einen Lohn zu erlangen, sondern wie diejenigen, die ihm nicht um des Lohnes willen dienen.“ [3]) „Ihr sollet die Tora nicht anderer Dinge wegen studiren, sondern was ihr thut, thut es aus Liebe zu Gott.“ [4])

„Die Tora sagt euch: Nehmet auf euch das Joch des Himmelreiches,[5]) überbietet einander in Gottesfurcht und handelt mit einander liebevoll.“ [6])

„Niemand entziehe die Liebe seinem Nebenmenschen, denn wer also thut, gleicht dem Götzendiener, und dem, der das Joch der Gottesherrschaft abgeworfen hat.“ [7])

„Wer sich der Pflicht der Wohlthätigkeit entzieht, ist wie der Götzendiener.“

„Wohlthätigkeit und die Werke der Gnade sind die Fürsprecher und Friedenstifter zwischen Israel und ihrem Vater im Himmel.“

„Unter den Worten der Schrift (Exod. 15, 16): „Wenn du das Rechte thust in seinen (Gottes) Augen,“ ist der

---

jüdischen Tradition, I, S. 232 ff., dessen Darstellung manche vorzügliche Bemerkung enthält.

1) Sifrê, ed. Friedmann, 72 b.
2) Daselbst 73 a.
3) Aboth I, 3.
4) Sifrê, 59 b.
5) Ich lese שמים für שמי.
6) Sifrê, 138 b.
7) Sifrê 98 a, vgl. 93 a.

Handel und Wandel zu verstehen. Wer darin Treue beobachtet, an dem finden die Menschen Wohlgefallen und es wird ihm angerechnet, als hätte er die ganze Tora erfüllt." [1])

„Wohlthätigkeit und Werke der Liebe sind so viel werth, wie alle anderen Gebote der Tora. Eine Wohlthat kann man nur den Lebenden erweisen, Liebe den Lebenden und Todten, eine Wohlthat nur den Armen, Liebe den Armen und den Reichen, eine Wohlthat mit dem Vermögen, Liebe durch persönliches Thun und mit dem Vermögen." [2])

„Ihr könnet nicht anhängen dem Ewigen eurem Gotte, es sei denn, daß ihr seinen Eigenschaften anhänget. Wie er barmherzig und gnädig genannt wird, so sei auch du barmherzig und gnädig, so wie er gerecht genannt wird, so sei auch du gerecht, wie er gütig ist gegen alle seine Werke, so sollst du auch gütig sein." [3])

„Die beschämt werden und andere nicht beschämen, die Schmähungen hören und darauf nicht antworten, aus Liebe zu Gott die Gebote erfüllen, die Züchtigungen Gottes mit Freude ertragen, von ihnen heißt es in der Schrift (Lud. 5,31.): „Die ihn lieben, sind wie die Sonne, die in voller Kraft ausgeht" [4]).

„Wenn ihr von Gott etwas verlangt, so dürft ihr euch nur auf die Gnade Gottes berufen, denn Moses und David der König von Israel, hätten sich auf ihre Werke berufen können und als sie sich etwas von Gott erbaten, thaten sie es nicht und beriefen sich nur auf die Gnade Gottes". [5])

„Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch deinem Nebenmenschen nicht. Das ist der Inbegriff der Tora. [6])" „Mit dem Maße, mit dem jemand mißt, wird auch ihm gemessen." [7])

---

[1]) Mechiltha ed. Friedmann 46a.

[2]) Tosefta, Pea 4, 19 ff. Man beachte, mit welchem Nachdruck die Forderungen der Gerechtigkeit und Liebe hier hervorgehoben werden.

[3]) Sifrê 85a. Vgl. Holtzmann, Lehrbuch d. neut. Theol. Bd. I S. 170, A. 3.

[4]) Barajtha, Schabbath 88a.

[5]) Sifrê 70b.

[6]) Ausspruch Hillels, Barajtha Schabbath 30a.

[7]) Ein in der tannaitischen Agada häufig angewandtes Wort, z. B. Mechiltha. 24b, 25b, 32a, 38a. 54b.

„Es ist besser, daß jemand sich in den Feuerofen werfe, als daß er seinen Nächsten vor Vielen beschäme“[1]).

„Wer die Vergehen seines Nächsten verzeiht, dem wird verziehen“[2]).

„(Wenn du sprichst) so sei dein „Ja“ und dein „Nein“ ein wahres;[3]) derjenige, der das Geschlecht der Sintfluth gestraft, straft auch den, der sein Wort nicht hält“[4]).

„Füget mit euren Reden einander kein Unrecht zu. Saget nicht dem bekehrten Sünder: „Erinnere dich deiner Thaten“. Saget nicht dem Nachkommen von Proselyten: „Gedenke der Werke deiner Väter!“ Redet nicht zum Unglücklichen, zum Kranken, wie die Freunde Hiob's: „Erinnere dich, ist jemals ein Unschuldiger untergegangen[5]) ?““

Betrachten wir nun die einzelnen Hauptgedanken. Bei den Schriftgelehrten dieses Zeitalters ist das Bestreben zu beobachten, die vermenschlichenden Ausdrücke der Bibel zu mildern und die Ueberweltlichkeit Gottes scharf hervorzuheben.[6]) Man hat von diesem Streben gesagt, daß der jüdische Monotheismus dadurch kahl geworden sei, daß die Gesetzeslehrer sich dadurch von dem lebensvollen Gottesglauben der Bibel entfernt haben. — Ein übereinstimmendes Urtheil wird man in dieser Frage kaum jemals fällen können, denn wie man sich hierzu stellt, hängt davon ab, welcher Weltanschauung wir huldigen. Die Pantheisten werden an diesen Ansichten immer Anstoß nehmen, dagegen werden diejenigen, welche erkannt haben, daß wir nicht berechtigt sind, die Wesenseinheit Gottes mit der Welt zu behaupten, die großartige Thatsache anerkennen müssen, daß das Judenthum die Lehre von der Unerkennbarkeit des göttlichen Wesens immer folgerichtiger durchgeführt hat, bis Maimonides in dieser Beziehung zu einem Resultate gelangt war, das bis auf Kant unerreicht geblieben ist.

Das nachbiblische Judenthum hat damit nur folgerichtig

---

1) Baba mezia 59 a.
2) Joma 23 a.
3) Sifra, ed. Weiß 99 b.
4) Mischna, Baba mezia 4, 1.
5) Barajtha, Baba mezia 58 b.
6) z. B. Mechiltha 25 a, 38 a, 65 a, 69 b.

den transcendentalen, exclusiven und ethischen Monotheismus der Propheten weiter entwickelt, indem es die Ueberweltlichkeit Gottes immer schärfer betont und auch gegen eine jede Verendlichung des göttlichen Wesens und sittlichen Lebensideals protestirt hat.

Diese Abstraction hatte aber nicht zur Folge, daß der Gottesglaube eine weniger starke Einwirkung auf das innere Leben der Juden gehabt hätte. Aus der Erkenntniß der Erhabenheit Gottes folgt nicht, daß unsere Ehrfurcht vor ihm, dessen Wirken wir überall erkennen, eine geringere wird. Und so finden wir, trotz der scharfen Betonung der Ueberweltlichkeit und Unnahbarkeit Gottes, einen Reichthum von religiösen Vorstellungen, welche beweisen, daß diese „ungeheure Abstraction“ die Innigkeit des religiösen Verhältnisses nicht geschädigt hat. So wie im alten Israel, weil es nur einen Gott hatte, das religiöse Gefühl nicht weniger tief und mannigfaltig war als bei den Griechen oder den Aegyptern, so war auch das Gemüth der Schriftgelehrten an Gottesliebe nicht ärmer geworden, weil sie die vermenschlichenden Ausdrücke der Bibel nicht mehr buchstäblich nehmen mochten. Vielmehr haben sie sehr wichtige Gedanken geschaffen, für die sie auch die Ausdrücke geprägt haben. Von ihnen stammt der Ausdruck: „Unser Vater im Himmel.“

„Der Heilige, gelobt sei er, heißt es in einem Midraschwerke,[1] sprach zum Propheten Jeremia: Sage den Kindern Israels, daß sie Buße thun. Als der Prophet den Auftrag Gottes erfüllte, sprachen zu ihm die Kinder Israels: „O unser Lehrer! Mit welchem Gesichte können wir hintreten vor den Herrn? Haben wir ihn nicht erzürnet? Jene Berge und Hügel, wo wir den Götzen dienten, stehen sie etwa nicht mehr? Wir möchten uns niederwerfen in unserer Schande, unsere Schmach bedeckt uns, da wir gegen den Ewigen, unseren Gott gesündigt.“ Da kehrte Jeremia zurück zu Gott und überbrachte ihm die Antwort des Volkes. Der Ewige aber sprach: Gehe zurück und sage ihnen: „Wenn ihr zu mir kommt, kommt ihr nicht zu eurem Vater im Himmel?“

---

[1]) **Pesikta d. R. Kahana, ed. Buber 165a. Vgl. Bacher, die Agada d. Tannaiten, II, S. 59.**



Dieser Ausdruck ist vielfach bezeugt,[1]) auch in einem Ausspruch des Jochanan ben Zakkai.[2])

Die Pharisäer und Schriftgelehrten faßten, ebenso wie die Heilige Schrift, das Verhältniß Gottes zum Menschen auch als dasjenige eines Königs zu seinen Unterthanen auf, daher stammt der Ausdruck: „Die Herrschaft oder das Reich Gottes."

Es besteht keineswegs in der Anerkennung der Pflicht, den Geboten Gottes zu gehorchen, denn hierfür haben die Schriftgelehrten einen anderen Ausdruck, das „Joch der Gebote." Vielmehr ist unter dem Ausdruck, das Joch des Gottesreiches oder des Himmelreiches auf sich nehmen, das zu verstehen, sich zu Gott, als dem Herrscher über alle Wesen in Beziehung setzen, sein Wirken in den Ereignissen der Vorzeit Israels anzuerkennen, eine Vorstellung die im Gefühlsleben wichtige Folgen haben mußte.

Das „Reich des Himmels", das heißt, das „Reich Gottes" ist nach der Anschauung der Schriftgelehrten zeitweilig nur unter den Frommen Israels vorhanden, und wie wir gesehen haben, ist ihre Hauptforderung, Barmherzigkeit zu üben, es soll aber, das ist die Hoffnung, über das ganze Menschengeschlecht sich ausbreiten.

In diesem Sinne ist auch im Mussaf-Gebete des Neujahrsfestes vom Reich des Allmächtigen die Rede, welches Gebet zwar seine endgiltige Fassung in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts erhalten hat, dem Hauptinhalte nach aber viel älter ist.

Aus all dem folgt, daß die Schriftgelehrten das „Reich Gottes" als ein schon in der Gegenwart durch freien Entschluß des Menschen zu verwirklichendes und durch die frommen Einheitsbekenner verwirklichtes betrachtet haben,[3]) außerdem war es für sie eine eschatologische Erwartung.

---

[1]) Mechiltha 3a, 45b, 56a. Barajtha, Berachoth 30a. Baba bathra 10a. Bar. Sanhedr. 101b. Sifrê 132a. S. auch Bacher, Die Ag. d. pal. Am. II, 171, 327. — Dalman, Die Worte Jesu S. 150.

[2]) Mechiltha 74a.

[3]) Vgl. Dalman, a. a. O. S. 75ff. zu dessen Ausführungen hier Folgendes bemerkt sein mag: מלכות: ἡ βασιλεία steht im Sinne

Die Hoffnung vom Herannahen des Gottesreiches hat immer einen tiefen Eindruck auf die Frommen im Judenthum gemacht, und so lange es unter uns Menschen geben wird, die für die Ideale unserer Väter nicht gleichgiltig geworden sind, wird jenes Gebet des Neujahrsfestes seinen unwiderstehlichen Zauber nicht einbüßen.

Eine größere Bedeutung hatte auch die Vorstellung vom jüngsten Gericht. Dabei war auch die Vorstellung vorhanden, daß der Mensch einen jeden Tag gerichtet wird, woraus dann gefolgert wurde, daß der Mensch mit Rücksicht darauf, daß der Einzelne sowie die Gesammtheit nach dem Ueberwiegen der guten oder bösen Werke beurtheilt wird, sich in seinem Thun in Acht nehmen müsse.

Eine gute That vermag dem Guten in der Welt, und eine Sünde dem Bösen das Uebergewicht zu verleihen.[1])

Diese Vorstellungen von den Gerichten Gottes hängen mit gewissen Grundlehren der Propheten und des Judenthums überhaupt zusammen.

Die Forderungen der sittlichen Ideen sind die von Gott gegebenen Gesetze des Menschengeschlechts. Die Treue und Wahrhaftigkeit, Liebe und Gerechtigkeit sind Gesetze, von denen der Bestand der Völker und des Menschengeschlechts abhängig ist. Die Alten haben diesem Gedanken mit Recht eine große Bedeutung zugeschrieben und wir können nicht anders, als an dieser alten Lehre unerschütterlich festzuhalten. Es giebt kein Ideal, kein Interesse, das höher stehen dürfte als dasjenige der Wahrheit, des Wohlwollens und der Gerechtigkeit. Jeder Gedanke, der ihre Forderungen aufzuheben geeignet ist, ist kein Ideal, sondern ein Götzen, aufgestellt im Heiligthum der Humanität, ein „Gräuel der Verwüstung“, wie die Alten nach dem Buche Daniel die Götzen genannt haben.

Wie bei den Propheten, so steht auch bei den Schrift-

„Herrschaft Gottes“ Tosefta Ber. II, 1. Sifrê 19b unten. Vgl. Dalman, S. 79, Z. 9.

מלכות im Sinne „Königreich“: Tos. Ber. I, 10—11. Sifrê 76b. Mechiltha 26b (55b?). Bacher, d. Ag. d. p. Am. II, 160. Das Aufhören des Heidenthums und die Aufrichtung des Gottesreiches Mechiltha 56a.

[1]) Tosefta, Kiddufchin 1, 14.

gelehrten fest der Glaube an die gerechte Weltregierung Gottes. Wie die Psalmdichter, beschäftigt auch sie das furchtbare Problem von den Leiden der Frommen und dem Wohlergehen der Bösewichter.

Sie haben auch einen Antheil an dem Geiste der Propheten, denen Erscheinungen, die mit der Gerechtigkeit Gottes anscheinend nicht in Einklang zu bringen waren, Aergerniß verursachten.

Auch für ihre Zeit gilt es, daß man nirgends in der Welt das Recht in dem Maße als die Sache Gottes betrachtet hat als in Israel, und es giebt für sie keine größere Ketzerei, als zu behaupten, daß es „kein Gericht und keinen Richter gebe." Die Macht des Guten und der Gerechtigkeit, in der sich Gott am offenkundigsten offenbart, ist der Kern ihres Bekenntnisses. Darum lehren sie die vollkommenste Gottergebenheit. Man soll Gott für das Gute und das Unheil in gleicher Weise danken, denn „was Gott thut ist wohlgethan." R. Akiba sagte, die Worte der Schrift: „Ihr sollt mit mir keine silberne und goldene Götter machen", (Exod. 20,23.) sind also zu verstehen: Ihr sollt mit mir nicht wie die Heiden mit ihren Göttern verfahren; wenn ihnen ein Glück begegnet, ehren sie ihre Götter, und wenn Unheil über sie kömmt, werden diese von ihnen verflucht. Ihr hingegen, danket mir, wenn ich Glück über euch bringe, und danket mir, wenn ich Unheil über euch bringe." Bestimmter kann man nicht die heidnische Denkweise, welche das Verhältniß der Menschen zu den Göttern als einen Vertrag betrachtete, verurtheilen.

Als ein anderer Gesetzeslehrer, Chanina b. Teradjon, mit seiner Frau von den Römern zum Tode verurtheilt wurde, recitirten sie die Worte der Schrift, mit welchen der gläubige Jude bis auf den heutigen Tag im Unglück die Gerechtigkeit Gottes anerkennt: „Der Hort, vollkommen ist sein Thun, denn all seine Wege sind Recht, er ist ein Gott der Treue, ohne Fehl, gerecht und gerade ist er." Wie kann man behaupten, daß diese Märtyrer das Verhältniß des Menschen zu Gott, wie einen Pakt aufgefaßt haben? —

Diese Anschauung, welche zum Gesetz geworden ist, indem (Mischna, Berachoth IX,5) bestimmt wurde, daß man Gott beim Unglück ebenso zu danken habe, wie für das Gute, ist

mindestens so charakteristisch für das religiöse Leben der Gesetzeslehrer, wie die Reinheitsgesetze, und darnach wird mit Unrecht behauptet, daß die mathematisch genaue Berechnung des Lohnes und der Strafe für die Werke des Menschen der „Religionsfehler des Pharisäismus“ sei.

Die Schriftgelehrten lebten in der Furcht Gottes, der da Rechenschaft fordert für ein jegliches leichtfertige Wort[1]) und den Menschen nach dem Tode zur ewigen Seligkeit eingehen läßt oder zur ewigen Höllenstrafe zu verdammen vermag[2]).

Die Psalmen werden mit Recht als die Frucht betrachtet, welche von den Lehren der Propheten und der Tora im Geiste der jüdischen Frommen gezeitigt worden ist. Die Folge des prophetischen Monotheismus war auch das Gottvertrauen, dem die Psalmen in einzigartiger Weise Ausdruck geben. „Der Ewige ist mein Licht und mein Heil, wen sollte ich fürchten? Der Ewige ist die Feste meines Lebens, vor wem sollte ich Angst haben?“ (Ps. 27,1.) „Gott ist Schirm und Kraft, eine Hülfe in der Noth, sicher zu finden. Darum fürchten wir nicht, wenn auch die Erde sich verwandelt, wenn die Berge wanken in der Mitte der Meere“. (Ps. 46,2—3.) Also heißt in den Psalmen, die das Gebetbuch der Synagoge waren zur Zeit des zweiten Tempels, wie zum Theil auch später bis auf den heutigen Tag. Und im Einklang damit sagen die Schriftgelehrten: „Groß ist die Macht das Gottvertrauens, denn es bewirkte, daß den Israeliten der Geist der Heiligkeit zu Theil geworden ist“. Ein späterer Schriftgelehrter sagt: „Wer heute zum Essen hat und an den Morgen denkt, der hat kein richtiges Gottvertrauen[3]).“

Wir müssen auch einen Blick auf die Sittenlehre der Pharisäer und Schriftgelehrten werfen. Wir begegnen bei ihnen allen sittlichen Ideen der Propheten. Alle Arten der Wortsünde, Verleumdung, Lüge, Heuchelei und Schmeichelei fanden bei ihnen die schärfste Verurtheilung. „Nicht sündigen“ war anerkanntermaßen einer ihrer Grundsätze, den sie zu ver-

---

1) Chagiga 5b.

2) S. die Erzählung vom Tode des R. Jochanan b. Zakkai, Barajtha Berachoth 28 und Jer. Chagig a, 77a.

3) Mechiltha 47a.

wirklichen mit größtem Eifer bestrebt waren, ihr Ideal kann aber deshalb nicht als ein blos negatives bezeichnet werden. Die Armen und Gedrückten sind die Lieblinge der Schriftgelehrten, was nach dem Einfluß, den die Bibel auf sie ausübt, anders gar nicht zu denken ist. Wohlthätigkeit solle man im Geheimen üben, dieser Grundsatz war so anerkannt schon zur Zeit als der Tempel bestand, daß es besondere Einrichtungen dafür gegeben hat, um dieser Forderung, die von den Gesetzeslehrern auch später anerkannt wurde[1]), zu genügen. Es war nämlich im Tempel eine Halle, welche die „Halle der Verschwiegenen" genannt wurde, wo die geheimen Spenden für die Armen abgegeben worden sind[2]). So jemand fastete, durfte er es niemandem mittheilen[3]), ein Verbot, dem wir auch in späteren Gesetzessammlungen begegnen[4]). — Gerechtigkeit, Friede und Treue sind die Säulen, auf denen die Welt besteht[5]). Sie ist durch die Gnade Gottes geschaffen worden[6]).

Wer die Gebote der Tora erfüllt, oder sich mit ihrem Studium beschäftigt, soll es wegen ihrer selbst thun. Das Studium der Lehre giebt Lebenskraft dem, der es selbstlos betreibt, wem es nur ein Mittel ist, um selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, für den ist es tödtliches Gift[7]). — Alles ist in der Macht Gottes, ausgenommen die Gottesfurcht. Es ist dem Menschen überlassen worden, sich für den Weg des Lebens oder des Todes zu entscheiden. Der Mensch ist zwar der Macht des bösen Triebes unterworfen, aber Gott gab ihm seine Lehre, durch die er sich vom Bösen befreien kann[8]). Auf den Bundestafeln war die Freiheit eingegraben, denn wahrhaft frei ist nur derjenige, der sich mit der Gotteslehre beschäftigt[9]). — Aus diesen Sätzen ersieht man, daß die Lehre von der Willensfreiheit, das Bewußtsein von der sitt-

---

1) S. Jer. Schekalim V, 7.
2) Sifrê 98a.
3) S. Jer. Chagiga 77d.
4) Schulchan Aruch, Orach Chajim, 565.
5) Aboth I 18.
6) Mechilta 42b. S. Jer.
7) Sifrê 72a. 79b. 89a. 99a. 131a. S. auch Sukka 49b. Bacher, Die Ag. d. pal. Am. I 235 II 27.
8) Sifrê 82b.
9) Aboth VI_2.

lichen Verantwortlichkeit von den Gesetzeslehrern erhalten worden ist, dabei herrschte aber auch die richtige Anschauung, daß die wahre Freiheit in gewohnheitsmäßigem Rechtthun, im Gehorsam gegen die Gotteslehre erreicht werden kann. „Im Gehorsam", sagt der Dichter, „fühle ich mich am Schönsten frei".

Die biblische Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts hat bei den Gesetzeslehrern ebenfalls einen prägnanten Ausdruck gefunden: „Gott hat, so heißt es an einer Stelle, nur Einen Menschen geschaffen, damit die Ketzer keinen Vorwand haben zu behaupten, daß es viele Götter giebt. Nach Anderen deshalb, daß die Gerechten nicht sagen können: „wir sind die Nachkommen eines Gerechten" und die Bösewichter sich nicht entschuldigen können: „Wir sind die Nachkommen von Bösen". Wieder Andere meinen, es sei deshalb nur ein Mensch geschaffen worden, damit die Familien keinen Vorwand zum Streit haben, indem sie sich auf ihre Abstammung berufen. Manche meinen auch, daß es wegen der Räuber und Gewaltthätigen geschehen sei. Die Nachkommen des einen Menschen rauben und üben Gewaltthätigkeiten aus, was thäten sie erst, wenn sie nicht von einem Urahn abstammen würden[1])."

Die Propheten Israels haben eine Idee geschaffen, welche für das sittliche Leben des ganzen Menschengeschlechts von außerordentlicher Bedeutung ist, die Idee der Buße und Bekehrung. Sie ist schon bei den Propheten die grundsätzliche Sinnesänderung, in Folge welcher der Mensch seine Sünden von sich abwirft und sich ein neues Herz und einen neuen Geist schafft. Der Gedanke hat bei den Schriftgelehrten seine Bedeutung beibehalten. Sie lehren in Uebereinstimmung mit den Propheten, daß die Buße eine große Macht sei, welche die Welt von den Wunden heilt, die ihr von der Sünde geschlagen worden sind. Dabei haben sie sich keineswegs nur mit dem Vorgang der Bekehrung begnügt, der in der Seele des Menschen sich vollzieht, denn so heißt es in der Mischna: Die Sünden, die der Mensch gegen Gott begangen, werden am Versöhnungstage verziehen, für diejenigen

[1]) Tosefta, Sanhedrin VIII, 4.

aber, die er gegen seinen Nächsten begangen, muß er vorerst von diesem Verzeihung erlangen, um vor Gott als rein erscheinen zu können.

Es hat unter den Pharisäern auch Heuchler gegeben, selbstgerechte Menschen, die da sprachen: „Saget mir, welches sind noch meine Pflichten, damit ich sie erfülle[1]), als hätten sie schon alles erfüllt, was die Tora und die Propheten von ihnen verlangten. Davon erzählt auch eine der alten jüdischen Quellen, welche die Mängel von Persönlichkeiten und Zeiten nicht zu verheimlichen pflegen. Die Thatsache wird uns weiter nicht Wunder nehmen, denn sowie es in dieser Welt noch keinen Menschen gegeben hat, der nur „Wahres und Ewiges“ verkündet hätte, also hat es noch keine menschliche Gemeinschaft gegeben, die aus lauter Heiligen und Einsichtigen bestanden hätte. Das allgemeine Urtheil aber von der Heuchelei der Pharisäer und von ihrer thörichten Frömmigkeit ist genau so viel werth, wie manches andere Urtheil über Gemeinschaften und Völker, die aus einem Vorurtheil oder aus irgend einem Gegensatze stammen.

Die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten waren, wie wir schon hervorgehoben, die Vertreter der religiösen Demokratie, sie stellen den gesetzeskundigen Bastard höher als den unwissenden Hohepriester, ja als den König, denn so meinten sie, „wenn der Gelehrte stirbt, so haben wir nicht seinesgleichen, wenn der König stirbt, so kann — nach pentateuchischem Gesetz — jeder Israelite zum König gewählt werden“. Sie haben das arme Volk, aus dem die Gesetzeslehrer zumeist hervorgegangen sind, stets hinter sich. Darum kann man auch nicht sagen, weil sie die Uebertreter des Gesetzes mißachteten, daß sie Verächter des armen Volkes waren. Sie waren stolz auf ihre Zugehörigkeit zu Israel, nicht so sehr wegen ihrer Abstammung, sondern wegen des Besitzes ihrer Lehre. Dem Heiden, der sich bekehrte, sprachen sie alle Rechte eines geborenen Israeliten zu. Allerdings hegten sie eine starke Abneigung gegen die heidnische Welt, insbesondere gegen Rom, das die „Segnungen der Cultur“ in Judaea zu verbreiten bestrebt war, dies werden wir aber sehr begreiflich finden,

---

[1]) Barajtha, Sota 22b.

ebenso daß die „Zöllner“, die Helfershelfer der Unterdrücker der Nation, bei ihnen arg beleumundet waren und daß Circus und Theater, in denen die Heiligkeit des Menschenlebens in arger Weise verletzt wurde, ihnen „Greuel des Herren“ waren.

Es steht außer allem Zweifel, daß zur Ausbildung und Entwickelung der Lehren und Gesetze des Judenthums, wie sie in der talmudischen Literatur uns vorliegen, die Schriftgelehrten in der Zeit des zweiten Tempels den Grund gelegt haben. Wir wollen daher einige von den Einrichtungen hervorheben, die gewiß in dieser Zeit entstanden sind. Es ist einem jeden zur Pflicht gemacht worden, das Schema, d. h. jene drei mit großem Tacte ausgewählten Stücke des Pentateuchs, in denen die hauptsächlichen Lehren des Judenthums zum Ausdruck gelangen, täglich zweimal zu lesen.

Aus diesen Kreisen stammen unsere ältesten Gebete, zu denen allerdings später Zusätze gemacht worden sind, die aber alle durch die Schlichtheit und Reinheit der Sprache, wie durch den Reichtum des Inhaltes sich auszeichnen. Man wird nicht leicht ein Gebet finden, das man neben die wunderbaren Segenssprüche von dem Schema, und die von der Liebe Gottes sprechen, der Israel seine Lehre zu Theil werden ließ, stellen könnte.

Sie haben andere religiöse Einrichtungen, wie z. B. die Feste ausgestaltet, wobei sie viele Anordnungen getroffen haben. Man hat mit Rücksicht auf diese gesagt, es wäre keine Kleinigkeit gewesen, die 613 Gebote mit ihren Erklärungen auch nur zu wissen, und erst recht sie zu beobachten. Indeß wenn wir in Betracht ziehen, daß in den 613 Geboten alle Forderungen der Moral, das ganze Civil- und Strafrecht, der Opfercultus, die Bestimmungen über den Zehnten und ähnliche Dinge gehörten, von denen recht viele nur von den Priestern beobachtet werden mußten, so wird man die Sache anders beurtheilen. — Die Schriftgelehrten haben die Arbeiten angegeben, die am Sabbat nicht verrichtet werden dürfen, dies wurde ihnen ebenfalls zum Vorwurfe gemacht, denn sie hätten dadurch die Freiheit des religiösen Lebens beeinträchtigt. Aber wie wir noch heute sehen, kann keine Behörde, welche die Heilighaltung eines Festes bestimmen will, anders vorgehen.

Sie haben manche religiöse Einrichtungen, welche aus

biblischer Zeit stammen, mit einem neuen Ideengehalt erfüllt. So ist durch sie das Wochenfest zum Fest der Offenbarung geworden.[1]) Das Neujahrsfest haben sie mit den wichtigsten eschatologischen Gedanken vom Reiche Gottes, von seinem Gericht und von den Zeiten des Messias in Zusammenhang gebracht.[2])

Zu den Aufgaben der Schriftgelehrten des ersten Jahrhunderts gehörte auch die Rechtspflege und sie haben sich dieser mit Ehren entledigt. Sie haben manche strenge Bestimmung der Bibel den Zeitverhältnissen anzupassen verstanden. Diese ihre Arbeit hatte sie trotz der Strenge ihrer moralischen Grundsätze vor überschwänglichen moralischen Forderungen, die nicht zu verwirklichen sind, bewahrt.

Die Rechtsordnung war in ihren Augen etwas Göttliches. Der Richter, der ein gerechtes Urtheil fällt, hat gleichsam einen Antheil am Werke der Weltschöpfung.[3]) „Wisset, so sagt in späterer Zeit ein Gesetzeslehrer zu den Partheien, das ihr nicht vor Akiba b. Josef, sondern vor Gott stehet, denn es heißt in der Schrift: „Das Recht ist Gottes Sache". (Deut. 1,17.)

Es ist wahr, die Pharisäer und Schriftgelehrten arbeiteten gar eifrig daran, das ganze Volk an die Erfüllung des „Gesetzes" zu gewöhnen. Man liebt es aber die Sache so darzustellen, als würden die Tora und die Erklärungen der Schriftgelehrten nur Vorschriften über Waschungen. Opfer, Speisen und dgl. enthalten oder als hätten die Schriftgelehrten sich beinahe ausschließlich mit diesen Dingen beschäftigt. Das Judenthum soll eben, wie man vielfach unbegründeterweise meint, auf denjenigen Bestandtheilen der Tora beruhen, die man „Priestercodex" nennt. Das ist aber nicht der Fall. Das Judenthum beruht ebenso auf den anderen Quellen der Tora, insbesondere auf dem Denteronomium und auf den Propheten. Und da in der Tora all die religiöse und sittliche Erkenntniß, welche den Propheten und Priestern Israel-Juda's zu Theil geworden ist, zu Worte kommt, darum finden wir, daß neben dem Bestreben, alle Gebote zu erfüllen, die

---

[1]) Als ein solches gilt es schon in der Mechiltha, 63 b.
[2]) Sifrê, 19 b. unten.
[3]) Sifrê 59 a.

Forderungen der socialen Moral mit dem größten Nachdruck hervorgehoben werden.

Es ist auch eine unberechtigte Annahme, daß das religiöse Leben im Judenthum dieser Zeit in einer Menge rein äußerlicher Werke aufgegangen ist. Sollte die Feier der Sabbate und Feste mit all den großen Gedanken und Erinnerungen, mit denen sie in Zusammenhang gebracht worden sind, ohne jeglichen Eindruck auf das Gefühlsleben der Juden vorübergegangen sein? Dem widersprechen nicht nur die Zeugnisse der jüdischen Literatur, sondern auch viele analoge Thatsachen aus der Geschichte anderer Religionen.

Die Gebote der Tora waren für die Juden niemals „Statuten eines unmotivirten Willens". Diejenigen, welche dies behaupten, meinen, die Juden hätten die Gebote nur deßhalb beachtet, weil sie glaubten, daß es von Gott also geboten sei. Eine höchst seltsame psychologische Erklärung der Treue der Juden zur Tora. Es ist aber klar, daß eine Verwerfung der Gesetze der Tora, wie sie von Paulus angestrebt worden ist, gleichbedeutend gewesen wäre mit der Verwerfung der eigenen Seele, es wäre ein Riß in der geschichtlichen Entwickelung gewesen, wie er keiner Volksseele zugemuthet werden kann, auch dort nicht, wo der Zusammenhang mit der Vergangenheit viel geringer ist als im Judenthum.

Weil die religiösen Einrichtungen des Judenthums in dem religiösen Empfindungsleben wurzelten, deshalb war jene Zerreißung des geschichtlichen Zusammenhanges, die Paulus angestrebt hat, im Judenthum unmöglich. „Die Liebe Gottes zu Israel, meinten die Schriftgelehrten, zeigt sich darin, daß sie keines Mittlers bedürfen[1])." „Heil euch Israeliten, sagt ein Gesetzeslehrer, daß ihr vor eurem Vater im Himmel von euren Sünden gereinigt werdet". Das war die Antwort der Schriftgelehrten auf die paulinische Ansicht. Wohl aber hat die Dialektik des Paulus es ermöglicht, daß das Christenthum sich ausbreite und das Dogma, die Combination neutestamentlicher Vorstellungen mit Ansichten griechischen Ursprungs entstehe.

Wir haben die Lehren der Pharisäer und ihrer Schrift-

---

[1]) Joma 57 a.

gelehrten, die Ueberlieferungen unserer Väter kennen gelernt. Nicht nur die Lehren unserer heiligen Schrift haben sich unter dem Menschengeschlecht verbreitet, sondern auch die Anschauungen, welche den werthvollsten Theil in der Verkündigung Jesu bilden, sind im Judenthum entstanden. Und wenn das Menschengeschlecht eingedenk sein wird der Pflicht der Dankbarkeit gegen diejenigen, welche seine höchsten religiösen und sittlichen Ideale geschaffen haben, so wird sie auch den pharisäischen Schriftgelehrten zu Theil werden. Die Dialektik des Vorurtheils wird sich gegenüber den Thatsachen der Religionsgeschichte als machtlos erweisen, denn ihr Schicksal ist, daß sie sich selbst vernichtet.

Aus dem Selbstzeugnisse der Pharisäer ergeben sich uns auch wichtige Schlußfolgerungen für die Charakteristik jener Zeit. Aus dem Unglück, von welchem das jüdische Volk durch die Zerstörung seines Heiligthums und den Untergang seines Staatswesens betroffen wurde, schloß man auf seine Verderbtheit und Entartung. Wie die Freunde Hiobs durch sein Unglück dazu veranlaßt werden, ihm seine Sündhaftigkeit vorzuwerfen, also haben Theologen und Geschichtsschreiber, welche die Rathschlüsse Gottes genau zu verstehen meinen, den religiösen und sittlichen Verfall des Volkes, die Selbstsucht und Heuchelei der Pharisäer geschildert. In Wahrheit verhält sich die Sache ganz anders. Man hat es aufgegeben, aus den Reden der Propheten auf die Verderbtheit des alten Israel und Juda zu schließen, und doch waren jene Zeiten, in denen Jesaias und Jeremia gewirkt haben, viel schlimmer, als das letzte Jahrhundert vor der Zerstörung des zweiten Tempels. Götzendienst und allerlei heidnische Greuel sind in Israel eingedrungen, manche heidnische Sitte ist von Alters her geübt worden. Es hat aber vor der Zerstörung des zweiten Tempels keine Zeit gegeben, in der die Gesammtheit des Volkes, mit Ausnahme der gesinnungslosen Römlinge, einen größeren Eifer, eine unerschütterlichere Treue zur Tora gezeigt hätte, als während der letzten Kämpfe um das jüdische Staatswesen. Die nationale Erregung, und das leidenschaftliche Suchen nach religiöser Erkenntniß haben die Ideen geschaffen, welche wir dargestellt haben. Der Kampf hatte einen unglücklichen Ausgang, das jüdische Staatswesen

wurde durch die römische Uebermacht zertrümmert, nur gegenüber der Lehre Israels hat sich die rohe Gewalt immer als machtslos erwiesen. Darum haben wir daran festzuhalten, daß keine geschichtliche Erscheinung nach dem äußeren Erfolge, vielmehr nach der Größe der Gedanken, die sie in die Welt gesetzt hat und nach der Gesinnung, mit der sie behauptet werden zu beurtheilen ist, der äußere Erfolg hängt in erster Reihe von Umständen ab, die mit den sittlichen Qualitäten der geschichtlichen Mächte nichts zu thun haben.

Darum müssen wir uns der Pharisäer mit Dankbarkeit erinnern, denn ihre Lehre enthält manches kostbare Gut, denn sie haben es bewirkt, daß das Judenthum in der Fluth der hellenisch-römischen Cultur nicht untergegangen ist. Wenn sie die Institutionen der Tora immer weiter ausgestaltet haben, so folgten sie nur dem Eifer, das Gebot Gottes zu erfüllen und gehorchten dem Drange der jüdischen Volksseele, die sich nur unter dem Panzer, den seine Gesetzeslehrer ihm geschmiedet haben, vor dem Untergange gesichert fühlte. Sie haben es bewirkt, daß das Judenthum eine Religion des unmittelbaren religiösen Verhältnisses geblieben, daß es jegliche Verendlichung des göttlichen Heiligkeitsideals abgelehnt, den geschichtlichen Zusammenhang mit der Bibel nicht verloren hat und die wahre Fortsetzung der Religion der Tora und der Psalmen geworden ist.

Ein Philosoph behauptet, daß die Bewahrung der monotheistischen Lehre schon deshalb nicht der Beruf des Judenthums sein könne, weil der Islâm den Monotheismus mit eben solcher Schärfe zum Ausdruck bringt wie das Judenthum.

Das ist eine unbegründete Anschauung. Die Juden in den Ländern des Islâms hätten im Mittelalter dasselbe sagen können und doch ist der Gegensatz zwischen Judenthum und Islâm ein außerordentlicher gewesen. Die mittelalterlichen jüdischen Denker hatten andere Anschauungen von einem Propheten als die Muslimen und haben es gewußt, daß es ein anderes ist, den Monotheismus und seine sittlichen Forderungen aus der Tora, aus den Reden des Jesaia und aus den Psalmen zu kennen, und ein anderes, wenn man sie aus dem Korân kennt. Der Monotheismus des Korâns führte zum Fatalismus, er hat die Herrschaft pessimistischer An-

schauungen nicht zu verhindern vermocht, während das Judenthum von diesen zwei Plagen im Großen und Ganzen frei geblieben ist. Der Islâm ist auf seinem großartigen Eroberungsgange in Lehre und Leben vom heidnischen Wesen überfluthet worden und es hat manchmal nur wenig gefehlt und die ursprüngliche Lehre Muhameds wäre in den Gewässern des Heidenthums ertränkt worden, wenn nicht der monotheistische Gedanke eine Reaction hervorgerufen hätte. Es giebt sogar Secten, von denen man sagen kann, daß sie von der Lehre Muhammeds keinen religiösen oder sittlichen Gedanken übrig gelassen, alle sind von ihnen zerstört oder verunstaltet worden. Das Judenthum, dessen Entwickelung zumeist nur von Außen gestört worden, ist von diesen Gefahren frei geblieben, und das haben wir in erster Reihe den pharisäischen Schriftgelehrten zu verdanken, die besonders in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten das Heidenthum und den Aberglauben bis in alle ihre Schlupfwinkel verfolgt und die dafür gesorgt haben, daß der Einfluß der biblischen Lehren auf das religiöse Bewußtsein ihrer Gemeinde stets gesichert sei. Darum rufen sie uns zu mit den Worten der Schrift (Prov. 4,2.): „Ich habe euch eine gute Lehre gegeben, meine Tora dürfet ihr nimmer verlassen!“

Die Romulussage im Talmud und Midrasch.

Von A. Sulzbach.

Die Sagen der Griechen und Römer waren den Meistern des Talmud bekannt, und es ist bemerkenswerth, wie sie es verstanden, ihren Inhalt homiletisch und exegetisch zu verwerthen. Liebten sie es ja, in ihren Volksvorträgen — etwas anderes sind ja die Midraschim nicht — das Wort der Bibel durch Beispiele aus dem Leben dem Zuhörer lebendig zu gestalten und im Schriftworte verborgene Gedanken sinnlich zu veranschaulichen: so mußten sie wohl freudig zugreifen, wenn eine feinsinnige Sage des Alterthums ihnen Gelegenheit bot, das Ohr des Zuhörers durch treffenden Vergleich zu entzücken und seine Gedankenwelt zu erweitern. So wird z. B. von Rab Nachman die Besiegung der Schwierigkeit, das Weltenganze und die Naturerscheinungen zu begreifen, die den gewöhnlichen Menschen verwirren, den weisen und klugen aber in seinen Forschungen nicht beirren, durch ein Beispiel erläutert: „Das gleicht einem großen Palaste, in dem viele Thüren sind, so daß man in demselben in der Irre umhergeht. Was that nun ein kluger Mann? Er nahm einen Bastknäuel und band ihn an die Thür und fand nun an diesem Knäuel den Weg hinein und wieder hinaus.“ (Ber. R. 12,1.) Hier haben wir nun die Sage von dem Knäuel der Ariadne zwanglos

auf die Naturerkenntniß angewendet. Zu dem Siegesgesange Davids, in dem es heißt: „Mit meinem Gotte setze ich über die Mauer" bemerkt der Midrasch: Was that Joab, der Feldherr Davids? Er befestigte eine frische Fichte hart an der Mauer (der feindlichen Stadt), beugte den zarten Wipfel zu Boden, den dann David festhielt. Joab aber schwang sich auf David hinauf, hängte sich an den Wipfel der Fichte und gelangte so, da der Baum emporschnellte, auf die Mauer. (Midr. Thillim K. 18.) Wer erkennt nicht gleich, daß hier die Sage von dem Fichtenbeuger Sinis ihre Verwendung gefunden hat?

Waren die Rabbinen so mit der Sagenwelt Griechenlands vertraut, so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn ihnen die Sage von der Entstehung Roms, das so tief und schmerzlich in die Geschichte Judas eingegriffen hat, bekannt war. Das Bemerkenswerthe daran ist aber nicht die Erwähnung dieser Sage, sondern wie sie erwähnt wird, und in welcher Tendenz sie erwähnt wird und uns eine Geschichtsauffassung seitens unserer Weisen erkennen läßt, die wahrhaft bewunderswerth ist und eine Anwendung, die von einem hoch sittlichen Charakter der Erzähler zeugt.

Betrachten wir nun nach der Reihe die Stellen im Talmud und Midrasch, in denen von der Gründung Roms die Rede ist.

Talm. jer. Aboda Sara I, 2: „R. Levi sagte: Am Tage, da Salomo ein Schwiegersohn Pharao Nechos[1]) wurde, kam der Engel Michael herab und steckte ein Rohr ins Meer, an das sich Schlamm ansetzte; hier entstand eine Waldung, die Stätte für die große Stadt im Römerreiche. Am Tage, da Jerobeam die zwei goldenen Kälber aufstellte, kamen Remus[2]) und Romulus und bauten zwei Hütten in Rom."

Dieser Stelle entsprechen zwei ähnliche im Talmud Babli.

Sabbath 56b: „Rab Jehuda sagte im Namen Samuels: Als Salomo die Tochter Pharaos heirathete, stieg der Engel Gabriel herab, steckte ein Rohr in das Meer, an welches sich

---

[1]) Daß die Erwähnung Nechos unhistorisch ist, ist selbstverständlich.
[2]) Im Text immer Romus.

Schlamm ansetzte, hier wurde eine große Stadt (scil. Rom) erbaut; die Boraitha berichtet: Als Jerobeam zwei goldene Kälber aufstellte, das eine in Bethel, das andere in Dan, wurde eine Hütte erbaut, und dies ist das jonische Italien." Die erste Hälfte dieses Satzes findet sich wörtlich in Sanhedrin 21 b, nur daß dort R. Jizchak der Berichterstatter ist und Rom deutlich genannt wird. Im Großen und Ganzen gleichen sich die Aussprüche in den beiden Talmuden, unterscheiden sich jedoch wesentlich dadurch von einander, daß der babylonische Talmud die Namen Romulus und Remus nicht erwähnt, während der jerusalemische sie nennt. Es dürfte dies darin seine Erklärung finden, daß in Palästina, der Heimath des jerusalemischen Talmud, das in näherer Beziehung zu Rom stand, die Sage besser bekannt war als im entfernteren Babylon.

Die Art und Weise, wie hier von der Gründung der Stadt Rom gesprochen, wie diese in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Verirrung Salomos gebracht wird, ist hochbedeutsam für die Denk- und Anschauungsweise unserer alten Weisen. Rom gilt als Erbfeind weniger der Judenheit als des Judenthums. Charakteristisch für diese Auffassung ist eine Talmudstelle, die von dem einstigen Weltgericht spricht, an dem alle Völkerschaften vor Gott zur Huldigung des Messias zugelassen werden, und nur Edom (Rom) davon ausgeschlossen wird. Hat aber doch Babylon sich durch die Zerstörung des Tempels schwer versündigt, warum soll diesem Reiche Gnade gewährt werden und nicht auch Rom, das doch auch nichts anderes gethan? Babylon hat Holz und Stein vernichtet und zertrümmert, Rom aber wollte das Lebenselement Israels, das Gottesgesetz, vernichten, jene Gotteslehre, welche die Menschen vom Heidenthum befreien wollte; ein solches Volk wird vom Gottesthron zurückgewiesen. Israel konnte alles Weh und allen Jammer, alle Tortur und Qualen verschmerzen und vergessen; daß ihm aber seine erhabene Lehre genommen, daß ihm statt seines Gottes der olympische Zeus aufgezwungen werden sollte — das konnte es nicht verschmerzen und vergessen, es konnte nicht aufhören zu hassen. Was es mit der materiellen, nur auf Geld und Gewinn abzielenden Denkweise der jüdischen Rasse, der man jeden Idea-

lismus abzusprechen sich erdreistet, auf sich hat, möge man aus der angeführten Talmudstelle erkennen. (Pesachim 118b.)

Betrachten wir nun die erwähnten Sagen im Zusammenhang, so ergiebt sich daraus: Das nationale Unglück war ein selbstverschuldetes; der Unterdrücker wird allerdings nicht freigesprochen, aber die Anklage wendet sich in erster Linie gegen sich selbst; die Sittenverderbniß, der Salomo Thür und Thor öffnete, in ihr liegt der Keim des späteren Zerfalls und der Ohnmacht, über welche Rom in späterer Zeit triumphirte.

Dieser Zug, in erster Linie sich selbst für alle die furchtbaren Verhängnisse, die über Israel hereinbrachen, anzuklagen, ist ein markanter in der ganzen Leidensgeschichte Israels geblieben. In all den Gebeten, welche die Leidensgeschichte Israels gezeitigt hat, in denen die Greuel der Kreuzzüge, der Blutanklagen, der Anklagen der Brunnenvergiftung in einer Sprache uns entgegentreten, die uns bis ins Innerste erschüttert, klingt der eine Gedanke immer hindurch: Gott ist gerecht, die Lüge konnte über uns siegen, weil wir gegen ihn gesündigt haben. Welche sittliche Größe liegt in einem solchen Bekenntniß; erfüllt von dem Bewußtsein der Unschuld, doch eine Schuld zu suchen, die außerhalb all der Anklagen liegt, welche mordsüchtige Gehässigkeit über ein armes Volk ausgeheckt hat! Von Bedeutung für die Schätzung der jüdischen Volksseele ist es ferner noch, daß der Glanz, den König Salomo durch seine Pracht und seine Weisheit um sich und um sein Volk verbreitete, dieses nicht hinderte, seine Schwächen zu erkennen und es nicht zurückschrecken ließ, seine Regierungszeit als den Beginn des nationalen Unglücks zu betrachten. Gerecht und unparteiisch auch gegen seine Großen, ist im jüdischen Volke kein Raum für einen Heroenkultus. Diese Ehrlichkeit des Urtheils verdankt es aber seinem Lehrbuch, der Bibel, welche die Schwächen ihrer großen Männer nicht verschweigt und sie der Nachwelt aufbewahrt hat.

Bei dieser Gelegenheit sei auf eine merkwürdige Tradition, die allerdings erst spät mitgetheilt, von R. Jizchak Luria, wohl aber auf älteren Quellen beruht, aufmerksam gemacht, daß Nebukadnezar, der Zerstörer des ersten Tempels, ein Abkömmling der unsittlichen Verbindung zwischen König Salomo und der Königin von Saba gewesen sei. Daß gerade der

gefeierte Salomo als derjenige bezeichnet wird, dessen Sünde der Zertrümmerer des jüdischen Reiches sein Dasein verdankt, ist ebenfalls recht charakteristisch für die sittliche Anschauung jüdischer Denkweise.

Behandeln nun die älteren Quellen die Romulussage in ermahnendem Sinne, indem sie die Entstehung des Erbfeinds des Judenthums als Folge der Verirrung seines gefeiertsten Fürsten hinstellen und, vielleicht auch im Hinblick auf das römische Kaiserthum, das unter der glänzenden Hülle die sittliche Fäulniß barg, paränetisch dem Gedanken Ausdruck gebend, daß das prächtige, weltbeherrschende Rom durch seinen Sittenverfall sich selbst den Untergang bereite: so bedeutet die Darstellung der jüngeren Quellen, welche die Sage in ihrem weiteren Umfang geben, indem sie auch von der Ernährung der Kinder durch eine Wölfin reden, einen Angriff auf das herzlose Regiment des Weltreiches.

Midr. Thillim 10, 14: „Die heidnische Regierung (Rom) fordert von Israel: Bring deine Kopfsteuer! Es aber spricht: Ich habe Waisen zu ernähren. Jene aber sagt: Hast du schon von mir gehört, daß ich Waisen ernähre? Geht zum Gotte Jakobs, daß er euch helfe, dem Vater der Waisen und Richter; die Mutter des Remus und Romulus war gestorben, da kam eine Wölfin und säugte die Kinder, und diese bauten zwei Hütten in Rom, ein Beweis für das Bibelwort: Der Waise warst du ein Helfer.“ Aehnlich erwähnt Midr. Esther 3, 5 die Sage mit dem Unterschiede, daß hier von der Vergewaltigung der Wittwen und Waisen, die man in das Gefängniß führt, statt von der Eintreibung der Steuern gesprochen wird. Wahrscheinlich ist aber auch hier gemeint, daß für die Steuerschulden die Kinder und Frauen zu Sklaven gemacht werden.

Hier wird jene römische Habsucht gegeißelt, welche die Unterthanen durch Auferlegung unerschwinglicher Steuern rücksichtslos aussaugt, die kein Erbarmen kennt und von einer Fürsorge für die Enterbten nichts weiß, ja für eine solche Fürsorge nur höhnenden Spott hat.[1]) Bittet man um Erlaß der drückendsten Steuern oder um einige Erleichterung, indem man

[1]) Man vergl. die prächtige Darstellung jener römischen Zustände, wie sie vom Talmud beleuchtet werden, in Sachs, Beitr. II 137 ff.

auf Verpflichtungen hinweist, die man gegen verlassene Waisen hat, so hat Rom für solche Herzensregungen nur ein sarkastisches Hohnlachen: „Habt ihr schon einmal gehört, daß Rom Waisen versorgt? Soll der Staat eure Waisen ernähren, denn wenn ihr Steuererlaß verlangt, um eure Waisen ernähren zu können, so ist es ja schließlich der Staat, der, auf sein Einkommen verzichtend, Waisenpflege übernimmt; von Rom dürft ihr solche menschenfreundliche Fürsorge nicht erwarten, wendet euch an euren Gott, von dem ihr ja erzählt, daß er der Vater der Waisen sei.“ Noch um so greller tritt die herzlose und kalte Staatsraison, die der Mildthätigkeit keinen Raum gewährt, hervor, wenn zugleich darauf hingewiesen, daß Rom sein Dasein einzig und allein dem barmherzigen Gott verdankt, der den hilflosen Waisenkindern, denen die natürliche Ernährerin fehlte, eine Wölfin sandte, um sie zu säugen. „Und diese,“ so schließt die Erzählung bedeutungsvoll, „waren es, welche den Grund zur Erbauung der Stadt Rom legten.“ Hier stehen zwei Weltanschauungen sich einander gegenüber: Rom, kalt und herzlos, die Macht und Größe als einziges Ideal erstrebend, unbekümmert um soziale Wohlfahrt; ein Staat, in welchem man die Armen verhungern und erfrieren ließ, während man die Marmorstatuen im Winter sorgfältig mit Teppichen umkleidete, damit sie durch die Kälte keinen Schaden nähmen, wie R. Josua ben Levi bei einem Aufenthalte in Rom es zu seinem Erstaunen wahrnahm. (Pesikta d'Rab. Kahana, ed. Buber, IX.)

Auf der anderen Seite Juda, das Volk ohne Land, aber durch sein geistiges Erbe doch mächtiger als das Weltenreich Rom. Nicht Macht und Größe ist nach der jüdischen Weltanschauung das Ideal eines Staates, denn dieses ist nicht das Bleibende; das Menschliche ist es, was das Mächtigste, das von Menschlichkeit nichts weiß, überdauert. Mit der Bibel in der Hand, deren soziale menschenfreundliche Gesetzgebung vor allem das Herz ihrer Bekenner veredelt hat, hat die Judenheit den Gang über die ganze bewohnte Erde angetreten, und hat Dank dieser Waffe sich in den Stürmen der Zeiten erhalten. Diese jüdische Bibel hat aber auch ein Saatkorn in die Erde gestreut, aus dem alles das erstanden ist, was an Edlem und Gutem die Welt erfüllt; wenn Rom

eine Macht geblieben ist, so ist es nur eine solche, weil es aus dem Geiste seine Kräfte gewonnen, von dem die Bibel erfüllt ist. Vielleicht deutet darauf eine dunkle Erzählung hin, die wir im Midr. Schir haschirim I, 6 finden.

Nachdem der Midrasch die oben angeführte Stelle aus dem jer. Talmud angeführt hat, fährt er fort: „Als man nun die Hütten gebaut hatte, stürzten sie wieder ein, man baute sie wiederum, und abermals stürzten sie ein. Da war dort ein Mann, Abba Kolon mit Namen, der sagte zu den Leuten: So lange ihr nicht Wasser aus dem Euphrat herbeibringt, den Lehm damit anzukneten, werden die Hütten nicht stehen bleiben. Auf die Frage, wer denn das Wasser herbeischaffen wolle, erklärte Abba Kolon sich dazu bereit. Als Weinhändler verkleidet, reiste er von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, bis er an den Euphrat kam, dort füllte er die mitgebrachten Fässer mit dem Wasser dieses Flusses und brachte es heim; man knetete mit diesem Wasser den Lehm an, und die Hütten blieben stehen. Von jetzt ab sagte man: Jede Hauptstadt, die keinen Abba Kolon hat, verdient nicht Hauptstadt genannt zu werden, und man nannte diese Stadt das babylonische Rom."

Daß diese Erzählung uns mehr sagen will, als im Allgemeinen auf die Beziehungen des Orients zum Occident hinzudeuten, wird schon klar aus der Nennung eines Namens, Abba Kolon; es liegen hier jedenfalls Beziehungen zu Zeitereignissen vor, die uns durch eine Bildersprache, wie sie die Rabbinen gern in ihren Vorträgen anwandten, verhüllt sind, welche aber die Zeitgenossen wohl verstanden. Wenn ich eine Vermuthung wagen dürfte, so möchte ich das Wort Abba für nichts anderes als die Uebersetzung des Wortes Papa, Papst halten, den Titel, welchen man in den Anfängen des Christenthums allen Patriarchen, seit dem 4. Jahrhundert aber vorwiegend dem Bischof von Rom beilegte. Nun finden wir aber in den Verzeichnissen der Päpste einen mit dem seltenen und nicht wieder vorkommenden Namen Conon, der nur ein Jahr, von 686—687, das Pontificat inne hatte. Ob unter diesem die Autorität der Päpste, die bis zum 8. Jahrhundert selbst von den abendländischen Christen nicht überall anerkannt war, erstarkte, woraus der Nachsatz, daß keine Stadt die Be-

zeichnung als Hauptstadt verdiene, in welcher nicht ein Abba Kolon sei, sich erklären würde, oder ob der unbekannte Berichterstatter zur Zeit jenes Conon gelebt und dessen Namen für das Papstthum überhaupt angewendet, vermag ich nicht zu entscheiden. Genug, die Erzählung, die Gegenwart in die Vergangenheit verlegend, berichtet, das Wasser des Euphrat habe die Gründung des Romulus und Remus erhalten, — am Euphrat blühte damals das Thorastudium, Wasser wird als Sinnbild für die Thora angewendet, — so dürfte es wohl nicht als zu gewagt erscheinen, wenn die Erzählung dahin gedeutet wird: Das heidnische Rom mußte untergehen, nur das Wasser aus dem Euphrat konnte ein bleibendes Rom aufrichten. Eine Anerkennung der Verdienste des Christenthums, wie es nicht selten im jüdischen Schriftthume vorkommt, ist in dieser Erzähluug enthalten, aber auch die Erinnerung daran, daß es jüdischer Geist und jüdische Gedanken sind, mit denen das Christenthum seinen Siegesgang über die Welt geschritten ist; vielleicht durfte man solches nicht öffentlich aussprechen, und der Redner mußte zu einem Bilde die Zuflucht nehmen, um seine Zuhörer in der Schätzung des hohen Werthes ihres Judenthums zu befestigen.

Die Hochschulen in Palästina und Babylon.

Von A. Schwarz.

Unter den zahlreichen Gradmessern, von welchen die Kulturhöhe oder Kulturtiefe eines Volkes einfach abgelesen werden kann, ist keiner zuverlässiger und bewährter als die Schule. Von jeher haben Denker und Dichter mit besonderer Vorliebe die Schule einem Garten verglichen. Gärten und Schulen haben u. A. auch das gemeinsam, daß sie eine belebende Frische ausströmen. Eine Stadt mag noch so großartig und planmäßig erbaut worden sein, wenn sie keine Gärten hat, wird dennoch eine schwüle Atmosphäre über ihren weiten und breiten Straßen lagern; und ein Staat mag noch so groß und mächtig sein, wenn er nicht für Schulen sorgt, muß seine Bevölkerung früher oder später der Verdumpfung und Verdummung anheimfallen. Es kommt indeß dabei nicht allein auf die Zahl der Gärten und Schulen, sondern auch auf deren Größe und Anlage an. Botanische Gärten haben eine ganz andere Bestimmung als Alleen und parkartige Anlagen. Ebenso dienen die Universitäten einem ganz andern Zwecke als die Volks- und Elementarschulen. Demnach wäre es sehr verfehlt, das tiefe Bildungsniveau eines an Analphabeten überreichen Volkes durch die Errichtung von Hochschulen heben zu wollen; denn die Grund- und Unterlage für die Volksbildung ist und bleibt die Volksschule.

Das war zu allen Zeiten ein eisernes Gesetz und wird es auch zu allen Zeiten bleiben. Nichtsdestoweniger giebt es ein Volk, das in Bezug auf dieses Gesetz — scheinbar wenigstens — eine Ausnahme bildet, und dieses Volk ist das jüdische.

Wir Juden sind als ein Kulturvolk in die Weltgeschichte eingetreten, denn wir haben uns sofort nach dem Auszug aus Aegypten durch unser am Sinai empfangenes Sittengesetz in den Dienst einer ewigen Idee gestellt. Es soll hier nicht untersucht werden, warum und wodurch wir die bestgehaßte Nation der ganzen Welt geworden sind, warum man unsere Vorzüge stets verkleinert und unsere Fehler stets vergrößert hat; es mag auch dahingestellt bleiben, ob wir in Wirklichkeit die Welt verjudet haben. Wir könnten uns ja diesen Vorwurf nicht allein ruhig gefallen lassen, sondern müßten stolz auf ihn sein, wenn die Bibel, das hervorragendste Buch der Weltlitteratur, in demselben Grade beachtet und bethätigt würde, wie sie verbreitet ist und gelesen wird. Denn die Bibel ist vom Hause aus das Buch der Juden, und trotz ihrer Uebersetzung in alle Sprachen der Erde nach wie vor ein jüdisches Buch. Ein Volk, das ein solches Buch hervorgebracht hat, muß von Freund und Feind als ein hochgebildetes, als ein klassisches bezeichnet werden. Und doch hat dieses klassische Volk — zum mindesten während der Jahrhunderte, in denen die meisten und bedeutendsten Bücher der Bibel entstanden sind — weder eine Volks- noch eine Hochschule gekannt. Ist das nicht ein Wunder zu nennen? Keineswegs! Es fiel auch bei uns kein Gelehrter vom Himmel; im Gegentheil, es wurde vielleicht bei keinem Volk der Erde so viel unterrichtet und gelehrt, wie schon im alten Israel, und gerade deshalb, weil jedes jüdische Haus von vornherein eine Schule war, konnten wir auf die allen gemeinsame Volksschule Verzicht leisten. Vater und Mutter sind vielleicht heute nicht mehr, aber ganz gewiß waren sie einst die besten Lehrer ihrer Kinder; ganz natürlich, weil ja der Unterricht ebenso wie die Erziehung individualisiren muß, und wer wäre mit der Individualität des Kindes mehr vertraut als dessen Eltern? Man kann demnach, ohne der Uebertreibung geziehen zu werden, kühn behaupten, daß es im alten Israel ebenso-

viele Kinderschulen wie Familien gegeben, und daß die jüdische Volksbildung nur deshalb eine so allgemeine und hohe gewesen, weil jeder Vater sein ganzes Wissen dem Kinde spielend beizubringen bemüht war. Und trotz alledem bleibt weniger das Vorhandensein so vieler Kinderschulen, sondern weit mehr das Nichtvorhandensein der Volksschule charakteristisch für unsern Stamm; denn dieses negative Moment bezeugt es in ebenso bündiger wie unwiderlegbarer Weise, daß wir Juden niemals einen Nationalstaat im hergebrachten Sinne des Wortes gebildet haben. Ohne allgemeine Volksschnle kann von keiner nationalen Erziehung, und ohne nationale Erziehung kann von keiner Nationalmacht die Rede sein. Man denke sich Athen oder gar Sparta ohne Schulen, ohne nationale Erziehung! Das ist einfach unmöglich. Ebenso unmöglich ist es, den ehemaligen jüdischen Staat in seinem wahren Wesen zu begreifen, wenn man nicht das jüdische Haus mit seiner religiösen Erziehung als das Fundament der ganzen Volksgemeinschaft erkennt. Selbst im Zenith unserer politischen Machtstellung bildeten wir ein religiös-nationales Gemeinwesen; deß ist Zeuge der Jerusalemische Tempel, dessen Bau von König David vorbereitet und von König Salomo ausgeführt wurde. Es genügt, an diese Thatsache zu erinnern, und man muß es geradezu lächerlich nennen, wenn heutzutage so viele Juden sich eine die Religion völlig ignorirende Nationalität construiren. Gegen eine solche Nationalität legt unsere ganze Geschichte Verwahrung ein. Ohne Religion ist die jüdische Nationalität ein völlig leeres, inhaltloses Wort. Das Religiöse und das Nationale im Judenthum sind eben nicht zwei verschiedene Elemente, sondern blos zwei Seiten einer und derselben Sache. Beide durchdringen sich derart, daß von einer Sonderung gar nicht gesprochen werden kann. Die jüdische Nationalität wurzelte zu allen Zeiten nicht nur in der gemeinsamen Abstammung von Abraham, sondern auch in dem gemeinsamen Glauben an den von Abraham erkannten Gott. Wer diesem Gotte den Rücken kehrte, wurde ein Fremder und hatte thatsächlich aufgehört, ein Nachkomme des Patriarchen zu sein. Und eben darin findet es seine Erklärung, daß auch heute noch die Religion Israels trotz ihres die ganze Menschheit um-

spannenden Universalismus des jüdisch-nationalen Gepräges nicht entbehren kann und darf.

Israel ist das klassische Volk der Religion; als solches durfte es keine ausschließlich nationale Zwecke und Ziele verfolgen, als solches mußte es auf eine vorwiegend religiöse Erziehung seiner Jugend bedacht sein. Nicht für die Größe des Vaterlandes, sondern für die Größe des Schöpfers, nicht für die Macht des Staates, sondern für die Allmacht Gottes sollten die Kinder begeistert, nicht dem Gesammtwillen der Nation, sondern dem Willen Gottes der Einzelwille untergeordnet werden; deshalb war die Gottesfurcht der Anfang aller Staats- und Lebensweisheit. Der Anfang wohl, aber nicht das Ende. Denn der reine und wahre Gottesglaube hatte die Aufgabe, den Verstand zu erleuchten, den Blick zu schärfen und den Gesichtskreis zu erweitern. Propheten und Priester sorgten für die fortschreitende Bildung des Volkes, und gerade der Umstand, daß diese Volksredner und Volksbildner nicht aus Gelehrtenschulen hervorgegangen waren, hatte zur Folge, daß die allgemeine Bildung des Volkes in allen seinen Theilen ebenso hoch wie gleichmäßig war. Demnach ist für die ganze Geschichtsepoche vor dem babylonischen Exil das Nichtvorhandensein der Hochschulen ebenso bezeichnend wie das der Volksschulen. Man hat zwar die längste Zeit hindurch der Ansicht gehuldigt, Samuel habe in Ramah eine Prophetenschule gegründet, schließlich sah man sich aber genöthigt, diese Meinung als irrige aufzugeben. Es genügt ja, sich darauf zu besinnen, daß die Prophetie, wie Samuel selber sie auffaßt, nicht das Produkt der Reflexion und des Studiums ist, sondern die Wirkung des den Befähigten mit Allgewalt ergreifenden Gottesgeistes und Jeder muß zugeben, daß die Prophetie Jemandem zu lehren eine Unmöglichkeit ist. Nein, die Jünger, die sich zu Ramah um Samuel versammelten, und ebenso jene, welche sich später in Bethel, Gilgal, Jericho und in der Jordansau um Elias schaarten, waren, lange bevor sie sich daselbst eingefunden, vom Gottesgeiste ergriffen. Auch der begabteste und sittlich noch so hochstehende junge Mann konnte nur unmittelbar von Gott selber zum Propheten ausgerüstet und geweiht werden. Nichtsdestoweniger mußten, wenn auch das Prophetenamt eine Gottesgabe und Gottes-

gnade war, die also Begabten sich auf die Ausübung ihres Amtes gewissenhaft vorbereiten. Dieser Vorbereitung dienten Prophetenvereine und nicht Prophetenschulen. Die Bibel, die Bezeichnungen für Lehrer und Schüler hat, besitzt keinen Ausdruck für Schule, sie spricht blos von Prophetenjüngern und kennt nur einen Prophetenbund. Man dürfte allenfalls noch von einer Prophetenschule des Jesaias sprechen, denn dieser Redegewaltige nennt seine Jünger: Kinder, die Gott ihm gegeben. Doch läßt uns gerade Jesaias keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß Gott diesen Jüngern das Ohr geöffnet hatte, lange bevor sie zu ihm, dem Propheten, gekommen waren. Gewiß bildete auch im alten Israel jede hervorragende Persönlichkeit einen Mittelpunkt, um den die höher Strebenden sich sammelten, und ganz besonders ist die Spruchweisheit in diesen Kreisen gepflegt worden. Das alte Israel hatte seine Propheten und seine Sänger, die insofern eine Schule bildeten, als ihre Richtung die herrschende geworden; denn so verschieden auch Prophetie und Poesie ihrem Wesen nach sind, haben sie doch das Eine gemeinsam, daß sie weder gelehrt noch erlernt werden können. Von Prophetenschulen zu reden ist nur in dem gleichen Sinne statthaft wie von Dichterschulen.

Das ganze Bildungs- und Erziehungswesen des jüdischen Volkes war derartig, daß es sich ohne öffentliche Schulen ausgestalten konnte; trotzdem paßt das Wort unserer Alten, Jerusalem sei aus Mangel an Schulen zu Grunde gegangen, besser auf die Zerstörung durch Nebukadnezar als auf jene durch Titus. Freilich bestand die Hauptsünde nicht darin, daß man die Schulen geschlossen hatte, sondern weit mehr darin, daß man die Schule, deren das Volk der Religion bedurfte, zu eröffnen gar nicht in die Lage kam. Die Moses-Lehre, die sich selber als das Erbe der Gemeinde Jakobs bezeichnet, ist ein Gegenstand des Studiums und der Forschung, dem soweit es sich um die unermeßliche Tiefe handelt, kaum ein zweiter an die Seite gestellt werden darf. Man wird eher das Meer als die Gotteslehre ganz ergründen. Seit Jahrtausenden holt der jüdische Geist immer neue Schätze aus den Tiefen nicht des Gesetzes, wie man gern das Wort haben möchte, sondern der Lehre herauf; seit Jahrtausenden ist das Thorah-

studium die einzige Aufgabe aller jüdischen Hochschulen, und noch immer führt der von der Wissenschaft gebahnte Weg in die Tiefe; doch zur Zeit des ersten jüdischen Staatslebens gab es für dieses Studium keinen Raum, weil, solange das Volk immer wieder von neuem in den Götzendienst zurückfiel, die Moses-Lehre nicht zum Erbe der Gemeinde Jakob's gemacht werden konnte. Erst das babylonische Exil hat Israel von dem Hang zur Vielgötterei gänzlich geheilt, und deshalb beginnt erst mit der nachexilischen Zeit oder genauer erst mit Esra, dem Schriftgelehrten, die wahre und eigentliche Gottesherrschaft in Israel, insofern dieser Esra „sein Herz darauf gerichtet, die Gotteslehre zu erforschen und auszuüben und zu lehren in Israel Gesetz und Recht" (7, 10), insofern er diese Gotteslehre thatsächlich zum Volksbuch gemacht hat.

Das charakteristische Merkmal der vorexilischen Zeit ist das Nichtvorhandensein sowohl der Volks- als auch der Hochschule, das der nachexilischen die Präexistenz der Hochschule vor der Volksschule. Mit Esra beginnt eine Epoche, die nach seiner auf die Erforschung der Thorah abzielenden Thätigkeit die sopherische genannt wird. Ob die ersten Schriftgelehrten sämmtlich oder nur theilweise Priester waren, ist ganz irrelevant; ihre Wirksamkeit beschränkte sich ja nicht auf die opfergesetzlichen, sondern erstreckte sich auf alle Theile der Gotteslehre, und ihr Streben war ja vornehmlich darauf gerichtet, das religiöse Wissen in immer weitere Volkskreise hineinzutragen. Dieses Streben freilich konnte nicht ganz gelingen; denn gerade dadurch, daß der Gelehrtenkreis sich immer mehr erweiterte, vermochte die allgemeine Volksbildung mit der Schriftgelehrsamkeit keinen Schritt zu halten, und zwar umsoweniger, als das Familienhaus den wesentlich erhöhten Forderungen des Unterrichts zu entsprechen außer Stande war. So bildete sich ein bisher völlig ungekannter Gegensatz nicht zwischen Priestern und Laien, sondern zwischen Gelehrten und Unwissenden heraus, ein Gegensatz, aus dem später die traurigen Parteiverhältnisse hervorgegangen sind. Die eigentliche Gelehrsamkeit diente nicht zur Belehrung des Volkes. Die Thorah konnte nicht mehr ihrem ganzen Umfang nach dem Volke ausgelegt werden; der Volksbelehrung dienten von nun an blos die historischen Stücke; für das Volk hatte

nur noch die religiös-ethische oder agadische Auslegung der nicht gesetzlichen Parthien Werth und Bedeutung; die eigentliche Gesetzesforschung, die Halachah, war Sondergut der Fachmänner geblieben. Ob nun die Entwicklung genau dieselbe gewesen wäre, wenn man rechtzeitig für die Errichtung gemeinsamer, den veränderten Verhältnissen angepaßter Elementarschulen Sorge getragen hätte, das ist eine Frage, die gewiß Niemand unbedingt bejahen wird. Es darf nicht einen Augenblick daran gezweifelt werden, daß die weit ausschauenden Männer, die an der Spitze des jüdischen Volkes standen, die Gründung solcher Schulen als Nothwendigkeit erkannt haben; wenn sie dennoch von deren Errichtung Umgang genommen, so geschah das nur deshalb, weil sie Bedenken trugen, in die Rechte des Familienhauses einen solch tiefen Eingriff zu machen. Wann die ersten Kinderschulen errichtet wurden, zu welcher Zeit in Judäa der Schulzwang eingeführt wurde, darüber gehen die Quellen auseinander. Nach den palästinensischen Berichten ist Simon ben Schetach, ein Bruder der Königin Salome Alexandra, der im ersten Drittel des letzten vorchristl. Jahrhunderts blühte, der Begründer der jüdischen Volksschule; nach den babylonischen Berichten wird dieses Verdienst dem Hohepriester Josua ben Gamala unter Agrippa II. zuerkannt. Das mag indeß wie immer sein, an der Thatsache ist nicht zu rütteln, daß die jüdische Hochschule nicht erst in der alexandrinisch-griechischen, sondern schon in der sopherischen Zeit vorhanden war. Man braucht sich nur über das eigentliche Wesen der Halachah volle Klarheit zu verschaffen, und man muß trotz der Skepsis, mit der die neueste Geschichtsforschung den talmudischen Berichten über die Ecclesia Magna entgegentritt und die Existenz einer organisirten Behörde unter der persischen Oberhoheit in Abrede stellt, die feste Ueberzeugung gewinnen, daß es schon zur Zeit Esras eine Gerichtsbehörde in Jerusalem gegeben hat, die zugleich auch ein akademischer Senat gewesen ist. Ob diese Behörde mit dem von König Josaphat errichteten Gerichtshof (II. Chr. 19, 8) identisch gewesen, ob sie von vornherein den Namen „große Versammlung" getragen, oder ob man ihr diesen Namen erst viel später gegeben hat, ist ohne jedweden Belang angesichts der Thatsache, daß die Halachah von vorn-

herein schöpferisch aufgetreten ist. Freilich wenn man unter Halachah nichts Anderes versteht, als was gang und gäbe ist, dann allerdings kommt man zu einem Gewohnheitsrecht. Wenn man aber, was jeder mit dem Geist des Talmuds Vertraute zugeben muß, die Halachah vor Allem als die unter den veränderten Zeitverhältnissen unerläßliche Weiterentwicklung des mosaischen Rechtes auffaßt, dann kommt man ohne gesetzgebenden Körper nicht aus. Die Sopherim erweitern, wohl von der Zeit gedrängt, aus eigener Machtvollkommenheit die Gesetze des Pentateuch; diese Thatsache beweist zuverlässiger als es tausend Belegstellen aus Josephus vermöchten, daß die Sopherim nicht Privatgelehrte, sondern Mitglieder einer gesetzgebenden Körperschaft gewesen sind. Der Ausspruch: „Seid bedächtig beim Urtheilsspruch, stellet viele Schüler aus und machet einen Zaun um die Thorah", dieser Ausspruch, mag er von wem immer herrühren, ist sehr alt, und man darf es nicht übersehen, daß diese Mahnung sich nicht an Einzelne, sondern an eine Behörde richtet, weil man doch unmöglich Einzelpersonen die Erweiterung bestehender Gesetze überlassen kann. Wir haben uns demnach ein Tribunal zu denken, das Recht sprach, Gesetze schuf und, was übrigens schon Esra 7, 25b hervorgehoben wird, auf die Ausbildung gesetzeskundiger Jünger bedacht war. Oder mit andern Worten: die oberste Behörde in Jerusalem, gleichviel welchen Namen sie geführt, war Gerichtshof, gesetzgebender Körper und akademischer Senat. Die Zusammensetzung dieser Behörde mag im Lauf der Zeit Wandlungen durchgemacht haben, ihre dreifache Aufgabe blieb bis hinab auf die herodianische Zeit dieselbe. Unsere talmudischen Berichte hierüber sind die denkbar zuverlässigsten, und wenn auch in neuerer Zeit zwischen diesen Quellen einerseits und den Berichten des Josephus und der Evangelien andererseits Widersprüche aufgedeckt worden sind, so erweisen sich dieselben doch als scheinbare*).

*) Nach den talmudischen Quellen war ein Schriftgelehrter, nach Josephus und den Evangelien der jeweilige Hohepriester der Präsident des obersten Gerichtshofes. Nach den talmud. Quellen tagte das große Synhedrion in der Quaderhalle des Tempels, nach Josephus, bell. jud. V. 4, 2. gab es ein besonderes Rathhaus neben der ersten Stadtmauer. Das sind durchaus keine unlösbare Widersprüche. Was zu-



Uns kommt es hier zunächst darauf an, den Nachweis zu führen, daß es ein alter Irrthum ist, wenn man noch immer meint, das jüdische Lehrhaus habe sich allmählig aus dem Synhedrion herausgebildet, sondern daß thatsächlich der oberste Gerichtshof im eminentesten Sinne eine Hochschule gewesen, noch bevor er den Namen Synhedrion gehabt hat. Hierbei gilt es vor allem zu wissen, daß die jüdische Hochschule nicht nur ursprünglich, sondern fast fünfzehn Jahrhunderte lang etwas ganz Anderes war, als sie heute ist. Wir verstehen heute unter Hochschule eine Anstalt, an der Docenten wissenschaftliche Vorlesungen über verschiedene und doch unter einander zusammenhängende Disciplinen halten; unter Akademieen wieder aus den hervorragendsten Gelehrten zusammengesetzte Körperschaften, die weniger die Verbreitung als die Erweiterung der Wissenschaft im Auge haben. Die

---

nächst das Bouleuterion auf dem Tempelberge betrifft, wird ja nur der talmudische Bericht auch von Josephus bestätigt; in Bezug auf das Präsidium aber kann und darf man den Darstellungen des Josephus und der Evangelien nur insofern Glauben schenken, als sie von rein politischen Verhandlungen berichten. Oder ist es wirklich denkbar, daß ein Hohepriester, der zuweilen gar nicht hebräisch lesen konnte, bei Verhandlungen über religionsgesetzliche Dinge den Vorsitz geführt haben soll? Nein. Es gab gewiß drei verschiedene Gerichtshöfe von je 23 Mitgliedern, die zusammen, wie schon Herzfeld annimmt, das große Synhedrion bildeten; einen in der Quaderhalle, welcher sich mit allgemein religiösen Dingen, einen zweiten zwischen der Tempelhalle und der Tempelmauer, der sich ausschließlich mit Kultusfragen des Tempels befaßte und höchstwahrscheinlich nur aus Priestern bestand, einen dritten endlich auf dem Tempelberge, in der Nähe des Xystos, der den Lokalgerichtshof Jerusalems bildete. Diese 3×23 Synhedrialmitglieder hatten als großes Synhedrion, freilich an zwei verschiedenen Berathungs-Plätzen, zwei Präsidenten, den Hohepriester, der in politischen Angelegenheiten, die im Bouleuterion verhandelt wurden, und einen Schriftgelehrten, der in den religionsgesetzlichen Verhandlungen in der Quaderhalle den Vorsitz führte. So erhalten wir nicht allein 71 Mitglieder des großen Synhedriums, sondern verstehen auch, daß es in der Quaderhalle selbst zwei Präsidenten gab, den ständigen des dort tagenden 23-Richterkollegiums und den eigentlichen Vorsitzenden des großen Synhedriums, daß mithin die Paare (Sugoth) in Wirklichkeit bestanden haben. Ob jedoch der Hohepriester immer als Mitglied des großen Synhedriums gegolten, scheint nicht ausgemacht zu sein; auf diesem Zweifel beruht die allerdings nicht recipirte Annahme, daß das große Synhedrium nur 70 Mitglieder hatte (vgl. Sanhedrin 1, 6).

jüdischen Hochschulen in Palästina und Babylon standen zwischen unsern Fakultäten und unsern Akademien in der Mitte, denn es waren in ihnen stets Gelehrte und Jünger vereinigt, Gelehrte, die ihre Ansichten und Anschauungen mit einander austauschten, Jünger, denen nicht blos das Recht zustand, Fragen zu stellen, sondern auch in bescheidener Weise ihre Meinung zu äußern. Und weil diese Vereinigung von Gelehrten und Jüngern das Wesen der jüdischen Hochschule ausmacht, haben wir das begründetste Recht, dem obersten Gerichtshof in Jerusalem zugleich den Charakter einer Hochschule beizulegen, weil wir auch an ihm neben den Gelehrten (Chachamim) Jünger (Talmide Chachamim) vorfinden. Der jüdische Talmid Chacham stammt aus späterer Zeit; anfangs gab es keinen Talmid Chacham, sondern blos einen Talmid Chachamim, denn jeder Jünger hatte alle Gelehrte zu seinen Lehrern. Der älteste Name des jüdischen Lehrhauses ist nicht Beth ha-midrasch, sondern Beth waad, ein Haus der Zusammenkunft für die Weisen, auf deren Worte die wissensdurstigen Jünger lauschten. Dieser Vereinigung von Gelehrten und Jüngern begegnen wir sogar an allen aus 23 Mitgliedern bestehenden Lokalgerichtshöfen. „Die Synhedrialmitglieder", lehrt die Mischnah (Sanhedrin 4, 3) „saßen im Halbkreis, damit einer den andern sehen konnte. Zwei Gerichtsschreiber standen vor ihnen, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, um die Reden der pro und contra sprechenden aufzuschreiben. Vor ihnen saßen in drei Reihen die Jünger der Weisen, und jeder kannte seinen Platz." An diese 3 Reihen, von denen jede 23 Plätze hatte, schlossen sich noch mehrere an, aber diese Plätze waren frei, und wer früher kam, konnte einen solchen einnehmen (Tosift. Sanhedrin Cap. VIII). Es ist gewiß nicht daran zu zweifeln, daß Jerusalem wie alle anderen Städte einen Lokalgerichtshof hatte; da nun dieser wie alle anderen blos Montag und Donnerstag seine Sitzungen hielt, drängt sich uns umsomehr die Frage auf, warum denn das große Synhedrion täglich vom frühen Morgen bis Nachmittags ½ 3 Uhr tagte. Mögen die Fälle, in denen die Lokalbehörden keinen Bescheid wußten und sich an die höchste Instanz wendeten, noch so häufig gewesen sein, aus den täglichen Sitzungen in der Quaderhalle

geht doch mit Evidenz hervor, daß Gelehrte und Jünger daselbst dem Gesetzesstudium oblagen. Bei diesem Stand der Dinge ist es völlig gleichgiltig, ob es in Jerusalem noch andere Hochschulen gegeben hat; denn in diesem Falle könnten es ja doch nur die nämlichen Meister gewesen sein, denen die jungen Männer in der Quaderhalle lauschten. Diese Quaderhalle war zugleich das Lehrhaus κατ' ἐξοχήν, die erste Hochschule nach Zeit und Rang, und solange an dieser Stätte alle Differenzen ausgeglichen, alle gegensätzlichen Anschauungen zur Abstimmung gebracht wurden, gab es keine an irgend welchen Namen geknüpfte Tradition, solange blieb es buchstäblich wahr das Prophetenwort: „Von Zion geht die Thorah aus und das Gotteswort von Jerusalem".

* * *

II.

Das unsterbliche Verdienst, das sich R. Jochanan ben Sakkai nach der Zerstörung des Tempels um sein Volk erworben hat, wird in keiner Weise geschmälert, wenn man nicht gelten lassen kann, daß er mit dem Lehrhause in Jamnia etwas Neues geschaffen, sondern blos hervorhebt, daß er die Hochschule aus Jerusalem in eine Provinzialstadt verlegt hat. Nachdem Judäa seine staatliche Selbstständigkeit eingebüßt und Rom ihm alles genommen hatte, war auch der oberste Gerichtshof als politische Behörde verschwunden; und es ist hochbedeutsam, daß der Talmud dem R. J. b. S. die Bitte an Vespasian in den Mund legt, „Jamnia mit seinen Weisen" ihm zu geben. In Judäa gab es keine Richter mehr, sondern nur noch Gelehrte. Das Lehrhaus in Jamnia, so behauptet man mit vollem Recht, hat das Judenthum vom Untergang errettet; man darf jedoch nicht vergessen, daß diese Rettung unmöglich gewesen wäre, wenn die Einheit des jüdischen Volkes nicht schon seit Jahrhunderten in dem Lehrhause der Quaderhalle den beredtesten Ausdruck gefunden hätte. Es muß ohne Weiteres angenommen werden, daß das Lehrhaus R. J. b. S.'s 71 Mitglieder hatte, weil es sonst unbegreiflich wäre, wie man Jamnia mit seinem Collegium als den legitimen Erben Jerusalems hätte bezeichnen können.

Und auch wenn die kleine Stadt für so viele Gelehrte keinen Raum gehabt, ist doch nicht daran zu zweifeln, daß diese sich ausnahmslos zu den von R. J. b. S. anberaumten Sitzungen eingefunden haben. Die hohe Autorität, deren sich dieser Mann schon als hervorragender Jünger Hillels erfreute, muß als sichere Bürgschaft dafür gelten, daß die seinen Namen tragenden Reformen und Verordnungen in einer die Continuität der Halachah wahrenden Form zustande gekommen sind. Die Mitglieder der Hochschule in Jamnia galten als die Repräsentanten des jüdischen Volkes; dadurch erhielten die von ihnen per majora gefaßten Beschlüsse bindende und verpflichtende Gesetzeskraft. Solange R. J. b. S. lebte, war die Hochschule zu Jamnia nicht etwa die größte, sondern die einzige. Anders jedoch gestalteten sich die Verhältnisse, als mit dem Amtsantritt Rabban Gamaliels II. zu den alten Schulstreitigkeiten neue Reibungen hinzukamen. Die zwei bedeutendsten Schüler R. J. b. S.'s, R. Elieser ben Hyrkanos und R. Josua ben Chananja, gründeten in ihren eigenen Wohnsitzen Lehrhäuser, dieser in Pekiin, jener in Lydda; und wenn auch vielleicht die Hochschule des Patriarchen — als solche gelten die Nachkommen Hillels — anfangs darunter nicht gelitten hat, so wurde ihm doch seine Aufgabe, die dissentirenden Lehrmeinungen zu überbrücken, wesentlich dadurch erschwert, daß jetzt jede Lehrmeinung in einer besonderen Hochschule vertreten war. Wir haben uns nämlich auch die Lehrhäuser in Lydda und Pekiin als Hochschulen ersten Ranges vorzustellen, denn die gewaltigen Persönlichkeiten R. Eliesers und R. Josuas haben sicherlich eine fesselnde Anziehungskraft auf Gelehrte und Jünger ausgeübt. Nichtsdestoweniger behielt die Hochschule des Patriarchen ihr Uebergewicht, einmal weil sie zugleich der Sitz des Kalenderrathes war und weil zweitens ihr alle Männer angehörten, die vom Patriarchen mit einem Amte bekleidet wurden. Das Amtsdekret galt zugleich als Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie (vergl. Sifre Deut. 16 und b. Horajoth 10a). Gewiß wurden die Jünger auch offiziell zu Akademikern promovirt, doch unter Rabban Gamaliel II. scheint diese Promotion zu den Seltenheiten gehört zu haben. Dieser Patriarch führte ein strenges Regiment; er träumte davon,

die Controversen aus der Welt schaffen zu können und wieder wie einst in der Quaderhalle durch Stimmenmehrheit die Norm festzustellen. In diesem Streben wollte er allen unnöthigen Fragestellungen ein für alle Mal einen Riegel vorschieben; er ging so weit, einen Thorwart anzustellen, um wenigstens Jünger zweifelhaften Charakters fernzuhalten. Er hatte nämlich unter den vexatorischen Fragen dieser jungen Männer viel zu leiden, so daß er jedesmal, nachdem er den Präsidentenstuhl eingenommen, einen prüfenden Blick auf die Versammlung warf, und erst dann, wenn er sich überzeugt hatte, daß kein Zänker anwesend ist, die Erlaubniß ertheilte, Fragen an ihn zu richten, während er im entgegengesetzten Falle die Sitzung mit seinem Vortrag eröffnete. R. Gamaliel hat gewiß jede ehrliche Meinung hochgeschätzt, aber trotzdem forderte er von seinen Collegen, daß sie die Einheit in der Halachah höher als alles Andere stellen möchten. Und gerade weil seine Wünsche keine persönliche waren, ließ er sich von seinem Eifer so weit fortreißen, daß er sich zuweilen gegen die ersten Autoritäten hochfahrend benahm. Diese Strenge war auf die Dauer unerträglich, und eines Tages kam der seit langem angehäufte Unmuth zu solch explodirendem Ausbruch, daß die Weisen der Hochschule den Präsidenten seines Amtes entsetzten. Und auch dabei benahmen sie sich weise; denn sie wählten den neuen Präsidenten nicht aus ihrer Mitte, sondern beriefen einen Mann, der bisher der Hochschule gar nicht angehört hatte, nämlich den reichen und angesehenen R. Eleasar ben Asarja. Der Streit wurde indeß bald geschlichtet, und die Akademie, welche vorübergehend aus 72 Mitgliedern bestand, hatte während dieser Zeit zwei Präsidenten. Daß die Majorität die religiösen Normen feststelle, darin waren alle einig, aber ebenso einig waren sie in dem Widerstand gegen den Patriarchen, der die Minoritätsvota völlig ignoriren wollte. Diesen Widerstand hätte R. Gamaliel auch dann nicht gebrochen, wenn die Zeiten ruhig geblieben wären; denn R. Akiba hatte in B'ne Berak, R. Chananjah ben Teradjon in Sikhnin, R. Ismael im Süden in Kefar-Aziz ein Lehrhaus eröffnet, und in jedem Lehrhause wurde consequent neben der von einer Majorität getragenen Lehrmeinung auch die der Minorität vorgetragen.

Aber es kamen die Hadrianischen Edikte, es kam der Bar Kochba-Krieg, es kam der Fall Bethars, und mit der gewaltsamen Schließung aller Hochschulen war weit mehr als nach dem Fall Jerusalems die Existenz des jüdischen Volkes in Frage gestellt.

Die Hadrianischen Verfolgungsgesetze hat R. Gamaliel nicht mehr erlebt, und sein Sohn Simon wurde, obgleich er noch viel zu jung war, um ihm in der Patriarchenwürde folgen zu können, trotzdem mit dem Tode bedroht. Nur durch die Judenfreundlichkeit eines römischen Beamten, der die Bedeutung des hebräischen Wortes Nassi kannte, entging der junge Patriarchensohn dem Verderben. Der Römer nämlich trat, wie der Talmud erzählt (Taanith 29a), in das Lehrhaus mit dem Rufe: „Der Nasen-Mann wird gesucht!" (Vir Nasi quaeritur), und R. S. b. G., der den Wink verstanden, flüchtete wahrscheinlich, gleich den sieben Jüngern R. Akibas, nach Babylon. Das längere Interregnum war keineswegs geeignet, die Bestrebungen der Gelehrten nach einer größeren Unabhängigkeit vom Patriarchen einzudämmen; und in der That brachen bald nach der Aufhebung der Hadrianischen Edikte die alten Zwistigkeiten von Neuem aus. In Uscha, wo der Versuch gemacht wurde, die in Verfall gerathene Tradition wieder zu beleben, suchen wir R. S. b. G. vergeblich. Er hatte es vorgezogen, nach Jamnia zu gehen, aber Niemand folgte ihm, und um nicht isolirt zu bleiben, mußte er sich doch in Galiläa niederlassen. Als Patriarch war er selbstverständlich der Präsident der Hochschule, in der Männer saßen, die ihn an Gelehrsamkeit weit überragten; und da er noch mehr als sein Vater die Machtvollkommenheit seines Collegiums betonte, ließen ihn seine Gegner ihr Uebergewicht in unsanfter Weise fühlen. Nach ziemlich heftigen Auseinandersetzungen verließen zwei sehr bedeutende Männer, R. Meir und der aus Babylon eingewanderte R. Nathan die Hochschule des Patriarchen. Es mag nun zweifelhaft sein, ob das Collegium zu Uscha vor dieser Secession ein vollzähliges gewesen; daß es nach derselben nicht vollzählig war, darüber ist der geringste Zweifel unstatthaft. Der mischnische Satz nämlich, nach welchem ein Collegium die Beschlüsse des andern nicht aboliren kann, ausgenommen,

daß es sowohl an Qualität als auch an Quantität das andere überragt, dieser Satz, welcher im Lehrhause R. S. b. G.'s. zur Norm erhoben wurde, hätte absolut keinen Sinn, wenn in diesem Lehrhause 71 Chachamim zu finden gewesen wären; denn ein größeres Synhedrion als das aus 71, eine größere Majorität als die von 71 ist ganz irrelevant.

Zu ihrer vollen Bedeutung gelangte die vom Patriarchen geleitete Hochschule erst unter dem Sohne R. S. b. G's, unter R. Jehudah ha-Nassi. Dieser verstand es, zwischen den anderen und seiner Hochschule ein ähnliches Verhältniß anzubahnen, wie es einmal zwischen dem großen Synhedrion und den Lokalgerichtshöfen bestanden hatte. In langen Reihen saßen Gelehrte und Jünger vor ihm, er besaß eine Autorität, die ein Jahrhundert vorher vielleicht mächtig genug gewesen wäre, den ursprünglichen Plan seines Großvaters zu verwirklichen und die Controversen aus der Welt zu schaffen. Aber hierüber war die Zeit längst hinweggegangen. Die Halachah-Sammlungen, die zuerst R. Akiba und dann dessen Schüler R. Meir angelegt hatte, waren ihrem ganzen Umfang nach Gemeingut der jüdischen Gelehrtenwelt geworden, und in diesen Sammlungen hatten die Minoritätsvota eine viel zu große Beachtung gefunden, als daß R. Jehudah ha-Nassi es hätte wagen dürfen, sie zu eliminiren. Er war aber auch weit davon entfernt, die Bestrebungen seines Vaters und Großvaters zu den seinen zu machen. Er begriff es vollkommen, daß die per majora gefaßten Beschlüsse des Lehrhauses nicht als für alle Ewigkeit bindend angesehen werden dürfen, daß vielmehr Zeiten kommen können, in denen das Votum der Minorität eine Majorität finden werde. Die im Fluß begriffene Tradition sollte nicht in steifen Paragraphen erstarren; deshalb lehnte er sich bei der Redaction der Mischnah an die leuchtenden Vorbilder der Vergangenheit, an seine zwei großen Vorgänger an, um dem jüdischen Volk nicht einen Gesetz-Codex, sondern gleichsam eine Entwicklungs-Geschichte der Tradition zu geben. Die Mischnah, die ihrem Stoffe nach zum weitaus größten Theil aus der Zeit vor der Tempelzerstörung stammt, ist, soweit es sich um die Form handelt, ein Produkt der palästinensischen Lehrhäuser, wie diese sich nach der Zerstörung gestaltet haben; sie muß bei

aller Würdigung der Verdienste ihres Redaktors doch als eine Schöpfung nicht seiner, sondern der jüdischen Hochschule im allgemeinen angesehen werden.

Die Prävalenz, die R. S. b. G. auf Grund der ererbten Patriarchenwürde für das seiner Leitung unterstehende Lehrhaus vergeblich anstrebte, hat sich sein Sohn R. Jehudah nicht durch Trotz, nicht durch Kämpfe, sondern durch profunde Gelehrsamkeit und kluges Vorgehen errungen. Gerade der Umstand, daß die Persönlichkeit des Patriarchen hinter die Riesenarbeit der meisterhaft redigirten Mischnah ganz bescheiden zurücktritt, hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, daß die in seiner Hochschule entstandene Halachah-Sammlung die in verschiedenen Lehrhäusern auf verschiedene Weise vorgetragenen Mischnah-Ordnungen in verhältnißmäßig kurzer Zeit ganz verdrängte. An die Stelle der Traditionslehrer war die Traditionslehre getreten, und damit war das Zeitalter der Tannaiten abgeschlossen. Diese der pentateuchischen Lehre an die Seite gestellte Mischnah erwies sich aber sofort vermöge ihres Tiefgehaltes auch in dem Sinne als „die zweite Lehre", daß sie gleich der ersten nicht einfach gelehrt, sondern zugleich auch erklärt werden mußte. Den jüdischen Hochschulen war nun eine neue Aufgabe gestellt: die Mischnah zu erklären und zu erläutern, und aus diesen Erklärungen und Erläuterungen heraus die im Lauf der wechselvollen Zeiten auftauchenden neuen religiösen Fragen und Probleme zu beantworten und zu lösen. Dieser Aufgabe entledigten sich die Amoräer sowohl in Palästina als auch in Babylon in bewunderungswürdiger Weise, indem sie rechtzeitig darauf Bedacht nahmen, die in den einzelnen Lehrhäusern vorgetragenen Erklärungen einheitlich zu gestalten. Der babyl. Talmud erzählt uns (B. K. 117a) ein Vorkommniß, welches einen Einblick in das Wesen der Hochschulen beider Länder gestattet. Rab. Kahana, ein ordentliches Mitglied der Akademie in Sura hatte in seinem Eifer, Rab von der Anwesenheit eines frechen Gesellen zu befreien, diesen unsanft hinausbefördert und ihm das Genick gebrochen. „Du mußt auswandern", sprach Rab zu R. Kahana, „und ich lege Dir die Buße auf, in der Hochschule R. Jochanans sieben Jahre zu sitzen, ohne auch nur ein einziges Mal eine Frage zu stellen." Das

war allerdings eine harte und schwere Buße; ich meine nicht die Auswanderung, sondern die geforderte Schweigsamkeit. Doch R. Kahana nahm sie auf sich, er ging nach Tiberias und gelangte in das Lehrhaus R. Jochanan's gerade als R. Simon ben Lakisch den Vortrag, welchen der Präsident soeben gehalten, der versammelten Akademie nochmals laut vortrug. Gegen diese Ausführungen hatte R. Kahana sehr viel auf dem Herzen. Wo ist er, dieser Resch Lakisch, rief er laut; und als die Mitglieder der Hochschule hierüber erstaunt nach seinem Begehr fragten, setzte er ihnen auseinander, was er alles zu bemängeln und einzuwenden habe. Das wurde sofort dem R. S. b. L. gemeldet, und dieser wieder hatte nichts Eiligeres zu thun, als R. Jochanan zu sagen, er möge, da ein Löwe aus Babylon eingetroffen, auf den morgenden Vortrag recht gründlich sich vorbereiten. Selbstverständlich mußte man diesen babyl. Gelehrten, welcher an dem gestrigen Vortrage eine scharfe Kritik geübt hatte, in die erste Reihe setzen; indeß R. Jochanan mochte noch so lange sprechen, der Gast hüllte sich dennoch so beharrlich in Schweigen, daß man ihn aus der ersten Reihe heraus nicht blos hinter die ersten sieben, sondern in die allerletzte beförderte. Dein babyl. Löwe, sagte R. J. spöttisch zu R. L., ist ein Fuchs; der mag wohl schlau sein, gelehrt ist er sicherlich nicht. R. Kahana jedoch empfand diese Zurücksetzung als eine Schmach, die ihm ebenso auf der Seele brannte wie die Qual, 7 Jahre hindurch schweigen zu müssen, und er glaubte darum mit der ihm auferlegten Buße fertig zu sein. Was man diesem Babylonier in Tiberias angethan, war einem Hinauswerfen nicht ganz unähnlich, aber er hatte sich doch nicht den Hals gebrochen. Im Gegentheil, er erhob jetzt kühn das Haupt, er stellte Fragen und zeigte seine Ueberlegenheit in solch auffallender Weise, daß man ihn bald wieder in die erste Reihe setzte. Wir ersehen aus dieser Erzählung, daß R. S. b. L. ein Resch Kallah bei R. Jochanan gewesen, d. h. einer der Scholarchen, welchen die Pflicht oblag, den Vortrag des Rektors mit lauter Stimme zu wiederholen; ferner daß die Gelehrten in sieben Reihen saßen, oder was dasselbe ist, daß die

Akademie mit dem Vorsitzenden nach wie vor 71 Mitglieder hatte.

In Babylon, über dessen frühestes Schulwesen die Sage umsomehr zu erzählen weiß, je beharrlicher die Geschichtsquellen darüber schweigen, muß es auch während des Tempelbestandes Gelehrten-Schulen gegeben haben. Man ist sogar zu der Annahme berechtigt, daß die Hauptquelle halachischer Gelehrsamkeit in Babylon gewesen. Man vergesse nicht, daß Hillel, R. Nathan und R. Chijjah, Babylonier gewesen, daß sie alle ihre Gesetzeskunde aus der Heimath mitgebracht haben. In den Vordergrund jedoch tritt Babylon erst mit dem Beginn der Amoräer-Epoche und zwar erlangte es bald nach der Rückkehr Rab's aus Judäa das Uebergewicht. Wohl zogen noch immer lernbegierige Jünger nach dem hl. Lande, um an den alten Stätten der Halachah-Forschung ihren Wissensdurst zu stillen, aber es kamen doch andererseits wieder palästinische Gelehrte nach Babylon. Die Schulen beider Länder standen in einem regen Gedanken-Austausch; der babyl. Talmud enthält ebensoviele, wenn nicht noch mehr Aussprüche von R. Jochanan und R. Lakisch als der palästinensische von Rab und Samuel. Umso selbstverständlicher war es, daß die Schulen eines jeden Landes unter sich einen festen Anschluß suchten. Dieser kam einfach dadurch zu Stande, daß die Mitglieder der verschiedenen Hochschulen — es gab zu einer Zeit vier Hochschulen: Sura, Pumbeditha, Silhi und Schakan-Zib; nur zur Zeit Raba's war Machuza die einzige — im letzten Winter- und Sommermonate an der Haupt-Akademie zusammenkamen, um das in den voraufgegangenen fünf Monaten in den einzelnen Lehrhäusern Vorgetragene, also die verschiedenen Erklärungen der Mischnah, einer gemeinsamen Diskussion zu unterziehen. Im engeren Sinne verstand man unter Methibtha diejenige, in welcher die Kallah, d. h. die Repräsentanz aller Hochschulen je einen Monat im Semester tagte. Es gab demnach im engeren Sinne nur einen Resch Methibtha, nur einen Präsidenten der Akademie, welcher, wie früher der Resch Sidra, neben dem Exilarchen, dem politischen Oberhaupte der babylonischen Juden, als ihr religiöser Führer galt. Der Vorort dieser Kallah-Sitzungen war während der Amoräerzeit in der Regel

Sura, wo Rab seine Hochschule gegründet hatte; vorübergehend auch Panbeditha, wohin nach der Zerstörung Nehardea's durch Odenath die Hochschule Mar Samuel's verlegt wurde. Die Zahl der um den Präsidenten in den Kallah-Monaten sich versammelnden Gelehrten war nicht immer dieselbe; unter Rabbah ben Nachmani soll sie 12 000 betragen haben. Der Talmud (B. M. 86a) nämlich berichtet, daß Rabbah bei der Regierung denunzirt worden sei, er trage die Schuld daran, daß sich Tausende der Kopfsteuer entziehen. Jedenfalls ging die Zahl der versammelten Gelehrten und Jünger zusammen in ruhigen Zeiten nach Hunderten, und so wurden, noch bevor R. Aschi Resch Methibtha in Sura geworden, 150 Jahre hindurch die Bausteine des Talmuds nicht allein gemeißelt, sondern auch allmählig übereinander geschichtet. Wieviel man jedes Mal durchgenommen und geordnet hat, ist heute nicht mehr festzustellen. Selbst was Scherira Gaon im Anschluß an eine Notiz des Talmuds (B. B. 157b) über die redaktionelle Thätigkeit R. Aschi's berichtet, daß er nämlich während seines 60jährigen Rektorates den ganzen Talmud zweimal durchgenommen, insofern für jedes Semester ein Traktat, gleichviel ob das Pensum klein oder groß war, selbst diese Darstellung ist nicht buchstäblich zu nehmen. Wir besitzen ja blos zu 40 von 63 Traktaten der Mischnah babylonische Gemara, und daß 20 Traktate des babylonischen Talmuds verloren gegangen sein sollen, ist bei der Sorgfalt, welche Amoräer, Saboräer und Gaonen der ganzen Sammlung stets angedeihen ließen, fast völlig ausgeschlossen.

Anders freilich als mit dem babyl. verhält es sich mit dem jerus. Talmud; doch sind hierfür die traurigen Zeitverhältnisse und nicht die Schulen verantwortlich zu machen. Auch in Palästina, wo die Nachkommen des Mischnahredakteurs bis zum Jahre 425 die Patriarchenwürde bekleideten, war die Halachahsammlung Rabbi's zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Sepphoris blieb auch zu Anfang der Amoräer-Epoche der Hauptsitz jüdischer Gelehrsamkeit; denn hier lehrten R. Chanina, R. Jannai und die beiden Söhne des Baraitha-Sammlers R. Chijjah, Jehudah und Chiskiah; hier entstanden von vornherein zwei Richtungen, die eine, welche

ausschließlich die Mischnah R. Jehudah ha-nassi's, nnd eine zweite, welche auch die von ihm eliminirten Partieen, die Baraithoth berücksichtigt wissen wollte. Das in diesem Kreise der Patriarch Gamaliel III. als Präsident der Methibtha keine hervorragende Rolle spielen konnte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Sepphoris wurde jedoch bald von Tiberias überflügelt. In Tiberias, der Heimath Ben Asai's lebten besonders seit der Zeit R. Simon ben Jochai's sehr viele Gelehrte, von denen nur der Baraitha-Sammler R. Hoschijah genannt sein möge; zur Berühmtheit gelangte Tiberias erst durch R. Jochanan und seine Schüler. Die Schule R. Jochanans stellte schon dadurch, daß sie die Sammlung der amoräischen Erklärungen in Angriff nahm, auch die andern Schulen in Parwad im Süden Judäas, in Neve und Cäsarea in Schatten. Ob es in Palästina auch regelmäßige Kallah-Sitzungen gegeben? Mit apodiktischer Gewißheit läßt sich das nicht behaupten; daß aber die kleineren Lehrhäuser mit der Hochschule in Tiberias in regem Verkehr standen, solange die Juden der Religionsfreiheit sich erfreuten, kann nicht bezweifelt werden. Kaum aber war das Christenthum zur Staatsreligion erhoben worden, begann auch schon durch die Verfolgungen der Verfall der Lehrhäuser. Mit dem Untergang der Tiberiensischen Hochschule war nun das Schicksal des jer. Talmuds besiegelt, und er blieb trotz aller späteren Versuche, ihn abzuschließen, ein Torso. Darüber darf man auch gar nicht erstaunt sein. Man lege sich nur einmal die Frage vor, in welcher Verfassung wohl der babyl. Talmud auf uns gekommen wäre, wenn die Sammlung der amoräischen Erklärungen etwa im Jahre 340 einen jähen Abbruch erlitten hätte. Der jer. Talmud ist ein Rohbau, der, weil nicht rechtzeitig unter Dach gebracht, durch der Zeiten Stürme furchtbar viel gelitten hat. Der babylonische Talmud hingegen ist ein architektonisches Meisterwerk, dessen Riesenmauern während dreier Jahrhunderte aus Granitsteinen aufgeführt wurden, ein Bau, an welchem man selbst nach seiner Vollendung noch weitere 150 Jahre gearbeitet hat. Als nämlich R. Aschi im Jahre 427 die Augen schloß, war der babyl. Talmud im Großen abgeschlossen, aber ganz unter Dach wurde er erst 73 Jahre später von Rabina II. gebracht,

und im Innern vollendet galt er erst um das Jahr 589, denn bis dahin reicht die Thätigkeit der Saboräer, welche den allmählig dunkel gewordenen Talmud-Text durch knappe Bemerkungen und Ergänzungen durchsichtig machten. Der babyl. Talmud ist das Werk fast voller 4 Jahrhunderte, während der jerusalemische seinen Hauptbestandtheilen nach als das Produet einer kaum 130jährigen Thätigkeit der Amoräer gelten muß. Das hat man sich vor Augen zu halten, wenn es gilt, die beiden Talmude als Schöpfungen der amoräischen Hochschulen in Palästina und Babylon nach Gebühr, in voller Gerechtigkeit zu beurtheilen.

Es haben eben auch Schriftwerke ihre Schicksale; und daß dem babyl. Talmud ein weit besseres Geschick beschieden war, zeigt sich nicht blos an der von den Saboräern ihm zu Theil gewordenen sorgfältigen Pflege, sondern auch weitmehr an der ganzen Thätigkeit des fünfthalb Jahrhunderte umfassenden gaonäischen Zeitalters. Denn, um es in aller Kürze zu sagen, zum Gemeingut des über die ganze Erde zerstreuten jüdischen Volkes haben den Talmud einzig und allein die Gaonen gemacht. Die zwei gaonäischen Hochschulen, von welchen die bedeutendere in Pumbeditha, die zweite kurze Zeit in Firuz-Schabur und dann in Sura ihren Sitz hatte, und in welchen von 589 bis 1038 im Ganzen 88 Gaonen fungirten, haben Babylon zu der Bedeutung emporgehoben, welche Judäa einst für die ganze Judenheit gehabt. Nach und nach wendeten sich auch die entlegensten Gemeinden mit ihren Fragen an die Hochschulen, und mit ihren Antworten, die anfangs bloß Auszüge aus dem Talmud, später Erklärungen zum Talmud und schließlich Entscheidungen auf Grund des Talmuds enthalten, haben die Gaonen am wirksamsten seine Verbreitung gefördert. Wir besitzen zwar trotz der verschiedenen Responsen-Sammlungen und trotz der neuen Funde noch immer blos einen Bruchtheil der gaonäischen Litteratur, aber auch dieser berechtigt zu der Behauptung, daß ohne die Gaonen der Talmud den Juden Europa's ein verschlossenes Buch geblieben wäre. Selbst Raschi's Commentar zum Talmud ist ohne die gaonäischen Leistungen nicht denkbar. Doch auch ihre Responsen an und für sich sind hochbedeutsam; nicht etwa deshalb allein, weil mit ihnen

an dem Baum unserer Litteratur ein neuer mächtiger Zweig hervorbricht, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil die gaonäischen Responsen Gutachten nicht von Einzel-Personen, sondern einer ganzen Akademie sind. Wir besitzen glücklicherweise einen zeitgenössischen Bericht über die Einrichtung der gaonäischen Hochschulen und über ihr gegenseitiges Verhältniß, einen Bericht, aus dem wir ersehen können, daß gegen die frühere Zeit nur sehr Weniges sich geändert hat. Die eigentliche Methibtha bestand außer dem Rektor aus 70 ordentlichen (Alufim) und 30 außerordentlichen Mitgliedern (B'ne Kijjume). Die sieben Reihen von ehemals bedeuten auch jetzt den Kern der Hochschule. Von den zehn Gelehrten der ersten Reihe waren sieben Resche Kallah (Scholarchen), wahrscheinlich den sieben Tagen der Woche entsprechend, da an jedem Tage ein anderer zu fungiren hatte. Die Funktion bestand, wie wir bereits wissen, in der lauten Wiederholung des vom Rektor gehaltenen Vortrages. Dieser eröffnete die täglichen Sitzungen des Kallah-Monates entweder mit der Aufforderung an die erste Reihe, einzelne Theile des im Semester durchgenommenen Traktates zu discutiren, oder an Alle, gewisse Halachoth zu erklären. In beiden Fällen ergriff der Rektor erst später das Wort; im ersten, um die Diskussion mit einer alle Einzelheiten beleuchtenden Ausführlichkeit zum Abschluß zu bringen; im zweiten, um die einzelnen Erklärungen von einem durch den ganzen Umfang und die ganze Tiefe des Traktates gebotenen Standpunkte zusammenzufassen. Die nach Hunderten zählenden Jünger, welche hinter den außerordentlichen Mitgliedern der Akademie ihre Plätze hatten, kamen in der Regel erst nachdem der Scholarch geendet hatte dazu, unter einander die behandelte Materie zu discutiren. Mit derselben Gründlichkeit wurden täglich die während des Semesters bei den Akademien eingelaufenen Anfragen behandelt. Das von den Mitgliedern der Methibtha beschlossene Gutachten brachte der Sekretär sofort zu Papier, um es vom Rector unterschreiben zu lassen. Am 4. Sabbath des Kallah-Monates fand in Gegenwart der ganzen Akademie die Semestral-Prüfung statt. Examinator war natürlich der Rector. Er wußte seine Fragen so zu stellen, daß er sich von dem größeren oder kleineren Fortschritte der Einzelnen

überzeugen konnte. Es scheint, zuweilen wenigstens, vorgekommen zu sein, daß die Antworten des Einen oder Andern keine ganz befriedigende waren. In diesem Falle setzte ihm der Examinator umso härter zu; er ertheilte ihm öffentlich eine Rüge, verringerte die ihm bisher gewährte Unterstützung; dann bezeichnete er dem Examinanden ganz genau die Partieen, bei welchen er es an Fleiß und Eifer hatte fehlen lassen, und endlich machte er ihn darauf aufmerksam, daß im Wiederholungsfalle die Beneficien ihm ganz entzogen würden. Diese Strenge konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und der Berichterstatter läßt die Bemerkung einfließen, daß die Jünger sich auf's eifrigste bestrebten, vor dem Examinator keine Blöße sich zu geben. Am Ende wurde noch der im nächsten Semester durchzunehmende Traktat bezeichnet, und bevor dies geschehen, durfte kein Jünger die Methibtha verlassen. Außer den ordentlichen Hörern, welche sich dem Examen unterziehen mußten, gab es noch Personen verschiedenen Alters, welche im Vorhofe des Akademie-Gebäudes den Vorträgen und Verhandlungen folgen konnten (B'ne Tharbizai). Diese waren an keine Geschäftsordnung gebunden; sie konnten kommen und gehen und brauchten selbstverständlich nicht den Schluß der Sitzungen abzuwarten.

In dieser eigenartigen Zusammensetzung aus den hervorragendsten Gelehrten des Volkes und aus lernbegierigen Jüngern hat die jüdische Hochschule fast 15 Jahrhunderte bestanden und ihr verdanken wir den Talmud im weitesten Sinne des Wortes. Man hat zwar auch nach den Gaonen noch jede größere Talmudschule Jeschibah oder aramäisch Methibtha genannt, man nennt sie noch heute so, aber ohne jedwede Berechtigung; denn das Zusammensitzen der Gelehrten und nicht das der Jünger hat der alten jüdischen Hochschule ihr Gepräge verliehen. Es soll das große Verdienst der Talmudschulen gewiß nicht geschmälert werden; sie haben für ihre Zeit wenn schon nicht weit mehr, so doch zum mindesten so viel geleistet, wie die heutigen jüd. theol. Lehranstalten. Man darf jedoch nicht übersehen, daß die Jünger der alten Talmudschule, wohl nicht im Lehrhause selbst, dafür aber in der Stadt, wo das Lehrhaus sich befand, durch einen sehr großen Kreis hervorragender Gelehrten die beste und größte

Förderung fanden. Ob man das gleiche von den Hörern unserer modernen Lehranstalten behaupten kann, ist eine Frage, die ich am allerwenigsten beantworten möchte. Indeß die Wissenschaft des Judenthums ist über derlei Dinge hocherhaben; sie wird auch über die heute — in dieser oder jener Form — bestehenden Schulen hinauswachsen; sie kommt trotzdem und alledem zu der Höhe empor, auf welcher sie mächtig genug sein wird, die alte jüdische Akademie als ihr geeignetes Organ wieder in's Leben zu rufen.

Anan, der Stifter der karäischen Secte
(767—770 n. Chr.) *)
Von A. Harkavy.

Die Epoche vom Ende des VII. bis zum Ende des VIII. nachchristlichen Jahrhunderts war im islamischen Orient, nachdem der große Eroberungssturm sich gelegt hatte, eine der bewegtesten auf dem geistigen Gebiete. Die Kollision der grundverschiedenen Kulturen: der altarabischen, der hebräischen, der griechisch-syrischen und der persisch-indischen, deren Sitze nun das Chalifat ausschließlich beherrschte, brachte eine gewaltige Erschütterung der geistigen Atmosphäre hervor, infolge dessen eine große Anzahl geistiger Meteoriten sich bildete, in Form von größeren und kleineren Religionssekten, von denen, die dem krassesten Anthropomorphismus und dem Fatalismus huldigten, bis zu den Anhängern des extremen Skeptizismus. Auch entstanden mehrere vermittelnde, interkonfessionelle Sekten, die bald von diesem, bald von jenem Bekenntnisse, von dieser und jener Geistesrichtung die Bestandtheile ihres eigenen Glaubenssystems entlehnten. Nach dem bekannten Ausspruche: „wie es sich christelt (und islamelt), so jüdelt es sich," spiegelte sich diese mächtige Geistesgährung ab bei der zahlreichen jüdischen Bevölkerung der persisch-mesopotamischen Grenzgebiete, welche Bevölkerung damals noch nicht in festem Zusammenhange mit den babylonisch-talmudischen Akademien sich

---

*) Hauptsächlich nach meinen Studien im russ. Journal Wos'chod (1896—98), wo die Belege mitgetheilt sind.

befand. Auch die wenigen Reste der alten sadduzäischen Sekte rafften sich in jener bewegten Zeit auf, um für ihre antipharisäischen Ansichten eine Lanze zu brechen, wobei sie sich auf eine angeblich von ihrem Stifter Zadok verfaßten Schrift beriefen; aber fast alle vor Anan entstandenen Sekten hatten nur eine ephemere Existenz; nur einige Bedeutung gewannen damals die nach Abu-Isa und seinem Schüler Judgan benannten Sekten der Isowiten und Judganiten, die zuerst Suddazäisches in ihr Religionssystem aufgenommen und tolerante Ansichten über die Stifter des Christenthums und des Islam geäußert haben. Doch alle diese antirabbinischen Elemente hätten gewiß das Schicksal aller anderen religiösen Neubildungen jener Zeit im Judenthum getheilt und wären bald der Vergessenheit verfallen, wenn nicht die damaligen Umstände und die politische Lage der Juden im Chalifate einen ehrgeizigen und entschlossenen Mann vorgerückt hätten, für welchen dazu noch die Stiftung einer neuen Sekte zur Lebensfrage im buchstäblichen Sinne des Wortes geworden ist. Dieser Mann war Anan ben David, der Prätendent auf das höchste Amt im Judenthume: das Exilarchat.

In den sechziger Jahren des VIII. Jahrhunderts, nach dem Ableben des Exilsfürsten Isak-Iskani (nicht Salomon), hatten das Anrecht auf die Nachfolge zwei Brüder, die Söhne seines nächsten Verwandten (vielleicht Bruders) David. Der ältere von diesen Brüdern, Namens Anan, scheint längere Zeit in Persien oder in den Grenzgebieten, der Pflanzstätte der damaligen jüdischen Häresien, sich aufgehalten zu haben, was natürlich nicht ohne Einfluß auf sein späteres Verhalten zum traditionellen Judenthum war. Auch soll er sich durch sein unbescheidenes und hochfahrendes Auftreten bemerkbar gemacht haben. Zwar waren seine Kenntnisse in der rabbinischen Litteratur viel ausgebreiteter als die seines jüngeren Bruders Chananja; letzterer war dagegen viel bescheidener, sanfter und gottesfürchtiger. Als Anan daher vom Osten in die neuerbaute Hauptstadt des Chalifats Bagdad (erbaut 763 und den folgenden Jahren) gekommen war und seine Ansprüche auf die Würde des Exilarchats geltend machte, fand er in den babylonischen Akademien, bei den Gaonen und den einflußreichsten Notabeln der Residenz keinen Anklang. Sein

jüngerer Bruder wurde ihm vorgezogen und vom Chalifen in der Würde des Exilsfürsten bestätigt (766 oder 767). Natürlicherweise fühlte sich Anan von der Bevorzugung seines jüngeren und kenntnißärmeren Bruders tief verletzt, und bei seinem hochmüthigen Wesen war es ihm unmöglich, sich seinem Schicksale zu ergeben nnd die Würde des Bruders anzuerkennen. Auch wurde er von mehreren Anhängern, die wohl auch seiner Geistesrichtung huldigten, aufgemuntert, Widerstand zu leisten. Die Folge davon war, daß Anan sich heimlich (aus Furcht vor der Regierung) von seinen Parteigängern zum Gegen-Exilarchen wählen ließ. Ein solches Auflehnen gegen die allerhöchste Verordnung, gegen die gesetzliche Bestätigung des Chalifen, kann keine monarchische Regierung dulden; umsoweniger kann dieselbe eine Widersetzlichkeit von Seiten eines Dsimmi (Bekenner einer blos tolerirten Religion, Juden und Christen) in einem mohammedanischen Staate auf sich beruhen lassen. Für solch ein Vergehen drohte ohne weiteres die Todesstrafe. Als daher die geheime Wahl Anans ruchbar geworden war, wurde der Anti-Exilarch an einem Sonntag des Jahres 767 in den Kerker gesteckt, um am nächsten Freitag durch Henkershand getödtet zu werden. Zum Glück für Anan traf er im Kerker einen Leidensgenossen, den Stifter der großen theologischen Schule der Hanefiten (deren Ritus noch jetzt in der Türkei herrschend ist), der zwar sich selbst schon nicht mehr retten konnte, aber dem Exilarchat-Prätendenten doch das Leben rettete. Auch hinsichtlich der Entwicklung seiner nachherigen theologischen Doktrinen hatte Anan sehr viel diesem Manne zu verdanken. Es wird demnach hier am Platze sein, einiges über Abu-Hanifa beizubringen.

Alnoman ibn Thabit, bekannter unter dem Beinamen Abu Hanifa, der Begründer der nach ihm benannten theologischen Schule der Hanefiten, zeichnete sich in der mohammedanischen Theologie dadurch aus, daß er das Rai, die spekulative individuelle Ansicht, in der Theologie und der Jurisprudenz zu Ehren brachte. Bis zu seiner Zeit nämlich waren nur der Koran, die Sunna und die Uebereinstimmung aller Moslemen, als Gesetzesquelle betrachtet. Abu-Hanifa fügte die Spekulation als viertes Rechtsprinzig hinzu,

indem er lehrte, daß in den Gesetzesfällen, welche in den erwähnten drei Rechtsquellen nicht vorausgesehen sind, es dem Religionslehrer und dem Richter anheim gestellt wird, durch seine spekulative Ansicht, nach Analogie (Kias) mit den in jenen Quellen enthaltenen Fällen, seine Entscheidung zu treffen. Natürlicherweise konnte eine solche tiefeingreifende Neuerung nicht ohne harte Kämpfe mit den anderen theologisch-konservativen Schulen durchdringen; dieselbe hat aber doch, wenn auch mit manchen Modifikationen am Ende bei den sunnitischen Völkern die Oberhand gewonnen, so ist z. B. in der Türkei der Hanefismus noch bis jetzt herrschend. — Diesem wichtigen Manne, dessen Biographien und Lobschriften zu seiner Ehre sowie die Werke zur Erklärung und Entwicklung, Bekämpfung und Vertheidigung seiner Lehre eine weitläufige Litteratur bilden, hatte das Unglück gehabt, den Zorn des Chalifen Almansor (754—775 n. Chr.) auf sich zu laden. Ueber die Ursache dieses Zorns sind die Angaben der arabischen Berichterstatter verschieden. Nach einigen soll der Chalif dem Abu-Hanifa die Kadi-Stelle in der Residenz angeboten und letzterer soll die Annahme verweigert haben, nach anderen soll Abu-Hanifa's politischer Antagonismus gegen die Abassiden-Dynastie daran Schuld gewesen sein. Wie dem nun auch sei, Abu-Hanifa wurde als 70jähriger Greis im Jahre 767 in den Kerker geworfen, wo er noch im selben Jahre seinen (nach einigen Berichten gewaltsamen) Tod fand, bei welcher Gelegenheit er den talmudischen Spruch: „Der Gefangene kann sich selbst aus dem Kerker nicht befreien", auf's glänzendste rechtfertigte, denn seinen Leidensbruder im Gefängnisse, den Anan, verhalf er zur Befreiung durch einen sehr gelungenen Rath, der die feinste Kenntniß des damals in den regierenden Kreisen herrschenden Geistes verräth. Außerdem hat auch dieser mohammedanische Gelehrte auf Anan, bei seiner nachherigen reformatorischen Thätigkeit einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt.

Der von Abu Hanifa dem Anan ertheilte Rath bestand (nach einem Berichte, der höchst wahrscheinlich dem Saadia Gaon gehört) in folgendem: Anan möchte die zweifelhaften und zweideutigen Gesetze der Thora in dem Sinne erklären, der der rabbinischen Auffassung jener Gesetze

entgegengesetzt ist, und dies zur Basis einer neuen Glaubenssekte machen. Nachher sollen er und seine Anhänger durch Geschenke und Bestechung des Veziers sich die Gegenwart des Chalifen während seines Verhörs verschaffen, was bei wichtigen Prozessen öfters vorzukommen pflegte. Wenn nun dies erreicht sein wird (so rieth Abu-Hanifa), möchte sich Anan vor dem Chalifen zu Boden werfen und ausrufen: „O Herrscher der Gläubigen! hast Du meinem jüngeren Bruder das Oberamt über eine Konfession oder über zwei anvertraut?“ Da doch der Chalif gewiß antworten wird, nur über eine, so solle Anan erklären, daß seine Glaubenslehre von der seines Bruders ganz verschieden sei, wobei es aber nothwendig sei, daß die Partei Anans sich für seine Deutungen der Thora erkläre. Das letztere war für Anan ein leichtes, da der größte Theil seiner Partei, wie oben bereits angedeutet, aus antirabbinischen Elementen (aus Ueberresten der Sadduzäer, Isowiten, Judganiten u. s. w.) bestand. Denen von seinen Anhängern, die noch nicht offen und nicht ganz mit der rabbinischen Lehre gebrochen haben, soll Anan erklärt haben, den Propheten Elia im Traume gesehen und von ihm bittere Vorwürfe und Drohungen gegen die im Rabbinismus Verharrenden vernommen zu haben. Anan und die Seinigen befolgten genau den Rath des Abu-Hanifa, wobei ersterer noch sehr geschickt die Verwandtschaft seines neuen Glaubens mit dem Islam hervorzukehren wußte, indem nach ihm die Bestimmung der Feiertage nicht auf Kalenderberechnung, wie bei den rabbinischen Juden, sondern auf der Beobachtung des Neumondes wie bei den Mohammedanern, beruhe. Bei dieser Gelegenheit hat Anan wohl auch seine Hochachtung vor der Person des Stifters des Islam und die Berechtigung desselben als Propheten des arabischen Volkes (wie die arabischen Schriftsteller im Namen Anans berichten) betheuert, wobei er den Fußtapfen des Abu-Isi, der ebenfalls nach diesem Mittel als captatio benevolentiae gegriffen hat, gefolgt war. Es ist also nichts Unglaubliches in den karäischen Nachrichten, daß die Befreiung Anans mit einer Art Triumph zu Stande kam, und daß der Chalif von nun an ihm seine Protektion und Gnade gewährte. Somit hatte sich der Rath des er-

fahrungsreichen, in religiösen Streitigkeiten ergrauten Abu-Hanifa aufs glänzendste bewährt.

Zugleich mit der Befreiung war dem Anan die Pflicht auferlegt, mit dem rabbinischen Judenthum öffentlich zu brechen und eine selbstständige Religionssekte zu bilden. Wenn früher, solange er auf das Amt eines Exilsfürsten aspirirte, ihm gewisse Rücksichten auf die traditionelle Religionspraxis geboten waren, und er sich mit Heinrich IV. von Frankreich sagen mußte: „Das Exilarchat ist eines Synagogengebetes werth" — so waren jetzt diese Rücksichten vollends geschwunden und der öffentliche Bruch mit der Synagoge unvermeidlich. Nach allem, was wir von Anan wissen, war er kein origineller Kopf; neue Lehrmethoden und religiöse Doktrinen zu schaffen war er nicht im Stande. Das einzige, was in den gegebenen Verhältnissen für ihn obligat war, war die Abweichung vom historischen Judenthum. Uebrigens, da seine Anhänger zum großen Theil aus früheren antirabbinischen Sektirern bestand, so war es für den neuen Häresiarchen ein Gebot der praktischen Vernunft, von jenen alten Sekten verschiedene Elemente aufzunehmen. Wieder andere entlehnte er aus den im Talmud zwar erwähnten älteren Lehrmeinungen, die aber nicht als Gesetzesnorm für die religiöse Praxis anerkannt wurden. Als Werkzeug zur Begründung religiöser Gesetze bediente sich Anan zwar der exegetischen nomokanonischen Regeln (Midot) des Rabbi Ismael, nur verfuhr er dabei ganz willkürlich und trieb diese Regeln oft ad absurdum, besonders aber die Regel der Wortanalogie (Geseraschawa), sowie auch die Regel der Sachanalogie (Ma muzunuh, Hekisch). Schon oben wurde bemerkt, daß Abu Hanifa auf Anan großen Einfluß ausübte; wir wollen nun diesen Einfluß näher betrachten. Die Ansicht Abu-Hanifas von der Bedeutung der religiösen Tradition im Islam im allgemeinen charakterisirt sein folgender Spruch: „Was die Dinge anbetrifft, die wir von Gott und seinem Propheten (Mohamed) empfangen haben, so nehmen wir sie an mit unbedingter und gänzlicher Unterwerfung; was die Sprüche und Meinungen anbelangt, welche den Genossen und Gesellschaftern des Propheten (Ashab) gehören, so wählen wir daraus das beste; alles aber, was die übrigen Lehrer, die jenen gefolgt sind, uns hinterlassen

haben, betrachten wir als Dinge, die von Leuten kommen, welche eben so gut Menschen sind wie wir". Diese Theorie (mit Ausnahme dessen, was die im Judenthum nicht existirende Klasse der Genossen betrifft) hat sich Anan vollkommen angeeignet. Eine zweite nomokononische Regel Abu-Hanifas bestand darin, daß er in manchen Fällen, wo es ihm nothwendig schien, die Worte des Koran-Textes nicht im buchstäblichen Sinne nahm, sondern eine Umdeutung derselben (Taawil) zuließ; auch Anan, wie wir weiter unten sehen werden, nahm diese Regel zur Richtschnur und gebrauchte oft die Umdeutung des biblischen Wortes. Auch sahen wir oben, daß Abu-Hanifa sehr großes Gewicht auf die spekulative Meinung legte, namentlich auf den Schluß von den aus Koran und Tradition bekannten Gesetzen und Rechtsurtheilen nach Analogie auf unbekannte, in jenen Gesetzquellen nicht vorausgesehene Fälle; auch bei Anan finden wir, daß der weitaus größte Theil seiner vom traditionellen Judenthume abweichenden Ansichten auf Analogie beruht. —

Abgesehen von allen diesen Entlehnungen aus verschiedenen Quellen war die eigene persönliche Geistesrichtung und Lebensanschauung Anans eine asketische, mehr zur Erschwerung (Lechumreh) als zur Erleichterung (Lekuleh) geneigte, und er nahm deshalb aus den erwähnten Quellen gern diejenigen Elemente in sein Religionssystem auf, welche der bezeichneten Lebensanschauung entsprachen. Es ist demnach kein Wunder, wenn der Gesetzkodex (Sefer - Hamizwot) Anans eher für dem Leben ganz entsagende Einsiedler als für praktische Weltbürger bestimmt zu sein schien, wie aus folgender bei weitem nicht vollständiger Zusammenstellung erhellt.

Anan behauptete in seinem Gesetzbuche, daß, solange das jüdische Volk sich im Exil befindet, ihm der Genuß des Fleisches der Hausthiere, mit Ausnahme des Hirsches, verboten ist. Schon im Talmud wird ausführlich erzählt, wie nach der Zerstörung des zweiten Tempels mehrere asketisch Gesonnene (Peruschim) des Fleisches und Weines, als Gegenstände, welche zum Tempelkultus gebraucht zu werden pflegten, sich prinzipiell enthielten, nnd daß es den Rabbinen gelang, diese Ansicht zu bekämpfen. Anan hat die asketische Praxis wieder

hergestellt, und suchte, nach seiner Manier, dieselbe durch Deutung eines Bibelwortes zu begründen. Auch verbot er für alle Zeiten den Genuß der Hühner, Hähne und aller Vögel mit Ausnahme der Taube und Turteltaube. Somit war die Erlaubniß von Seiten Anans, Fleisch und Milch zusammen (Bosser becholew) zu gebrauchen, fast ganz nutzlos.

Am Sonnabend ist es nach Anan streng verboten, wenn nicht behufs des Betens und um die Nothdurft zu verrichten, aus dem Hause hinauszugehen. Zwar erlaubte er alles, was nicht auf den Schultern getragen wird, am Sonnabend zu tragen, aber nur im Zimmer. Der Sabbathabend muß nach dem Anan'schen Gesetzbuche im Finstern zugebracht werden, auch das am Freitag angezündete Licht muß man auslöschen, und ist es überhaupt verboten, an einem beleuchteten Orte zu verweilen. Anan schreibt vor, am Freitag zu kochen und zu backen nicht nur für Freitag und Sonnabend, sondern auch für die folgende Nacht (von Sonnabend auf Sonntag), damit man nicht die Beendigung der Sabbathfeier beschleunigen soll. Auch verbot er, die bereits fertiggekochten Speisen im Ofen zu lassen (also das Schalet), die Speisen müssen kalt gegessen werden.

Alle von den Rabbinern bestimmten Dosen (Schiurim) verwarf der Begründer des Karäismus, und statt des Minimums des Verbotenen in der rabbinischen Gesetzgebung, wie z. B. die Größe einer Olife (Kesajes), 1/60 (Echod mischischim) u. s. w., behauptete Anan, daß, wenn auch ein Atom des Verbotenen sich einem unendlich großen Quantum des Erlaubten beimische, so sei letzteres ganz verboten. Inkonsequenterweise erklärte er, daß, wenn von einem Aase (Nebela) auch nur ein Glied fehlt, so wird es nicht mehr als levitisch unrein betrachtet.

Außer den in der Bibel ausdrücklich erwähnten Fasttagen eruirte Anan durch Wortanalogie und andere Deutungen noch folgende: a) Den siebenten Tag jeden Monats, b) den 14. und 15. des Monats Adar (also am Purim-Fest!), c) 70 Tage nacheinander, vom 13. Nissan bis zum 23. Siwan; also auch die Osterwoche und das Wochenfest sind zu Fasttagen, wo am Tage nichts genossen werden darf, verwandelt worden! — Dem einfachen Akte des Viehschlachtens (Schächten)

von welchem die Rabbinen behaupteten: „Allen ist das Schlachten erlaubt“ (Hakol schochtin), hat Anan eine besondere Feierlichkeit und Weihe verliehen, indem er vom Schlächter eine vollständige profession de foi fordert, weshalb auch in dem karäischen Schriftthume die Erörterung der Glaubensdogmen als Anhang zu den Schlachtregeln erscheint. Wie oben bereits erwähnt, kann nach dem Anan'schen Gesetze, solange Israel sich im Exil befindet, nur vom Schlachten des Hirsches, der Taube und der Turteltaube die Rede sein. Auch fordert Anan bei der Schlachtung die Durchschneidung von vier Gefäßen statt der zwei, welche nach der rabbinischen Gesetzesnorm verlangt wird.

Durch Anans Mißbrauch der Analogie sind bei ihm die Eheverbote der verschiedenen Verwandtschaftsgrade maßlos ausgedehnt worden, so daß die spätern Karäer gezwungen wurden, diese Ausdehnungen bedeutend zu beschränken, theilweise auch ganz abzuschaffen, da sonst das Heirathen, besonders in kleinen Sektirer-Gemeinden, sehr erschwert wurde. Auch sind von Anan mehrere Beschränkungen des Ehelebens theils verschärft, theils neu kreirt worden.

Die Circumcision muß nach Anan ausschließlich mit der Scheere vollzogen werden, wer ein anderes Werkzeug dazu gebraucht, ist des Todes (!); das praeputium muß zuerst von oben nach unten, und dann von unten nach oben abgeschnitten werden; zum Einhalten des Blutfließens muß man bei der Beschneidung zwei Leinwandfetzen, einen großen und einen kleinen, nebst Mandelöl gebrauchen; die Beschneidung kann nur derjenige vollziehen, bei dessen Cicumcision alle diese Regeln beobachtet wurden. — Wenn eine von allen diesen Vorschriften vernachlässigt worden ist, so ist das Kind als unbeschnitten zu betrachten und muß es nochmals rite beschnitten werden. Die Beschneidung eines Mündigen kann nur am elften des Monats stattfinden. Nach Anan muß das Osterbrod (Maza) ausschließlich aus Gerstenmehl bereitet werden, und derjenige, der z. B. Weizenmehl dazu gebraucht, verdient dieselbe Strafe, als hätte er Saures (Marnez) gegessen. Auch darf dieses Brod nicht im Ofen gebacken, sondern gleich dem Osterlamm auf dem Feuer gebraten werden.

Um den rabbinischen Kalenderberechnungen den erlaubten Boden zu entziehen, hat Anan die Astronomie in das biblische Verbot der Astrologie und der Sterndeuterei eingeschlossen.

Noch mehr Feindseligkeit gegen die Wissenschaft bekundet Anan in seinem Verbote ärztlicher Hilfe und des Gebrauches von Arzneien; da es heißt (so räsonnirte er): „ich Gott bin dein Arzt“ (Exod. XV, 26), so ist damit jeder Arzt und jede Arznei ausgeschlossen! Trotz der zur Schau getragenen toleranten Aeußerungen über die Stifter des christlichen und mohammedanischen Glaubens verschärfte Anan sehr bedeutend die rabbinischen Verordnungen, welche die Absonderung von den Nicht-Israeliten bezweckten, hauptsächlich in Betreff der Speisegesetze.

Anan legte die Pflicht auf, nicht nur von Gewächsen, sondern auch von Metallen und Mineralien den Zehnten zu geben. Der biblische Ausdruck: „Der Zehnte der Erde“ (Levit XXVII, 30) bedeutet nach seiner Meinung alle Produkte des Erdbodens überhaupt.

Aus der vorhergehenden Zusammenstellung Anan'scher Gesetzverordnungen, die keineswegs erschöpfend ist, kann man leicht ersehen, weß Geistes Kind ihr Urheber war und welcher Richtung er folgte. Mit großem Rechte konnte er sich zu den rabbinischen Juden mit dem Spruche des Königs Rehabeam wenden: „Die Väter erschwerten Euer Joch und ich werde noch zu diesem Joche hinzufügen!“ (I Reg. XII, 11. 14). Dies alles erklärte sich nach einem neuestens aufgefundenen karäischen Bericht daraus, daß Anan zu den Asketen (Peruschim) und den um Zion trauernden (Abele-Zion) gehörte. Wenn auch die Nachricht, daß er selbst nach Jerusalem übersiedelte, eine späte tendenziöse Erfindung ist, so ist doch wahr, daß nach wenigen Generationen seine treuen Anhänger, die Ananiten genannt wurden, keinen andern Ausweg fanden, als sich nach Jerusalem zu begeben, um als weltentsagende Einsiedler eine Art Asketenleben zu führen. Diejenigen Sektirer aber, die der Welt nicht entsagen wollten, waren gezwungen, den Ananismus aufzugeben und von ihm nur die antirabbinische Tendenz und einige andere Prinzipien zu behalten. Wenn wir die Anan'sche Gesetzgebung auf ihre verschiedenen Elemente prüfen und auf die Quellen

zurückzuführen, so finden wir in ihr folgende Bestandtheile:

A. Rabbinische Traditionen und Verordnungen, die zum größten Theile mit manchen Aenderungen und Modifikationen im erschwerenden Sinne aufgenommen wurden; so z. B. statt des einmaligen Citirens eines Psalms beim Morgengebete (Schir schel jom) ordnete Anan noch einen zweiten Psalm beim Abendgebete an; statt der Durchschneidung von zwei Gefäßen beim Viehschlachten verordnete er, daß vier durchschnitten werden sollen; statt des einen rabbinischen Ester-Fasttages am 13. Adar setzte er deren zwei am 14. und 15. u. s. w. u. s. w.

B. Andererseits aber waren die traditionellen Gesetzesbestimmungen die Veranlassung zu entgegengesetzten Bestimmungen von Seiten Anans aus gewollter Opposition; wie z. B. in Betreff der Zahl der Schaufäden (Zizit), der Gewächse, die am Hüttenfest zu nehmen sind.

C. Mehreres entnahm Anan den alten Sadduzäern, deren Ueberbleibsel wahrscheinlich bis zu seiner Zeit existirten und von den Ananiten absorbirt wurden; jedenfalls waren damals besondere Schriften im Umlauf, die den alten Sadduzäern und ihrem Gründer Zadok selbst zugeschrieben wurden und als Quelle für Anan's Lehrsystem dienten. Von den Sadduzäern entlehnt er z. B. das Verbot des Lichtbrennens am Sonnabend, die Bestimmung der Feiertage nach der Beobachtung des Mondes, die Fixirung des Wochenfestes auf den Sonntag u. s. w.

D. Ferner kommen noch hinzu manche Elemente von neueren Sekten, die am Schlusse des VII. und im VIII. Jahrhundert, einige Jahrzehnte vor Anan, sich ausbreiteten, nämlich von Isowiten und Judganiten, die wiederum selbst von den Ananiten absorbirt wurden. Von diesen neueren Sekten entlehnte Anan z. B. seine tolerante Anschauung über Jesus und Mohammed, sein Bestreben, den Genuß des Fleisches zu verdrängen u. s. w.

E. Mehrere Ritualien sind von Anan auf Grund vermeintlich buchstäblicher Auffassung oder Umdeutung des Bibelwortes neu kreirt oder neu begründet worden, um gleich-

sam die Konstituirung seiner Sekte als neue Konfession zu rechtfertigen. Dahin gehören z. B. die Bestimmung, daß statt des Schwagers der kinderlosen Wittwe, wie bei den rabbinischen Juden, ein Verwandter dieselbe heirathen muß (das Wort Brüder, achim, Deuteron. XXV, 5. deutete er Verwandte); das Verbot des Coitus am Sabbath deutete er heraus aus dem Bibelverse: im Pflügen sollst du feiern Bechurisch tischbot Exod XXXIV, 21).

F. Manche Prinzipien und Lehrmeinungen entlehnte Anan von den mohammedanischen Sekten. Von dem Einflusse, welchen Abu Hanifa auf ihn ausgeübt hat, war schon oben die Rede, von der mohammedanischen Sekte der Rawenditen, die zu Anans Zeit entstanden war, borgte er den Glauben an die Seelenwanderung, welchen Glauben jene Sekte aus Indien herübergenommen hat, und Anan soll zur Vertheidigung dieses Glaubens eine besondere Schrift verfaßt haben.

G. Für alle seine Entlehnungen aus dem rabbinischen Schriftthum, von jüdischen Sekten, ebenso wie für seine eigenen Erfindungen, war Anan immer bestrebt, Beweise aus der Bibel beizubringen. Zur Deutung des Bibelwortes bediente er sich der rabbinischen nomokononischen und exegetischen Regeln (Midot), besonders häufig gebrauchte er die Wortanalogie (G'sera schawa) und die Sachanalogie (Hekesch, Ma muzunuh), und öfters trieb er diese Regeln ad absurdum (z. B. statt der Wortanalogie setzte er die Buchstabenanalogie!); aber durch den gänzlichen Mangel an grammatischen und philosophischen Kenntnissen verfiel er häufig auf absonderliche und lächerliche Deutungen.

H. Was die Dogmatik anbelangt, so hat Anan die des traditionellen Judenthums angenommen, da schon die vorangehenden Sekten nichts gegen dieselbe einzuwenden hatten. Höchst wahrscheinlich hatten schon die Ueberbleibsel der alten Sadduzäer die Opposition ihrer Vorfahren gegen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Toten und den Messias ganz aufgegeben. Von den Samaritanern wissen wir positiv, daß sie alle diese jüdischen Dogmen nach und nach angenommen haben. Uebrigens konnte die Opposition

nach der Entstehung des Christenthums und des Islam, mit denen die Sektirer mehr oder weniger zu liebäugeln pflegten, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Anan, wie wir oben sahen, hat sogar den Glauben an die Seelenwanderung angenommen. Andererseits berichtet Saadia Gaon, daß der Stifter des Karäerthums den biblischen Ausspruch: „Das Blut ist die Seele" (Levit XVII, 11) buchstäblich genommen habe. Auf welche Weise Anan diese anscheinend sich widersprechenden Ansichten auszugleichen suchte, ist jetzt unbekannt; vielleicht gehörten diese zwei Ansichten zweien verschiedenen Zeitepochen seines Lebensalters an.

Es ist demnach kein Wunder, daß unparteiische Leute, geschweige deun die Gegner, das Grundbuch der Karäer, das Anan'sche Gesetzbuch, welches in Sprache, Stil und Manieren den Talmud ganz nachzuahmen sucht, als eine schlechte, verwerfliche Parodie auf den letztern betrachteten, und daß man auch in antirabbinischen Kreisen allmählich zu demselben Urtheil gelangte. Wenn auch solche offenherzige, rücksichtslose und strenge Männer, wie Daniel Alkumisi (um die Hälfte des IX. Jahrhunderts) eines der Häupter der Sekte, der anfangs den Anan sehr hochachtete und ihn das Haupt der Weisen (ראש המשכילים), nachher aber ganz enttäuscht wurde und denselben das Haupt der Dummköpfe (ראש הכסילים) zu betiteln pflegte, unter den Karäern nicht viele waren, so theilten doch offenbar die meisten unter ihnen seine Meinung über das Anan'sche Werk; denn sonst wäre ja die Thatsache unerklärlich, warum das Gesetzbuch, welches bestimmt war, die Grundfeste der neuen Sekte und ihre Magna charta zu werden, bald nach dem Ableben seines Verfassers von den Sektirern ganz vergessen worden ist, so daß wir jetzt mit großer Mühe Bruchstücke daraus gleichsam ausgraben müssen. Dieser Umstand allein beweist zur Genüge, in welche Vernachlässigung und Mißachtung das Buch auch karäischerseits verfiel; von den vielen tausenden Gesetzen, die das Buch enthält, citirt z. B. Jehuda Hadaßi (im Eschkol Hakofer) drei, Elias Beschizi (im Aderet Elia) zehn, wobei noch die Ansicht Anans in der Regel bestritten wird. Bis vor Kurzem war von Anans Gesetzbuche selbst nichts bekannt; erst im Jahre 1886 gelang es dem Schreiber dieses, ein kleines

Fragment davon, aus sechs theils beschädigten Fragmentblättern bestehend, in einem in Kairo erworbenen Theile des Talmuds zu entdecken; seitdem suchte er alle wörtlichen und inhaltlichen Citate aus den Werken von altkaräischen Autoren zu sammeln, besonders in den karäischen Handschriften der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg. Das Resultat dieser langjährigen Forschung ist im Obigen summarisch auseinandergesetzt. Es muß noch bemerkt werden, daß Anan in seinem Werke, wahrscheinlich in der Vorrede zu demselben, mit folgender bescheidener Mahnung an seine Parteigänger sich wandte: „Forschet in der Thora gründlich und verlaßt Euch nicht auf meine Meinung“ (חפישו באוריתא שפיר ואל תשענו על דעתי). Schwerlich kann dieser Ausspruch im Sinne der gewöhnlichen schüchternen Verwahrung bei den Rabbinen, daß man in der praktischen Ausübung des Gesetzes (הלכה למעשה) sich ausschließlich auf ihre Autorität nicht verlassen möchte, aufgefaßt werden; einem Manne, der sich muthig, ja sogar übermüthig herausnimmt, das ganze Gebäude einer mehr als tausendjährigen Tradition umzustürzen und ein eigenes neues an dessen Stelle aufzurichten, paßt doch nichts weniger als ein solch furchtsam-schüchternes Bedenken. Eher wird dieser Vorbehalt vorsichtigerweise zur Selbstvertheidigung für den Fall, daß die Gesinnungsgenossen die schwachen Seiten der neuen Gesetzgebung bemerken oder die Gegner diese aufdecken sollten, vorausgeschickt worden sein.

Die sonderbaren Schicksale Anan's, indem er von der unmittelbaren Nähe des Exilarchen-Thrones in den Kerker gesteckt und zum Tode von Henkershand verurtheilt worden, dann wundersamerweise gerettet, in der Gunst des Chalifen rehabilitirt und zum Stifter einer neuen Sekte geworden war — lieferten Stoff genug für Legendenbildung; kein Wunder also, wenn die Volksphantasie der Anhänger und Gegner des Helden sich dieses Stoffes bemächtigte und fabelhafte Erzählungen über ihn erfand. In karäischen und karäisch-mohammedanischen Quellen finden wir folgende legendäre Berichte: Anan soll eine Abschrift des Deuteronomium (משנה תורה) besessen haben, die von dem eigenhändigen Exemplar des Moses genommen worden sei. Nach der Befreiung des Häresiarchen soll er nebst allen seinen Anhängern nach Jerusalem übersiedelt

sein und mit den dortigen frommen Männern, seufzende und wehklagende genannt (הנאנחים והנאנקים Ezech. IX, 4), die von jeher das Karäerthum heimlich bekannt, sich vereinigt haben, nachdem sie ihn zum Oberhaupt gewählt hätten. Nach seiner Verordnung sollen die Mitglieder seiner Gemeinde auf ihr Eigenthum und auf alle weltlichen Dinge Verzicht geleistet haben; in Säcke gehüllt, mit Asche auf dem Haupte, sollen sie fortwährend Klagelieder an den Thoren Jerusalems recitirt haben. Nach einem anderen karäischen Verschen soll der Häresiarch nicht solche asketischen Gesinnungen gehegt haben. Im Gegentheil soll er vom Chalifen Omar im Jahre 640 n. Chr. (!) die Erlaubniß erhalten haben, in Jerusalem eine karäische Gemeinde zu konstituiren und eine Synagoge zu erbauen. Am weitesten ging der bekannte, im Jahre 1874 verstorbene Karäer Abraham Firkowitz, der sein ganzes Leben bemüht war, durch allerlei Erfindungen und Fälschungen die Vorfahren der Karäer, gewissermaßen die Präkaräer (nicht Sadduzäer), als den Grundstock der hebräischen Nation darzustellen, aus deren Mitte sich eine unbedeutende Rabbaniten-Fraktion gebildet haben soll, welche durch Mord und Hinterlist die Karäer ausgerottet hätte. Auch über Anan hat dieser Karäer einen ganzen Roman zusammengefabelt. Nach diesem Roman sollen die Karäer während der Dauer des zweiten Tempels unvermischt mit den Rabbaniten in Jerusalem gewohnt haben. Von den Makkabäern auf kurze Zeit von dort verdrängt, kehrten sie bald dorthin zurück, wo sie auch nach der Zerstörung des Tempels gewohnt und ihre eigenen Fürsten (נשיאים) gehabt hätten. Als Anan den Haß der Rabbaniten, die ihn ermorden wollten, erkannt habe, sei er mit seinen Schülern nach Jerusalem gezogen, wo er sehr günstig von dem Schwiegersohne des Propheten Mohammed aufgenommen worden sei und ein Privilegium zum Bau einer Synagoge mit der Unterschrift Mohammeds erhalten habe. Nachher, im Jahre 640 n. Chr., soll der Chalif Omar dem Anan das Privilegium zum Bau einer zweiten Synagoge, gegenüber der Westmauer des Tempels (כותל מערבי) gegeben haben. Auch soll Anan in Jerusalem achtzehn Straßen, von mehr als hundert Häusern, in Hebron eine Synagoge und eine große Straße von mehr als dreißig Häusern errichtet haben. Am

Ende jedoch sei Anan von den Rabbaniten ermordet und auf dem Berge Moria begraben worden. Rabbinischerseits wurden keine derartigen Extravaganzen zugelassen, nur behaupteten manche, daß Anan und seine Genossen Schriften mit häretischer Tendenz in die Erde zu vergraben, nach einiger Zeit herauszunehmen und als alte Schriften auszugeben pflegten. Auch auf manchen kabbalistischen Büchern ruhte schon früh der Verdacht, daß dieselben von Karäern absichtlich den Rabbaniten untergeschoben worden waren. Auch ein, wie es scheint, apokrypher Spruch wird Anan zugeschrieben. Er soll nämlich den Wunsch geäußert haben, alle Rabbaniten in seinen Leib eingeschlossen zu haben, um dann mit einem Schwertstreiche seinen Leib durchzuschneiden und somit ihrem Leben zugleich mit seinem eignen ein Ende zu machen! Daß Anan kein zärtliches Gefühl für seine Gegner hegte, ist selbstverständlich, auch gab er seinem Gefühle z. B. in der Verordnung Ausdruck, daß die Karäer am Wochenfeste den Psalm LXXIV, der nach seiner Deutung gegen die Rabbaniten gerichtet sein soll, zu recitiren. Er deutete nämlich: V. 4 „Deine Feinde schrieen über deine Feiertage und setzen eigene Zeichen für dieselben ein“ [sie schaffen nämlich die von Gott befohlene Mondbeobachtung ab v. 8:] „sie vernichten alle von Gott festgesetzten Feiertage“. Indessen wird der Stifter des Karäerthums schwerlich den angeführten Wunsch geäußert haben, und zwar schon deshalb, da es doch viel praktischer gewesen wäre, für die gewünschte Operation statt seines eigenen Leibes den eines Rabbaniten zu wählen.

R. Naftali Cohen im Kampfe gegen Chajjun.*)

Von David Kaufmann.

Im Herbste des Jahres 1711 sollten im Ghetto von Prag die Lebensbahnen zweier Männner sich schneiden, die das Schicksal aus fernen Himmelsgegenden hier zusammengeführt hatte. Als müder, ruhebedürftiger Greis, aus Sturm und Schiffbruch nothdürftig gerettet, war R. Naftali Cohen hier eingetroffen. In steigendem Glanze war er von Stufe zu Stufe aus den Rabbinatssitzen von Ostrogh und Posen nach Frankfurt am Main[1]) erhoben worden, um in der Unglücksnacht des 14. Januar 1711 durch die in seiner Wohnung ausgebrochene Feuersbrunst[2]) um Ruhe und Ehre, um Habe und Lebensglück auf einmal sich gebracht zu sehen. Vergebens hatte man ihn in Haft genommen, seine Unschuld lag klar am Tage, aber seines Bleibens war in der Gemeinde nicht mehr; wie ein Brandmal hatte sich ihm unaustilgbar der furchtbare Name des Gaßverbrenners angeheftet. In dieser Qual seiner Seele hatte sich, bange nach Hülfe suchend, sein Blick nach dem Orte gerichtet, an dem die Wiege seiner

---

*) Vgl. den Text der Quellen in Revue des études juives XXXVI, 272—286 und XXXVII.

1) Perles, Geschichte der Juden in Posen, p. 79 f.; M. Horovitz, Frankfurter Rabbinen II, 60 ff.

2) Kaufmann, Urkundliches p. 67—71.

Ahnen gestanden. Es zog ihn nach Prag, wohin alle Zweige seines Stammbaumes zurücklenkten, wo der große Schutzgeist seines Geschlechtes, der hohe R. Löb, noch in hundert Erinnerungen und in ausgebreiteter Nachkommenschaft lebendig war. Dort lag der Stammsitz seiner angesehenen Verwandtenschaar, die Heimath seiner nächsten Angehörigen, sein natürlicher Zufluchtsort, der einzige Hafen, der ihm Schutz bot. Von dort war sein Großvater, R. Naftali, dessen Namensträger er war, der Rabbiner von Lublin, von dort dessen Gattin, die Großmutter, die Tochter des als Primator wie als Beisitzer des Rabbinates von Prag hoch gefeierten R. Jesaja Liebermann's oder Lieberle's[1]) ausgegangen, dort lebte als Gattin des dem Rabbinate von Prag angehörenden Feiwel Bunzlau seine Tante Vögele[2]), die Schwester seines Vaters, R. Isaks, gleich dem Großvater Rabbiners zu Lublin. Was ihn aber noch ganz besonders nach der böhmischen Hauptstadt sich wenden hieß, das war die Nähe zu seinen Söhnen, von denen vier zu gleicher Zeit ansehnliche Rabbinate in dem benachbarten Mähren bekleideten[3]). Hier hatte nämlich Pinchas Isak das Rabbinat von Kremsier, Jakob Mordechai das von Ungarisch Brod[4]), Schealtiel Eisak das von Proßnitz und Asriel das von Gewitsch inne. Aus Kriegsnöthen und Verfolgungen des Geschickes und der Menschen, aus dem Kampfe mit dem Feuer und dem noch verderblicheren mit der Verläumdung trotz seines vorgerückten Alters unversehrt hervorgegangen, glaubte er, hier wie in seinem natürlichen Schwerpunkte ausruhen zu

---

[1]) S. den Stammbaum, den R. Meïr Perls für den Bruder Naftalis, R. Jesaja von Brody, angefertigt hat, מגלת יוחסין ed. Warschau p. 33 und meine Bemerkung in S. Hock's Familien Prags p. 188 n. 2. Das Datum auf dem Prachtvorhang, den Liebermann Chalfan für die Altneusynagoge gestiftet hat, das nach Perls זכר עשה gelautet haben soll, muß nach der Inschrift selber in זכר ע ש ה berichtigt werden. Diese hat den Wortlaut: יהודה בן הר"ר יצחק ז"ל נקרא ליברמן חלפן וזוגתו שרה בת הר"ר יצחק זכר ע ש ה לפ"ק.

[2]) Hock a. a. O. 178 und meine Bemerkung das. n. 1.

[3]) Vgl. R. Naftali's [illegible]ament g. E. und Brann in der Graetz-Jubelschrift p. 233 n. [illegible]

[4]) Vgl. Kauf[illegible] Monatsschrift 41, 2[illegible]

können[1]), glücklich, der über Alles geliebten Gattin Esther Schöndel und seinen Enkeln, wohl den Kindern seiner früh verstorbenen Tochter Kela und ihres ebenso vor der Zeit vollendeten Gatten Jehuda Loeb[2]), des Sohnes des R. Gabriel Eskeles, eine neue Heimstätte in der Nähe der Seinen bereiten zu können, in der er ohne Groll die Unbilden, die er gelitten, vergessen wollte[3]).

Aber der Kelch seiner Leiden war noch nicht voll, es sollte auch der Wermuthstropfen darin nicht fehlen, den selbstverschuldetes Leid bereitet. Aus der alten Kabbalistenhecke in Safed im heiligen Lande hatte zu einem Zuge durch Europa ein Mann sich aufgemacht, dessen Leben trotz seines vorgerückten Alters nicht zur Rüste gehen sollte, bevor er friedliche Gemeinden in Brand gesteckt und Zwietracht und unversöhnlichen Haß gesäet hatte, wohin er seine Schritte lenkte. R. Naftali Cohen war im Ghetto von Prag kaum noch heimisch geworden, als ihm in der räthselhaften, scheinbar so hoheitsvollen Gestalt Nechemja Chajjuns, des Pilgers aus dem Osten, im Herbste 1711 das Verhängniß nahte. In allen Künsten der Täuschung und des Blendwerks erfahren und bewandert, seines Eindrucks schon durch die schlau und berechnet ausgenutzte äußere Erscheinung nie verfehlend, hatte der Gast aus dem Morgenlande in der malerischen Tracht des Orientalen

---

1) Aelter als 62 Jahre kann R. Naftali damals nicht gewesen sein, da sein Großvater. dessen Namen er trug, am 21. September 1648 verstorben ist, s. Josef Cohn-Zedek דור ישרים (in הגורן ed. S. A. Horodezky I) p. 13 n. 18.

2) Vgl. das Testament g. E.

3) Schudt, Jüdische Merckwürdigkeiten, II, 113 hat völlig grundloses Gerede nachgesprochen, wenn er sagt: „Der Brandstifter R. Naphtali aber / sobald er seiner gefänglichen Hafft entschlagen / hat sich bald davon / und wie die Juden bezeugen / nach Prag gemacht / allwo er in der Stille / und wie im verborgenen / eine Zeitlang gelebet / und von dem Oppenheimer zu Wien und anderen reichen Juden ernehret worden.“ Gleichwohl ist daraus bei Graetz Geschichte X., p. LXXXII, die Behauptung geworden, R. habe sich nach Prag unter die Protection D. Oppenheimers begeben. Auch Brann a. a. O. 232 wiederholt: „Nach langjähriger Kerkerhaft zog er sich nach Prag zu R. David Oppenheim“.

wie durch einen Zauber den Sinn aller Bewohner des Ghetto's gefangen genommen, unter denen bald ein Nimbus frommer Sagen den wunderthätigen Gottesmann umgab. Man drängte sich in seine Nähe und pries sich glücklich, ihn aufnehmen und ehren zu dürfen. Sein Begleiter und Secretär, wohl Elia Taragon, ward in dem allzeit gastlichen Hause des als Wiederhersteller der Altneusynagoge und als Primator der Gemeinde, in dessen Familie die Vorsteherwürde Geschlechter hindurch wie ein Erbe sich fortpflanzte, in der Gemeinde wie durch sein Mäcenatenthum auf den Blättern der Litteratur verherrlichten Samuel Tausk[1]) für die Dauer seines Prager Aufenthalts beherbergt. Chajjun selber, heilig und nur dem Geiste lebend, wie er sich gab, nahm mit dem bescheidenen Obdache im Hause des durch den Glanz seiner Abstammung und durch rabbinische Gelehrsamkeit gefeierten Anschel Ginzburg vorlieb. Aber es war auch nur das Obdach, das er da annahm, sein eigentlicher Aufenthaltsort war das fürstliche Haus des damals in Geschäften für längere Zeit verreisten Oberlandesrabbiners David Oppenheim, in dem er sich feiern und bewirthen ließ. Die jüngeren Mitglieder der Familie, Allen voran der einzige Sohn des Hauses, Josef, der Schwiegersohn Samson Wertheimers, der Rabbiner von Holleschau in Mähren, und Chajjim Jona Theomim, der junge Schwiegersohn David Oppenheims, der Mann seiner Tochter Sara[2]), konnten der ungewohnten Erscheinung nicht satt werden und schwärmten wie Mücken in der Sonne im Bannkreise dieser Persönlichket. Wie hätte Naftali Cohen der allgemeinen Begeisterung widerstehen können! War er doch mehr als alle Uebrigen vom Hause aus geneigt und wie vorherbestimmt, dem Zauber des unbekannten Pilgers zu erliegen. Von jeher hatten die Sefardim

---

1) S. Hock a. a. O. 145 und meine Anmerkung ib. n. 1. Nach פרח לבנון f. 15a traf Perez in seinem Hause unter Anderen auch R. Mose b. Israel aus Sluck. Vgl. über Sluck Friedberg לוחות זכרון p. 27 n. 15. Ueber Tausk's Schwiegersohn R. Baruch Austerlitz s. Kaufmann, die letzte Vertreibung der Juden aus Wien p. 171 n. 3.

2) Kaufmann, Samson Wertheimer p. 97 n. 1 und 96 n. 2. Die Grabschrift der im Alter von 18 Jahren verstorbenen Frau s. Monatsschrift 42, 325.

es ihm angethan, die Sendboten aus dem heiligen Lande Thür und Thor bei ihm offen gefunden. Das orientalische Kleid und der Nimbus der Kabbala hatten stets eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn geübt. Schon Abraham Conque, der Sendling aus Hebron, mit dem ihn seit dem Jahre 1688 das Band innigster Freundschaft verknüpfte, hatte sein ganzes Herz eingenommen[1]). Selbst in der Schule der Leiden nicht zur Vorsicht oder vollends gar zum Verdacht erzogen, gab er diesem Schlauesten der Schlauen gerade mit ahnungsloser Kindlichkeit sich gefangen. Fand doch selbst der nachmals arg verdächtigte und übel beleumundete Jehuda b. Josef Perez an ihm in Prag einen warmen Annehmer[2]). Kabbalagläubig, wie er war, selber ein Adept der werk- und wunderthätigen Geheimlehre, war er von dem Zauber des geheimnißvollen Morgenländers nur zu leicht gefangen. Die Verheerungen schadenstiftender Spukgeister, die während seines Rabbinates in Posen[3]) im Hause Heschel Zorefs, der mit einer Teufelinne verheiratet gewesen sein soll, ihr Recht auf das Haus, als dessen Kinder, geltend machten und ihr zerstörerisches Unwesen trieben, bis sie der rabbinische Gerichtshof von Posen mit Hülfe R. Joel's von Zamošt, des Wundermannes, ver-

---

1) S. die überströmend begeisterte Approbation zu des keineswegs unverdächtigen Conque אבק סופרים. Vgl. S. Mandelkern im nächsten Heft von R. Brainins ממזרח וממערב.

2) פרח לבנון approbirt R. Naftali in Prag am 5. Juni 1712 בא' בשבת ר"ח שמערבין בו. שמחה לבלתי. Ueber Perez spricht sich besonders hart R. Mose Chages in seinen handschriftlichen Briefen an R. Juda Briel in Mantua aus.

3) Als Datum dieses Ereignisses ist die Aussage des Augenzeugen der Zebi Hirsch Kaidenowers vorzuziehen. Dieser giebt im 69. Capitel seines קב הישר zwar ausdrücklich die Jahre 1681 und 1682 als die Zeit dieser Vorgänge an, allein Emdens Bericht in מגדל עז ed. Altona f. 259a lehrt uns ausdrücklich R. Naftali Cohen als Augenzeugen derselben kennen: וכן ידוע ומפורסם בעולם המקרה רע שארע בבית רה"ע צורף בק"ק פוזנא בימי ח"ז [= חמי זקני] הגמה"רן כ"ץ זצ"ל וא"ח הרב זצ"ל היה עד ראיה סח לי מהדברים המשונים שעשו החצונים באותו בית קודם שנתגרשו משם ונודע בבל ארץ פולין.

urtheilte und aus der Stadt verbannte, wollte er mit eigenen Augen gesehen haben, wie dem Gemahl seiner Enkelin, R. Jacob Emden, von seinem Sohne R. Jacob Mordechai Kohen nachmals versichert wurde. Ein Ring von merkwürdiger Arbeit, mit geheimnißreichen Gottesnamen über und über bedeckt, ist aus seinem Besitze in den Emden's übergegangen[1]). So war R. Naftali, abergläubisch und wundersüchtig, einer überwältigenden Erscheinung wie Chajjun, die noch dazu von dem Glanze rabbinischer und kabbalistischer Gelehrsamkeit umflossen war, vollends ohne Widerstand preisgegeben. Der schlaue Venezianer, dessen Helfershelfer und Secretär, hatte, wenn es noch nöthig war, durch seine geheimnißvollen Erzählungen von dem Verkehr, in dem der Gottesmann mit dem Uebersinnlichen stand, die Wege geebnet. Chajjun verstärkte die wachgewordene Neugier durch die Weigerung, auf dem Boden der Fremde die ihm so geläufigen Wunder zu zeigen, nur noch sieghafter in seinem Auftreten und unwiderstehlicher. Wie ein Schatten hatte es, wie er sagte, sich auf seine Augen gelegt, als er das heilige Land verließ, halb blind[2]) sollte er sein Wanderziel verfolgen, sicher, die Sehkraft zurückzuerhalten, sobald er wieder die Erde des heiligen Landes unter den Füßen haben würde. Ruhelos wollte er von Ort zu Ort ziehen, nur vierzehn Tage sich selbst für eine Gemeinde wie Prag gönnen dürfen. Keiner sollte seiner wunderthätigen Hülfe sich berühmen können, kein Amulet von seiner sonst so schreibfertigen und wunderthätigen Hand ausgehen. Wie gern hätte er einen Mann wie R. Naftali

---

[1]) מגדל עז f. 259a: ואני הכותב מעידני מה שראיתי בעיני: זה שנתים שנה שהיתה פה נערה עלולה מר"ר ר"ל [= מרוח רעה רחמנא ליצלן] ונתתי הטבע' שבא לידי מח"ז הנ"ל עשוי בתכונה עצומה וחקוקים בו שמות והניחוהו באצבע הנער מיד רחפו כל עצמותיה מלאו חלחלה מתניה נתכרכמו פניה וסגרה עיניה רעדו חרדו כל איבריה עד שהסירוהו מידה.

[2]) Daraus erklärt sich der Ausdruck נחמיה חייא מאום עיניר ברוחו פי שנים in der freilich als gefälscht gebrandmarkten Approbation des R. Gabriel Eskeles', des Landesrabbiners von Nikolsburg, zu דברי נחמיה und מהימנותא דכלא. Vgl. Kaufmann in S. Fuchs' החוקר II, 11 ff. und 66 f.

in die tiefsten in der Heimat der Geheimlehre offenbarten und sich forterbenden Mysterien der Kabbala eingeführt, wenn er sich vor seiner Reise nicht gelobt haben würde, die esoterischen Lehren während des Aufenthaltes auf dem ungeweihten Boden in sich zu versenken und zu verschließen. Sein Ziel war nur, die handschriftlichen Schätze, in denen seine dunkle Weisheit niedergelegt erschien, in Europa durch die Presse zu führen. Diesen Veröffentlichungen hülfreich zur Seite zu treten, mußte den Ehrgeiz der Besten befeuern. Es war eine Auszeichnung, die er ertheilte, für diese Kostbarkeiten noch eine Approbation zu verlangen. Weislich unter seinen Papieren auswählend, wollte er in Prag vor Allem, da R. David Oppenheim nicht zur Stelle war, der Gefolgschaft R. Naftali Cohens sich versichern. Den Kern dessen, was er drucken zu lassen vorhatte, die eigentliche Pandorabüchse, aus der alle Unruhe und Zwietracht hervorpochen sollte, behielt er für sich. Nur aus den zwei Schriften, die nachmals den Text des sabbatianischen Glaubensgeheimnisses oder des Mysteriums der Gottheit[1]) wie zwei Commentare umgaben, wählte er die Proben aus, die er als Approbationswerber seinem Opfer vorlegte. Mochte auch R. Naftali die sefardische Handschrift geläufiger gelesen haben als der Rabbiner von Frankfurt am Main, Josef Samuel aus Krakau[2]), der Abraham Conque's Manuscript rund heraus nicht lesen zu können erklärte[3]), er wird dennoch Nichts darin gefunden haben, was seine Arglosigkeit irre zu machen im Stande gewesen wäre. Mehr als ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit Sabbatai Zebi so viel Verwirrung und Bethörung über die Geister verbreitet hatte, die letzten Wellenringe der einst so tiefgehenden Bewegung schienen sich verlaufen zu haben, die Kabbala war längst endemisch geworden und in harmlosen Naturen war kaum eine Ahnung davon übrig geblieben, daß der alte Sauerteig noch einmal Gährung und heftige Bewegung heraufbeschwören könne. Zur Witterung

---

1) Graetz a. a. O. XXXI f.

2) Horowitz a. a. O. II, 56 ff.

3) Approbation zu אבק סופרים: ואעג"ב שאיני מכיר בכתיבת ספרו מכירו הייתי לשעבר ועכשיו ביותר מושלם בחכמתו וטעם זקנים עמו.

[illegible] gehörte [illegible], als sie R. Raphael ver-
liehen war. Er [illegible] im be-
[illegible] Der [illegible]
[illegible]
war, [illegible] 1711 die Approbation, mit
deren Erteilung [illegible] hatte[1]. Er war dem
alten [illegible] in die Falle gegangen und [illegible] für ihn un-
[illegible] Die Maske konnte fallen gelassen
werden. Aus den paar Wochen waren Monate geworden.
Die [illegible] gegen die Ausstellung von Amuleten hatte
ein [illegible] Ende genommen. Jetzt konnte er sich unbedenklich
seines Verkehrs mit dem Himmel berühmen und Lästerungen
ausstoßen, wie daß er den [illegible] Gottes in sein Wohn-
gemach heruntergezwungen habe, mit dem Fürsten des An-
gesichts, mit Metatron traute Zwiesprache zu pflegen, ja mit
Gott selber zu reden und die Engel seiner Nähe gleich
Dienern bei sich verkehren zu lassen vermöge. Er hatte die
Stirne, einen Brief, den ihm der Prophet Elia geschrieben
habe, vorzuweisen und Kräfte sich beizulegen, mit denen
er angeblich Tote zu erwecken, Welten zu zerstören und
erstehen zu lassen im Stande war. Jetzt bedurfte er nicht
länger des Strahlenscheines der Heiligkeit. Der eben noch blinde
Greis erlustigte sich am L'hombre-Spiel und ließ es sich, der
Kasteiungen überdrüssig, bei üppigen Mahlen wohl sein. Nur
die Blindheit seiner Gläubigen war nicht zu heilen, das Ver-
trauen seiner Anbeter nicht zu erschüttern. Immer kecker und
siegesgewisser wurde sein Auftreten. Seine Amulete sollten
dem Tode den Stachel entwinden und Schutz gewähren selbst
im Rachen der Gefahr. Die Rückkehr R. David Oppen-
heims hatte dem Taumel so wenig ein Ende gemacht, daß
dieser selbst am 9. Februar 1712 eine Approbation seinen
Schriften ausstellte und nahe daran war, im eigenen Hause
die Autorität dem Eindringling abtreten zu müssen. Hatte
doch wider den Rath und Willen des Familienoberhauptes
sein Amulet es durchgesetzt, daß der Augapfel des Hauses,
das einzige Kind Josef und Tolza Oppenheims, ein Knabe

---

[1] Vgl. den Text im Anhang A REJ. XXXVI, 272 f.

von außergewöhnlicher Schönheit, der Gefahr einer Reise nach Karlsbad ausgesetzt wurde, die er mit dem Leben büßen mußte, da er unterwegs aus dem Wagen stürzte[1]).

Vergebens war für R. Naftali die Ernüchterung gekommen. Was half es, daß ihm bald die Erkenntniß aufdämmerte, einem verkappten Sabbatianer ins Netz gegangen zu sein. Er war ein stiller, ohnmächtiger Mann geworden. Einst gewohnt, die Gewalt in Händen zu halten und dienstbare Fäuste seinen Willen vollführen zu sehen, mußte er jetzt in kraftlosem Hasse gegen den Schadenstifter sich verzehren, der des schiffbrüchigen Gaßverbrenners lachen konnte, nachdem er Alles spielend von ihm erreicht hatte, was von ihm noch zu holen war. Vergeblich waren die Unterredungen mit dem Sekretär, der den Ränkemeister nicht verrathen mochte. R. Naftali mußte die Vermuthung, das Opfer eines der Dönmeh's, der heimlichen Anhänger Sabbatai Zebi's aus Salonichi[2]), geworden zu sein, wie eine nagende Gewissenspein mit sich herumtragen. Prag war nicht der Ort, von dem aus etwas gegen den noch dazu aalglatten, Alle für sich einnehmenden und jeder Gefahr entschlüpfenden Verführer unternommen werden konnte, zumal das Oberhaupt der Gemeinde durch Unterschrift und Siegel sich ihm mit ausgeliefert und gleichsam gebunden übergeben hatte.

Ohne von R. Naftali sich auch nur zu verabschieden, war übrigens Chajjun von Prag nach Wien gereist[3]), um von hier aus eine die Geister verwirrende, die Herzen vergiftende Verblendung und Wundergläubigkeit, neue Saaten sabbatiani-

---

1) Vgl. Embens תורת הקנאות p. 69. Josef Oppenheim's Hochzeit mit Tolza, der Tochter Samson Wertheimer's, fand 1707 statt s. Kaufmann, Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimers p. 5.

2) Vgl. A. Danon in Revue des études juives 35, 264 ff.

3) Die Worte: והשיג ממון רב אצל השרים ולא ידעתי באיזה אופן im Briefe R. Naftali's Nr. I [p. 275] übersetzt Graetz, Geschichte X, p. LXXXIII: „und soll dort von hochgestellten Christen mit reichen Geldmitteln versehen worden sein". Unmöglich wäre es nicht, daß השרים die Hoffactoren, die jüdischen Großen Wien's, bezeichnete. Wissen wir doch, daß Meyer Hirschel selbst Löbele Proßnitz in seinem Hause hielt s. Kaufmann, Samson Wertheimer p. 83 n. 3.

und Aufspürung von heimlichem Sabbatianismus gehörte vollends eine andere Geistesrichtung, als sie R. Naftali verliehen war. Er sah sich in den vorgelegten Proben im bekannten Fahrwasser der ihm geläufigen Kabbala. Der Untiefen sich nicht versehend, über die er da ahnungslos dahingeglitten war, schrieb er am 5. November 1711 die Approbation, mit deren Erbittung Chajjun ihn beehrt hatte[1]. Er war dem alten Fuchs in die Falle gegangen und fortan für ihn unschädlich und bedeutungslos. Die Maske konnte fallen gelassen werden. Aus den zwei Wochen waren Monate geworden. Die Sprödigkeit gegen die Ausstellung von Amuleten hatte ein rasches Ende genommen. Jetzt konnte er sich unbedenklich seines Verkehrs mit dem Himmel berühmen und Lästerungen ausstoßen, wie daß er den Thronwagen Gottes in sein Wohngemach herabgezwungen habe, mit dem Fürsten des Angesichts, mit Metatron traute Zwiesprache zu pflegen, ja mit Gott selber zu reden und die Engel seiner Nähe gleich Dienern bei sich verkehren zu lassen vermöge. Er hatte die Stirne, einen Brief, den ihm der Prophet Elia geschrieben habe, vorzuweisen und Kräfte sich beizulegen, mit denen er angeblich Todte zu erwecken, Welten zu zerstören und erstehen zu lassen im Stande war. Jetzt bedurfte er nicht länger des Strahlenscheines der Heiligkeit. Der eben noch blinde Greis erlustigte sich am L'hombre-Spiel und ließ es sich, der Kasteiungen überdrüssig, bei üppigen Mahlen wohl sein. Nur die Blindheit seiner Gläubigen war nicht zu heilen, das Vertrauen seiner Anbeter nicht zu erschüttern. Immer kecker und siegesgewisser wurde sein Auftreten. Seine Amulete sollten dem Tode den Stachel entwinden und Schutz gewähren selbst im Rachen der Gefahr. Die Rückkehr R. David Oppenheims hatte dem Taumel so wenig ein Ende gemacht, daß dieser selbst am 9. Februar 1712 eine Approbation seinen Schriften ausstellte und nahe daran war, im eigenen Hause die Autorität dem Eindringling abtreten zu müssen. Hatte doch wider den Rath und Willen des Familienoberhauptes sein Amulet es durchgesetzt, daß der Augapfel des Hauses, das einzige Kind Josef und Tolza Oppenheims, ein Knabe

---

[1] Vgl. den Text im Anhang A REJ. XXXVI, 272 f.

von außergewöhnlicher Schönheit, der Gefahr einer Reise nach Karlsbad ausgesetzt wurde, die er mit dem Leben büßen mußte, da er unterwegs aus dem Wagen stürzte[1]).

Vergebens war für R. Naftali die Ernüchterung gekommen. Was half es, daß ihm bald die Erkenntniß aufdämmerte, einem verkappten Sabbatianer ins Netz gegangen zu sein. Er war ein stiller, ohnmächtiger Mann geworden. Einst gewohnt, die Gewalt in Händen zu halten und dienstbare Fäuste seinen Willen vollführen zu sehen, mußte er jetzt in kraftlosem Hasse gegen den Schadenstifter sich verzehren, der des schiffbrüchigen Gaßverbrenners lachen konnte, nachdem er Alles spielend von ihm erreicht hatte, was von ihm noch zu holen war. Vergeblich waren die Unterredungen mit dem Sekretär, der den Ränkemeister nicht verrathen mochte. R. Naftali mußte die Vermuthung, das Opfer eines der Dönmeh's, der heimlichen Anhänger Sabbatai Zebi's aus Salonichi[2]), geworden zu sein, wie eine nagende Gewissenspein mit sich herumtragen. Prag war nicht der Ort, von dem aus etwas gegen den noch dazu aalglatten, Alle für sich einnehmenden und jeder Gefahr entschlüpfenden Verführer unternommen werden konnte, zumal das Oberhaupt der Gemeinde durch Unterschrift und Siegel sich ihm mit ausgeliefert und gleichsam gebunden übergeben hatte.

Ohne von R. Naftali sich auch nur zu verabschieden, war übrigens Chajjun von Prag nach Wien gereist[3]), um von hier aus eine die Geister verwirrende, die Herzen vergiftende Verblendung und Wundergläubigkeit, neue Saaten sabbatiani-

---

[1]) Vgl. Emdens תורת הקנאות p. 69. Josef Oppenheim's Hochzeit mit Tolza, der Tochter Samson Wertheimer's, fand 1707 statt s. Kaufmann, Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimers p. 5.

[2]) Vgl. A. Danon in Revue des études juives 35, 264 ff.

[3]) Die Worte: והשיג ממון רב אצל השרים ולא ידעתי באיזה אופן im Briefe R. Naftali's Nr. I [p. 275] übersetzt Graetz, Geschichte X, p. LXXXIII: „und soll dort von hochgestellten Christen mit reichen Geldmitteln versehen worden sein". Unmöglich wäre es nicht, daß השרים die Hoffactoren, die jüdischen Großen Wien's, bezeichnete. Wissen wir doch, daß Meyer Hirschel selbst Löbele Proßnitz in seinem Hause hielt s. Kaufmann, Samson Wertheimer p. 83 n. 3.

schen Irrwahnes, über Mähren und Schlesien zu verbreiten. Wie begründet der Verdacht war, der nur zu spät in R. Naftali gekeimt hatte, das sollten die traurigen Erfahrungen bestätigen, die der allerorten sich wieder hervorwagende Sabbatianismus an die Hand gab. Wie Flammen waren die noch in der Asche glimmenden Gluthreste dieser unseligen Verirrung unter seinen Schritten hervorgebrochen. Löbele Proßnitz' bedenklichen Rückfall hatte lediglich sein Auftreten hervorgerufen. Der aus Ungarisch-Brod stammende, in Proßnitz angesiedelte Sabbatianer war, unter der Last des Bannes, den man über ihn verhängt hatte, von der starken Hand des angeblich im Beginne ihm befreundeten R. Meir aus Schidlow, nachmals Rabbiners von Eisenstadt, niedergehalten, wie ein reuiger Sünder still und unschädlich geworden[1]), als ihm beim Herannahen Chajjun's die abgeschnittenen Schwingen wuchsen. Hatte sich doch der Wunderthäter aus Safed des Besitzes eines Spiegels gerühmt, mit dem er auf den Grund des Herzens blicken und die geheime Gesinnung der Menschen zu prüfen vermochte. Mit diesem Spiegel wollte er nun Löbele Proßnitz die Seele hervorlocken und öffentlich erklären, ob er ihn rein oder schuldig befunden habe. Das fehlte noch, daß der nur auf das Hervorbrechen des alten Wahnes lauernde Heuchler als sündenfreier Heiliger von dem Herz- und Nierenprüfer aus dem Morgenlande verkündet wurde. Löbele hatte wieder seinen Anhang, der noch durch neue Gläubige vermehrt wurde.

So schritt die Verheerung von Ort zu Ort, den Chajjun's Fuß berührte. Als R. Naftali im Winter auf das Jahr 1713 in Breslau eintraf, erkannte er die ihm von jeher so vertraute Gemeinde nicht[2]). Die Saat, die Chajjun bei flüchtigem Aufenthalte hier ausgestreut hatte, war wie über Nacht in die Halme geschossen. Vergeblich suchte R. Naftali richtige Vorstellungen über den wahren Charakter des Schadenstifters

---

1) Vgl. D. Kohn in אוצר הספרות (אור וחשך): I, p. 13 ff.

2) So hielt er sich schon nach dem Zeugnisse seiner Approbation zum אבק סופרים seines Intimus Abraham Conque vom 24. Ab 1703 während der Kriegswirren von Polen als Flüchtling (הנודד ממקומו) in Breslau auf.

zu verbreiten. Dieser war mittlerweile in Berlin eingetroffen, wo er seinen eigentlichen Reisezweck, die Drucklegung seiner Schriften, sofort zur Ausführung gelangen ließ. Selbst eine persönliche Begegnung mit R. Naftali empfand er nicht als Störung oder Hemmung. Unbedenklich bot er ihm, als er in der Synagoge von Berlin[1]) eines Sonnabends mit ihm zusammentraf, die Hand zum Gruße, den R. Naftali freilich verweigerte. Aber ein Mittel, sich in den Besitz des Scheines zu setzen, mit dem er unglückseliger Weise sich ihm verschrieben hatte, fand sich auch hier nicht. Chajjun suchte sich jeder ferneren Begegnung zu entziehen, mied die Synagoge und wußte sich auch sonst dadurch, daß er im Hause eines Christen Wohnung nahm und seinen Bestrebungen den Schutz der Regierung verschaffte, gegen jeden Versuch eines zu befürchtenden etwaigen Zwanges zur Herausgabe der Approbation sicher zu stellen.

Er hatte nur die Vollendung seiner beiden Bücher, der Worte Nechemja's und des Mysteriums des Glaubens mit seinen zwei Commentaren abgewartet[2]), um sich dann an den eigentlichen Schauplatz seiner von Anfang an ins Auge gefaßten Propaganda, nach Amsterdam, zu begeben. Während R. Naftali über den Zweck von Chajjun's Berliner Aufenthalte im Unklaren blieb, waren die beiden Bücher in aller Ruhe und Sicherheit durch die Presse geführt und R. Naftali's Approbation bereits festgenagelt worden. Vielleicht hatte seine Gegnerschaft das Eine wenigstens bewirkt, daß seine Zustimmung nicht gar beiden Büchern vorgedruckt wurde. Von dem Schicksale, an der Spitze der kleineren, aber bedenklicheren Schrift seinen Namen zu sehen, gab es aber kein Entrinnen mehr.

Von der wahren Schwere der Verantwortung, die R. Naftali durch das unselige Schriftstück auf sich geladen hatte,

---

[1]) Von einem Besuche R. Naftali's in Berlin während seiner Wirksamkeit in Posen erfahren wir aus Mose b. Jesaja Wengrab's ברית מטה משה f. 3a, wonach er den Drucker der Parodie מסכת פורים von Sulzbach in den Bann legen wollte. Vgl. van Biema's Nachtrag zu Hebr. Bibliographie 14 p. 19.

[2]) Vgl. L. Landshuth תולדות אנשי השם p. 14 ff.

war ihm jedoch auch jetzt noch keine Ahnung aufgegangen. Sein Gewissen war beunruhigt, weil er einem verdächtigen Heuchler in die Falle gegangen war, er hätte um Alles in der Welt die Spur davon vernichten mögen, daß er in harmloser Vertrauensseligkeit von einem offenbar heimlichen Sabbatianer sich hatte täuschen und mißbrauchen lassen; aber die eigentliche Aufklärung darüber, daß er auf deutlich sabbatianische Irrlehren das Siegel seines Namens gedrückt, Gotteslästerungen und Ketzereien sein empfehlendes Fürwort geliehen hatte, sollte erst jetzt ihm zu Theil werden. Wie ein Blitzstrahl traf ihn ein Brief R. Zebi Aschkenasi's[1]) aus Amsterdam, der ihm zuerst die Augen darüber öffnete, welch unerhörtem Frevel er in unbegreiflicher Verblendung seine Unterstützung hatte angedeihen lassen. Wie eine Strafe des Himmels mußte die Botschaft ihm erscheinen. Verzagt und zu Boden geschmettert ob der Hiobsposten, die eben von den Seinen ihn ereilt hatten, sah er nun noch durch das Eintreffen seiner Ahnungen vollends der niederdrückendsten Selbstanklage und Verzweiflung sich preisgegeben. Seine Reise nach Breslau war vergeblich gewesen, die Hoffnungen auf das Posener Rabbinat hatten sich nicht verwirklicht[2]), er war entschlossen, nach Prag zurückzukehren, seine Habseligkeiten hatte er bereits vorausgeschickt, die nächste Post sollte ihn in die Nähe der Seinen bringen, als ihn die Botschaft traf, daß Prag von einer Katastrophe heimgesucht worden sei, seine Gattin, seine Schwester und seine Enkel zum Campiren auf freiem Felde gezwungen waren. Am 2. August 1713 war der erste Fall der verheerenden Pest ausgebrochen, die bis Ende März 1714 wüthete und 20000 Menschen in Prag allein dahinraffen sollte[3]).

---

[1]) Ueber seine Abstammung vgl. **Kaufmann**, die letzte Erstürmung Ofens p. 23 ff.

[2]) **Perles**, Geschichte der Juden in Posen p. 79, **Brann** a. a. O. 233.

[3]) R. Naftalis Mittheilungen sind eine Bestätigung dafür, daß nicht erst am 22. August, sondern früher bereits die Pest — הרעש הגדול — in Prag ausbrach. Wohl berichtet **Hammerschmid** im Prodromus f. 676: 1713 à 22 Augusti, usque ad annum 1714 ultimum Martii, Pragae dira pestis grassatur et e vivis sustulit ad

Aber in der Nacht, die sich da plötzlich um seine Augen gelegt hatte, sah R. Naftali doch klar genug, daß hier vor Allem eine offene und entschiedene Absage ihn von der Verbindung mit dem Irreführer trennen müsse, und so fand er in der Erschütterung und Verzweiflung seiner Seele noch die Fassung, wie durch ein Sündenbekenntniß vor dem heldenhaften Glaubenseiferer in Amsterdam sich zu reinigen und sein Herz auszuschütten. In der traurigen Seelenverfassung vom 27. August 1713, da er über alle Schicksale seines leidenreichen Lebens von Neuem eine Heerschau zu halten veranlaßt worden war, in der man einen Stärkeren selbst, als er war, keiner klaren Gedanken hätte fähig halten mögen, schrieb er den ersten Brief[1]) an den von ihm so hoch gewertheten, auch durch Bande der Verwandtschaft[2]) ihm nahestehenden R. Zebi Aschkenasi. Es war eine wirkliche Befreiung und Läuterung, was da im Gemüthe R. Naftali's vorging. Zerknirscht und gebrochen, von der furchtbaren Klarheit, mit der ihm da plötzlich seine Schuld aufging, bis ins Innerste bloßgestellt und reuevoll beschämt, hatte er jede Regung der Eigenliebe und Selbstbeschwichtigung ausgestoßen, erfüllt von dem Bewußtsein, daß es nur Eine Ueberwindung von Fehlern und Vergehen giebt, sie offen zu bekennen und innerlich sich davon loszusagen. Wie ein Feuerstrom brachen die Worte aus ihm hervor; der Brief, den er schrieb, wurde ein Spiegel der Vorgänge, die seit zwei Jahren sich abgespielt hatten. Er war

---

20,000 hominum. Wie mir Herr Rabb. Dr. J. Fischer mittheilt, findet sich in cod. 765 des Prager Stadtarchivs die ausdrückliche Angabe, daß der erste Pestfall am 2. August sich ereignet habe und die ersten Maßnahmen gegen die Seuche bereits am 8. getroffen wurden.

[1]) Ich entnehme den Wortlaut der Briefe R. Naftali's einer alle Briefe und Streitschriften, die im Kampfe gegen Chajjun gewechselt wurden, enthaltenden Handschrift in meinem Besitze.

[2]) Die Beziehung der beiden Familien beruht darauf, daß R. Arjeh Loeb, der Sohn R. Sauls, der Enkel Rabbi Heschels, von R. Zebi zu seinem Schwiegersohne ausersehen wurde. R. Arje Löb, den R. Naftali in seinen Briefen an R. Zebi stets besonders begrüßt, war ein Vetter Jehuda Loeb's, des früh verstorbenen Schwiegersohnes R. Naftali Cohens. Vgl. Emdens מגלת ספר ed. D. Kohn p. 65 ff.

irre geführt worden, von Vorurtheil und äußerem Schein bestochen und geblendet, er hatte unbedacht und unbedenklich seine Approbation und seinen Nameu ausgeliefert, aber das unheilvolle Buch, mit dem er jetzt sich unlösbar verkettet sah, war ihm nicht vorgelegt worden, von der Anlage und Einrichtung der zwei Commentare hatte er keine Ahnung gehabt, das Stück, in dem er den Kern des Buches vermuthet hatte, war ihm unverfänglich und der Billigung werth erschienen[1]). Allein seine ursprüngliche Freundschaft zu dem Irrlehrer sollte die Maßregeln wider ihn keinen Augenblick aufhalten oder mildern. Rücksichtslos wie gegen sich selber wüthend, war R. Naftali vom ersten Augenblicke, da die volle Erkenntniß seines Fehlers über ihn gekommen war, zu den härtesten Strafen gegen Chajjun und seine Bücher entschlossen, mochte er auch jede dieser Maßnahmen durch die unselige Beziehung, in die er selbst und sein Name zu ihm gerathen war, wie einen Schnitt ins eigene Fleisch empfinden. Das, was R. Zebi Aschkenasi aus dem seine Zustimmung verkündenden Buche ihm vorgelegt hatte, war nie vorher ihm unter die Augen gekommen, die in der Heftigkeit seines Entsetzens jetzt eine plötzliche Nacht zu verfinstern schien. Verzweiflungsvoll raufte er sich das Haar, wie sollte er die Schande überleben, seinen Namen einem Buche geliehen zu haben, das an den Augapfel des Judenthums, an die Einheit und Reinheit seines Gottesbegriffes, mit frechem Muthe rührte. Vernichtung dieses Lügenwerkes, das war das Einzige, wonach jetzt seine Seele dürstete. Keine Deutelei und Ausflucht, keine Erklärung und Beschönigung des sabbatianischen Sendboten sollte angenommen werden. Das Einzige, was R. Naftali rathen konnte, war die unnachsichtige Verbrennung aller Exemplare des Lügenbuches, das R. Zebi mit Stumpf und Stil auszurotten fortan sich sollte angelegen sein lassen.

Die Absicht, nach Prag zu reisen, war jetzt aufgegeben, R. Naftali's Denken fortan allein von dem Kampfe gegen Chajjun eingenommen. War doch Dank der Entschlossenheit und dem Feldherrnblick R. Zebi's wie seines treuen Knappen

---

[1]) Von einer „Unwahrheit" R. Naftali's (Graetz a. a. O. LXXXIII) darf daher nicht gesprochen werden.

R. Mose Chages der Krieg gegen die sabbatianische Schilderhebung auf der ganzen Linie entbrannt und besonders in Leon Brieli, dem Rabbiner von Mantua, ein Bundesgenosse gegen Chajjun erstanden, der allein ein Heer aufwog. Salomo Aelyon's und der sefardischen Gemeinde Amsterdam schwächliche Vertheidigung Chajjun's mußte dem in so großem Stile geleiteten Angriffe von vornherein unterliegen. Kaum hatte R. Naftali seine Fassung zurückgewonnen und sich soweit gesammelt, um in die ihm von R. Zebi zugeschickte Gegenerklärung Chajjun's und Aelyon's Einsicht zu nehmen, als er kurz nach dem ersten Briefe bereits, am 13. September 1713, die Vertheidigung in einem neuen Briefe an R. Zebi zerfaserte und zu neuen Vorschlägen gegen den Schadenstifter sich aufraffte. Ihm war es unfaßbar, daß ein Rabbiner wie Aelyon jetzt, nachdem die Schuld des Buches vor den Augen aller Welt bloßgelegt war, sich noch dazu hergeben konnte, dem Betrüger Heeresfolge zu leisten. Die Ausrede, daß in dem Buche nur die alten, längst bekannten Wendungen des Sohar wiederholt seien, könne keinen Augenblick verfangen. Die Gefahr der hier vorgetragenen Irrlehren, die gegen die heiligste Grundwahrheit des Judenthums, die Einheit Gottes, verstießen, sei um so größer, als sie nach außen, wenn der Blick eines nichtjüdischen Kenners auf dieses Buch fiele, Mißverständnisse und Verleumdungen zu wecken, nach innen aber die noch unter der Asche glimmenden sabbatianischen Ketzereien zur Flamme anzufachen gar wohl geeignet wären. Wie er immer auch frech von der Ueberlieferung der Talmude und der maßgebendsten Erklärer sich freimachen und gegen den Wortlaut der Mischna Chagiga II, 1 sich sperren wolle, ihn belastet wie ein Fluch ihr Ausspruch, daß für den, der die Ehre seines Schöpfers nicht schont, es besser gewesen wäre, wenn er niemals zur Welt gekommen sein würde. Darüber dürfe sich aber Niemand wundern, wenn er, R. Naftali, aus der Ferne und ungerufen zum Richter in dem zunächst die Gemeinde Amsterdam zerklüftenden Streite sich aufgeworfen habe. Ihn treibe unaufhaltsam und unwiderstehlich der Eifer für die Sache Gottes, die Niemand heißer und angelegentlicher verfechten könne als er, den das Verhängniß selber zum Kampfe gegen Chajjun geweiht und vorherbestimmt habe. Niemand

wie er, dessen Name Viele verleiten und irreführen könne, habe die Verpflichtung, die Stimme zu erheben und seinen Warnungsruf gegen den Irrlehrer hinausdringen zu lassen. Er sieht sich daher veranlaßt, in den Vorschlägen strafender Maßnahmen fortzufahren und mit den Männern, die den Glaubenskampf eröffnet haben, im Einverständniß Buch und Urheber mit dem Banne zu belegen, der nicht eher gelöst werden solle, als bis der Schadenstifter unzweifelhafte Zeichen seiner wahren Reue uud Bekehrung an den Tag gelegt haben würde. Die Exemplare des unseligen Buches sollten eingezogen werden und nur mit Rücksicht auf das etwa doch darin vorhandene Unverfängliche und Richtige der Verurtheilung zum Feuertode entgehen. Der Bann aber solle in allen Ländern verbreitet werden, um diejenigen, die bereits im Besitze dieses Buches sich befinden, zur Beseitigung desselben zu veranlassen, widrigenfalls sie selber dem über den Urheber verhängten Banne mit verfallen sein sollten.

Wenn es R. Naftali jemals zu schneidendem Bewußtsein gekommen ist, daß er ein stiller Mann geworden war, den das Schicksal seiner Güter und seines rabbinischen Amtes an der Spitze mächtiger und angesehener Gemeinden beraubt hatte, so mußte es jetzt im Kampfe gegen Chajjun der Fall sein. Offen bekennt er im dritten Briefe[1]) an R. Zebi vom 18. October 1713, wie ohnmächtig er sich jetzt vorkomme und zu welch strengen Maßnahmen gegen den Volksverderber er sich aufgerafft haben würde, wenn ihm jetzt wie vormals die Kraft dazu verliehen geblieben wäre. Er war jetzt selber nur ein Geduldeter, ein Gast und Schützling der Gemeinde Breslau, aber die Unterstützung des hier vor Allem mächtigen Münzlieferanten Lazarus Pösing[2]) verlieh ihm doch ein unbedingtes Ansehen und leitenden Einfluß. Als daher die Nachrichten aus Nikolsburg, der führenden Gemeinde Mährens, dem Sitze des Landesrabbinates, und selbst aus dem benachbarten Lissa eintrafen, daß man von der Androhung zur Verhängung des Bannes bereits übergegangen war, wollte auch

---

[1]) Ich theile unter Nr. III und IV den Brief mit, der zum Zwecke der Verbreitung gekürzt wurde.

[2]) Brann in Graetz-Jubelschrift p. 238 f.

R. Naftali nicht zurückbleiben. Die angesehensten und durch talmudische Gelehrsamkeit weithin gekannten Mitglieder des Rabbinates und der Gemeinde Nikolsburg hatten unter dem Einflusse ihres Führers, des mährischen Landesrabbiners, des mit R. Naftali verschwägerten R. Gabriel Eskeles, feierlich über Chajjun den Bann verhängt. Dieselbe Maßregel war von dreißig durch ihre Kenntnisse hervorragenden Männern der Gemeinde Lissa ergriffen worden. R. Naftali erkannte jetzt, daß es eine Schwäche von ihm war, in seinem letzten Briefe die Möglichkeit unschädlicher und der Schonung werther Stellen in Chajjun's Buche in's Auge gefaßt zu haben. Die Unterstützung, die er gefunden hatte, schien ihn in der Ueberzeugung von der absoluten Verdammungswürdigkeit des Mannes und seiner Schriftstellerei bestärkt zu haben. Jeder, der zu Chajjun zu halten sich nicht entblödete, mußte offenbar zu der sabbatianischen Rotte gehören, die vordem im heiligen Lande ihr Unwesen getrieben hatte und nunmehr wieder kühn genug gewesen war, dem Abfall auch in anderen Ländern einen Anhang zu werben, zu den Verblendeten, die das Bildniß Sabbatai Zebi's bei sich trugen[1]), um es unter trunkenen Gesängen und Gebeten zu küssen und zu verherrlichen. Daher bleibe die einzig richtige Strafe gegen diesen Irreführer die Verbrennung seines Buches und die Verhängung des schweren Bannes über ihn selber, von dem er nicht eher sich sollte befreien können, als bis er reumüthig und willig zu dem offen zu übenden Bußwerke sich verstehen würde, das fünf spruchbefugte Rabbiner in Israel ihm auferlegen sollten. Um fünf bestimmender Beweggründe willen, um des göttlichen

---

[1]) Daß die Auffassung, Chajjun's Buch suche den Glauben an Sabbatai Zebi zu beleben, allgemein war, bezeugt Schudt, Jüd. Merckwürdigkeiten II, * 46: „Doch waren einige so verblendet, daß sie als noch auff ihn hofften; und noch voriges Jahr An. 1713 hat zu Amsterdam ein Jüd ein Buch Hebräisch in 4. mit einem hohen tunckeln Stylo geschrieben ediret / darinn er beweissen wollen / Sabbatai Sevi lebe noch und seye der rechte Messias, das Buch ist aber nicht nur in Amsterdam, sondern auch hier zu Franckfurt / dahin es zur Censur geschickt / von den Juden als irrig verworffen und bey dem Bann verbotten worden. Gemeint ist, Chajjun s. ib. 383.



Namens, um seiner heiligen Lehre, um der unabsehbaren Kette heiliger Ahnen, um der vor Fallstrick und Verführung zu rettenden Gemeinschaft Israels wie um seiner eigenen im Studium des Gesetzes erworbenen Würde willen sieht R. Naftali sich gedrängt, von Worten zu Handlungen überzugehen und, dem Beispiel seiner Vorgänger folgend, mit der Verhängung des Bannes über Chajjun nicht länger zurückzuhalten, gleich dem Erzvater Jakob nach dem Worte des Midrasch, wie mit der Kraft von fünf Amuleten zum Siege über den bösen Feind ausgerüstet. Ihn könne Niemand des Parteiinteresses und der Liebedienerei gegen irgend jemand bezichtigen. Ohne Amt, in voller Unabhängigkeit, keinerlei Einflusse zugänglich, stehe er gleichsam außer der Gemeinschaft der Lebenden, in seinen Handlungen Niemand zu Dank und Niemand zu Willen, lediglich von seinem Eifer für die Sache Gottes bestimmt und geleitet.

Wenn ihn noch Etwas davon zurückhielt, seinen Entschluß sofort in die That zu übersetzen, so war es der Contrast, in dem ihm das aus zusammengewürfelten und gleich ihm nur zufälligen Elementen gebildete Breslau zu einer erbeingesessenen und weithin gefeierten Gemeinde wie Nikolsburg zu stehen schien. Würde die Zustimmung dieses kleinen Gemeinwesens mit seinem verschwindenden Nachhalle, dem schwächlichen Echo mächtiger Stimmen, nicht eher den Eindruck der Lächerlichkeit hervorrufen? Er dachte daher eine Weile lieber daran, eine angesehene Gemeinde in der Nähe zum Sturmlaufe gegen Chajjun aufzufordern und damit einen maßgebenden Factor ins Treffen zu führen. Glogau war durch die große Zahl der in seiner Mitte dem Gesetzesstudium gewidmeten Mitglieder zu dieser Rolle vor Allem berufen. Dahin glaubte denn auch R. Naftali sich wenden zu sollen, zumal der ihm verwandte greise Rabbiner Jehuda Loeb b. Mose[1]) sein Leidensgefährte war und seine Approbation vollends beiden Büchern Chajjun's vorangestellt sehen mußte. Ihm wollte er denn den Briefwechsel mit Amsterdam, die handschriftlichen wie die mittlerweile gedruckt erschienenen Erklärungen aus dem Kampfe mit Chajjun einsenden, um ihn

[1]) J. Chr. Wolf, Bibl. Hebr. III, 330.

sammt seiner schwer ins Gewicht fallenden Gemeinde zum Anschluß an die Aechtung des Verführers zu bewegen. Sobald die Nachricht von der auch in Glogau vollzogenen Verhängung des Bannes über Chajjun eintreffen würde, wolle er sie unverzüglich R. Zebi zur Kenntniß bringen.

Es muß aber sogleich ein Umstand eingetreten sein, der R. Naftali's Bedenklichkeiten in Betreff der Unansehnlichkeit seiner jetzigen Heimathsgemeinde besiegte. Hinter Glogau und Lissa durfte auch Breslau nicht zurückbleiben. Vielleicht schien es ihm einer Mißdeutung ausgesetzt, wenn sein Eifer nicht auch durch offene Bethätigung sich aussprach. So ward aus dem Zögerer ein Stürmer, der nicht eine Woche länger säumen zu dürfen meinte, sondern am nächsten Sonnabend bereits zur That überging.

Am 20. October 1713, d. i. am Sonnabend darauf, sollte denn also auch die Gemeinde Breslau ihre feierliche Lossagung von Chajjun und seinem Anhange durch den öffentlich verkündeten Bann an den Tag legen. In die Synagoge des ihm so anhänglichen Münzlieferanten Lazarus Zacharias oder Pösing[1]) lud R. Naftali die Versammlung, die im Einvernehmen mit ihm den schweren Bann über den Sabbatianer verhängen sollte. Fünfzehn Männer von Namen und Ansehen war es ihm selbst in dem von ihm ursprünglich als zu klein verworfenen Breslau zusammenzubringen gelungen, die unbedenklich diesem wichtigen Akte beigezogen werden konnten. Aber auch außer den Geladenen war eine zahlreiche Versammlung herbeigeströmt, um des zu dieser Zeit noch mit dem ganzen Düster eines furchtbaren Ereignisses umgebenen Momentes Zeuge zu werden, in dem R. Naftali nach einer dem Wochenabschnitte Noah entnommenen Predigt den Bann gegen Chajjun und Jeden, der sich der Anhängerschaft an ihn schuldig machen würde, zu schleudern unternahm.

Am 1. November 1713 sehen wir ihn in einem weiteren Briefe[2]) diese Thatsache von Neuem nach Amsterdam berichten, da R. Zebi ungeduldig geworden war und über das Ausbleiben der Antwort auf seine zwei letzten Briefe Klage führte.

---

[1]) Brann a. a. O. 233 n. 1.

[2]) S. Nr. VII.

R. Naftali hatte dagegen wiederum vergebens darauf gewartet, seine ersten Zuschriften mit den übrigen Aktenstücken des Streites gegen Chajjun bereits gedruckt zu sehen und zur Versendung an Gemeinden und Einzelne in einer Anzahl von Exemplaren zugeschickt zu erhalten. Besonders hatte er Gewicht darauf gelegt, daß den Sefardim, deren Unterstützung Chajjun's R. Naftali einfach unbegreiflich erschien, ehestens in die offene Darlegung seiner Schwindeleien Einsicht verliehen werde. Der Kampf gegen den Volksverderber hatte den Alpdruck von seiner Brust genommen. Nicht ohne ein Gefühl inniger Dankbarkeit konnte er daher an R. Zebi denken, der durch die rechtzeitige Erkennung der Gefahr ein wahres Rettungswerk geleistet hatte.

Die Schrift Chajjun's, die ihm jetzt erst in ihrer wahren Gestalt vorgelegt wurde, schien ihm noch Alles, was R. Zebi und sein treuer Waffenträger, R. Mose Chages, berichtet hatten, weit hinter sich zu lassen. Entsetzt ob all der Irrlehren, eilt er, seinem Freunde und Schicksalsgenossen R. Gabriel Eskeles in Nikolsburg, dessen Namen Chajjun nicht minder mißbraucht hatte, sein Herz auszuschütten. Die Ketzereien dieses Buches überträfen Alles, was jemals in der Geschichte jüdischer Sektirerei sich ans Licht gewagt habe, der Kampf dagegen sei daher die Sache eines jeden gläubigen Mannes in Israel, den Gesetzeskundigen und Rabbinern vollends von Glaubenswegen unabweisliche Pflicht. Die lapidare Erklärung, von der R. Naftali am 1. December 1713 R. Zebi eine Abschrift sendet, erschien Chages so bedeutungsvoll, daß er für deren schleunige und allgemeine Verbreitung Sorge zu tragen sofort sich angelegen sein ließ.

Mittlerweile waren die ersten Briefe R. Naftali's in Amsterdam erschienen und vor Allem Chajjun selber unter die Augen gekommen, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als in öffentlichem Proteste Alles, was darin enthalten war, zu leugnen und zu verhöhnen. R. Naftali war in guter Gesellschaft, war doch Chajjun mit der Lauge seines Spottes über Männer wie R. Gabriel Eskeles und R. Leon Brieli hergefallen. Aus dem einst urbanen Manne, so lästerte Chajjun gegen R. Naftali, sei ein Dörfner, ein Tölpel geworden. Wenn das freche Wort einen Rückgang an Wissen, ein Sinken

an geistiger Bedeutung hatte hervorheben wollen, so konnte es leicht von der Brust des Mannes zurückprallen, der sich noch als Greis dessen bewußt sein durfte, daß er den Talmud und alle Quellen der Halacha noch geläufig im Kopfe und auf der Zunge trug. Aber er nahm es auf, um es gleichsam als Ehrenzeichen sich an die Brust zu heften. Einen Dörfner hatten die Rabbinen (Berachoth f. 58b) auch den Propheten Ezechiel genannt. Mit dem Seher, der Einen Gott, Eine Lehre und Einen Priester verkündet hat, wolle auch er ein Dorfbewohner sein, der jede Gemeinschaft mit dem Gottesleugner und Irreführer weit weg von sich weise. Die Aeußerungen in den früheren Briefen, die der schwer getroffene Schadenstifter nicht anders zu widerlegen wußte, als daß er sie sammt und sonders der Lüge zieh, sehen wir R. Naftali von Neuem auf das Feierlichste von Wort zu Wort aufrechterhalten und bekräftigen. Weit entfernt, einer Uebertreibung sich etwa schuldig gemacht zu haben, habe er vielmehr nur den kleinsten Theil der gotteslästerlichen Reden wiedergegeben, mit denen Chajjun marktschreierisch um sich geworfen hatte. Wenn Chajjun R. Naftali's Zeugniß in Betreff der Amulete dadurch abzuschwächen versuchte, daß er ihn an seine eigene kabbalistische Thätigkeit erinnerte, so schleuderte er jetzt ihm die Erklärung entgegen, daß er durch die Einsicht in seine betrügerischen Producte sich die Ueberzeugung verschafft habe, wie nicht Geheimlehre, sondern sträfliches Blendwerk, verbotener Hexenspuk in dem System von Tintenklecksen und Planetenzeichen vorliege, die er als heilkräftige fromme Amulete auszugeben sich erfrecht habe, die aber von dem im Jahre 1549 in Jerusalem schreibenden Josef Ibn Sajjach längst als niedriger Betrug aufgedeckt worden seien[1]). Daß es dabei nur auf gemeinsame Habsucht hinauslaufe, habe ihm Chajjun einst, als er ob dieser Lügenwerke von ihm zu Rede gestellt worden sei, selber mit den Worten gestanden, daß es sich hierbei nicht um Irreligiosität, sondern nur um Gelderwerb handle. Sein Gespräch mit ihm über diesen Gegenstand habe sich übrigens nur auf diejenigen Fälle bezogen, in denen solche

---

[1]) S. Ch. J. D. Asulai שם הגדולים ed. Benjacob I, 82.

Heilsuggestionen zur Rettung eines Menschenlebens erforderlich werden können.

Alle diese ohnmächtigen Versuche, die Wahrheit zu leugnen, seien übrigens jetzt, nachdem allerorten der Bann über ihn verhängt worden sei, so zwecklos und durch sich selbst gerichtet, wie die Lästerungen, die er gegen einen so engelgleich verehrungswürdigen Mann wie R. Gabriel Eskeles geschleudert habe. Sein eitles Bramarbasiren sei jetzt, wo die Rabbiner des Orients, die ihn doch am Genauesten kennen mußten, den Bann über ihn ausgesprochen haben, windiges Gethue. Jetzt sei es überdies auch durch Zeugnisse aus seiner Heimath erhärtet, daß er zu allen Zeiten ein frivoler Betrüger gewesen sei, dem Gaukelei und Zauberspiel stets über ernstes Studium und frommen Wandel gegangen ist. Zuletzt hatte ein frommer Jerusalemer, der mit Chajjun in Egypten zusammengetroffen war, von seiner Entlarvung berichtet. Als Gast des in Egypten mächtigen und gefeierten Secharja Gatigno habe er mit dessen gelehrtem und frommem Klausrabbiner Israel Lubliner ein Zimmer getheilt, der des Nachts, durch beängstigende Laute und Pfiffe unausgesetzt gepeinigt und erschreckt, zu spät dessen inne geworden war, daß ihm ein betrügerischer Dämonenbeschwörer und Geisterjäger zum Schlafkameraden beigegeben worden war. Glücklich, durch den dämmernden Morgen von dieser Gesellschaft erlöst zu sein, theilte R. Israel seine Erlebnisse dem Hausherrn mit, der Chajjun mit Schimpf und Schande aus seinem Hause jagte.

Den sefardischen Anhängern Chajjun's gegenüber, die in Amsterdam seine schlechte Sache zu der ihren machen, hält R. Naftali den Bann aufrecht, den er auch auf die Drucker ausdehnt, die in der Folge sich dazu hergeben sollten, seine mit lästerlichen Anspielungen gespickten Schriften durch ihre Pressen zu führen. Die unverbesserliche Verlogenheit des Mannes zeige sich übrigens auch jetzt noch in seiner Kampfweise, da er sein kleines[1]) Schriftchen: „Das Geheimniß der Einheit“ irreführerisch an seine Freunde versende, als ob sich darum und nicht vielmehr um das von Ketzereien starrende größere Buch in dem so heftig entbrannten Kampfe handelte.

[1]) רזא דיחודא (Venedig 1711) 16⁰.

Im Eingange dieses Briefes, den R. Mose Chages am 9. Februar 1714 unverkürzt an R. Leon Brieli nach Mantua abschickte[1]), hatte R. Naftali seinem Schmerze darüber Ausdruck geliehen, daß R. Zebi ihm von seiner Absicht, Amsterdam zu verlassen, und gleich darauf in einem zweiten Briefe von deren Ausführung Mittheilung machen mußte. War schon die Thatsache, den großen Glaubenskämpfer den Schauplatz des Kampfes aufgeben zu sehen, für R. Naftali schmerzlich, so war die Ungewißheit, in der er über den Verbleib und das Schicksal des Freundes und seiner Familie von ihm gelassen wurde, vollends niederdrückend. Aber die Zuversicht hält ihn aufrecht, daß das Loos des Mannes, der so unerschrocken zur Heiligung des göttlichen Namens Haß und Verfolgung auf sich genommen, Stellung und Erwerb unbedenklich für die Sache des Glaubens und der Wahrheit hingeopfert hatte, sich rasch zum Besseren wenden müsse. Nur der Unsicherheit, in der er über seinen Aufenthalt gelassen wurde, möge er rasch ein Ende machen.

R. Zebi Aschkenasi hatte Amsterdam verlassen müssen, aber er konnte es in dem Bewußtsein thun, daß die Sache, für die er sein Lebensglück entschlossen in die Schanze geschlagen hatte, von ihm zu Sieg und Anerkennung geführt worden war. Mochte auch der Kampf in erbitterten Briefen und Protesten, Erklärungen und Gegenerklärungen, Tractaten nnd Büchern eine Zeit lang noch weiter wüthen, die böse Saat, deren Aufgehen so verderblich hätte werden können, war im Keime erstickt, die sabbatianische Propaganda in dem Augenblick lahm gelegt worden, da sie zu ihrem ersten Fluge sich anschickte. R. Zebi Aschkenasi mußte wie eine Schwalbe, der man ruchlos das Nest heruntergeschlagen, unstet von Ort zu Ort wandern, aber die Sache, der er sich zum Opfer gebracht hatte, ruhte sicher in treuen Händen. Es war nicht etwa ein Sieg Chajjun's, sondern nur ein Ruhmesblatt mehr in dem Kranze des Glaubensmuthes und der Opferfreudigkeit, der R. Zebi's Stirne umwindet, daß er, von den Segnungen aller Gut-

---

[1]) Ich theile unter Nr. VII und VIII denselben Brief R. Naftali's mit, um die Kürzungen zu zeigen, die man bei der Mittheilung und Verbreitung der einlaufenden Briefe sich erlaubte.

gesinnten begleitet, die Stätte seiner allezeit so ruhmbedeckten Wirksamkeit verließ.

R. Naftali sollte aber noch Gelegenheit werden, die Beziehungen zu dem so innig verehrten Manne, die für den Augenblick abgerissen schienen, zu befestigen und in Bande der Blutsverwandtschaft umzuwandeln. Die beiden Kämpen waren einander nicht umsonst so nahe gerückt: ihr Schicksal sollte sich nicht erfüllen, ohne daß sie ihre Familien dauernd verknüpft und ein sichtbares und währendes Zeichen ihres inneren Bundes aufgerichtet hatten.

Kaum ein Jahr hatte die Unterbrechung des Briefwechsels zwischen R. Naftali und R. Zebi gedauert, als sie in Breslau zusammengeführt wurden. Ueber London, Emden, Hannover, Halberstadt und Berlin war R. Zebi Aschkenasi auf der Wanderung nach Polen mit seiner Familie in Breslau eingetroffen[1]. R. Naftali mochte es nicht mehr erwartet haben, in diesem Leben des Mannes ansichtig zu werden, mit dem ihn, nachdem er ihn längst lieben und verehren gelernt hatte, auch noch Bundes- und Kampfesgenossenschaft zuletzt verknüpfte. Jetzt stellte ihm das Schicksal ihn auch noch als Leidensgefährten gegenüber, nach einem Leben voll Arbeit und Ehre heimathlos, schiffbrüchig, ein Zugvogel wie er selbst. Ausgewurzelt von der Stelle, in die er so tief und für immer hineingewachsen war, wie vom Sturme aufgehoben und aus der Umgebung gerissen, deren stolzer Mittelpunkt er gewesen, mußte R. Zebi den Greis, der ihn sehnsüchtig in die Arme schloß, an sein eigenes Geschick und an den Unstern erinnern, der über seinem Leben gestanden hatte.

In der Familie des flüchtigen, aber innerlich so felsenfesten Mannes war ein Jüngling mit nach Breslau gekommen, der Sohn und Augapfel R. Zebi Aschkenasi's, an dem von der ersten Begegnung ab der Blick und die Liebe R. Naftali Cohen's haften blieb. Die reichsten Familien hatten verlangend nach dem Sohne R. Zebi's ausgeblickt, um des Glückes einer Verbindung mit seinem Hause theilhaftig zu werden. R. Naftali Cohen selber hatte den Auftrag, für einen der angesehensten und begütertsten Männer von Wilna

[1] Vgl. Emdens מגלת ספר p. 37—8.

den jungen Jakob, der nachmals unter dem Namen R. Jakob Emden mit dem Vater an Ruhm fast wetteifern konnte, als Schwiegersohn zu erwählen. Seit er aber seiner ansichtig geworden war, stand der Entschluß in ihm unverrückbar fest, den so viel verheißenden Jüngling an sein eigenes Haus zu knüpfen[1]. 1716 ward die Feier der Hochzeit Jakobs mit Rachel, der Tochter R. Jakob Mordechai's, des Rabbiners von Ungarisch-Brod, der Enkelin R. Naftali Cohen's, in Breslau begangen. Kaleb Feiwel Pösing, d. i. Philipp Lazarus Hirschel, der Münzlieferant, in dessen Synagoge[2] der Bann über Chajjun ausgesprochen wurde, fungirte als Beistand des Bräutigams[3].

In die Seele des Jünglings, in dessen Ehebunde die Herzensverwandtschaft der beiden großen Kämpen aus dem Streite gegen Chajjun sich verkörperte, fiel in jenen Tagen ein Saatkorn, das nachmals in ungeahnter Weise aufgehen sollte. Er hatte den Vater und den neuen Großvater hier vor seinem Weggange von Breslau zum letzten Male gesehen, aber ihr Bild lebte unauslöschlich in seinem Gemüthe, um in der Stunde der Entscheidung vor ihm aufzutauchen und zu einem Streiter für die Sache des reinen und Einen Gottes ihn zu weihen, der, noch über die Väter hinauswachsend, das Uebel bis an den Ursprung verfolgte und im Kampfe gegen die Auswüchse und Uebergriffe der Kabbala nicht eher stehen blieb, als bis er an die durchgängige Heiligkeit und ungetheilte Echtheit der Sohar rührte und so die Axt an die Wurzel des Giftbaumes legte. Mag auch die eigene Ueberzeugung des Mannes nachmals die Jagd auf den überall gewitterten Sabbatianismus zur eigentlichen, mit Manie ergriffenen Aufgabe seines Lebens erhoben haben, die Wurzeln dieser Leidenschaft reichen jedenfalls in den Boden angeerbter Instinkte, eingefleischter Ueberlieferung hinunter.

[1] Ib. p. 39.

[2] Vgl. M. Brann, Jüdischer Volks- und Hauskalender für 1899 p. 4 n. 47—8.

[3] Vgl. Kaufmann, Monatsschrift 41, 365 f. Die Grabschrift des bei der Explosion des Pulverthurms zu Breslau in der Frühe des 21. Juni 1749 getödteten Mannes hat nach dem künstlerisch verzierten Grabdenkmal in Dyhrnfurth Brann a. a. O. 98 veröffentlicht. Die 4. Zeile muß lauten: יומם יצוה חסדו (לרנא) [לדכא] לב ולנפ' אומלל'.

gesinnten begleitet, die Stätte seiner allezeit so ruhmbedeckten Wirksamkeit verließ.

R. Naftali sollte aber noch Gelegenheit werden, die Beziehungen zu dem so innig verehrten Manne, die für den Augenblick abgerissen schienen, zu befestigen und in Bande der Blutsverwandtschaft umzuwandeln. Die beiden Kämpen waren einander nicht umsonst so nahe gerückt; ihr Schicksal sollte sich nicht erfüllen, ohne daß sie ihre Familien dauernd verknüpft und ein sichtbares und währendes Zeichen ihres inneren Bundes aufgerichtet hatten.

Kaum ein Jahr hatte die Unterbrechung des Briefwechsels zwischen R. Naftali und R. Zebi gedauert, als sie in Breslau zusammengeführt wurden. Ueber London, Emden, Hannover, Halberstadt und Berlin war R. Zebi Aschkenasi auf der Wanderung nach Polen mit seiner Familie in Breslau eingetroffen[1]). R. Naftali mochte es nicht mehr erwartet haben, in diesem Leben des Mannes ansichtig zu werden, mit dem ihn, nachdem er ihn längst lieben und verehren gelernt hatte, auch noch Bundes- und Kampfesgenossenschaft zuletzt verknüpfte. Jetzt stellte ihm das Schicksal ihn auch noch als Leidensgefährten gegenüber, nach einem Leben voll Arbeit und Ehre heimathlos, schiffbrüchig, ein Zugvogel wie er selbst. Ausgewurzelt von der Stelle, in die er so tief und für immer hineingewachsen war, wie vom Sturme aufgehoben und aus der Umgebung gerissen, deren stolzer Mittelpunkt er gewesen, mußte R. Zebi den Greis, der ihn sehnsüchtig in die Arme schloß, an sein eigenes Geschick und an den Unstern erinnern, der über seinem Leben gestanden hatte.

In der Familie des flüchtigen, aber innerlich so felsenfesten Mannes war ein Jüngling mit nach Breslau gekommen, der Sohn und Augapfel R. Zebi Aschkenasi's, an dem von der ersten Begegnung ab der Blick und die Liebe R. Naftali Cohen's haften blieb. Die reichsten Familien hatten verlangend nach dem Sohne R. Zebi's ausgeblickt, um des Glückes einer Verbindung mit seinem Hause theilhaftig zu werden. R. Naftali Cohen selber hatte den Auftrag, für einen der angesehensten und begütertsten Männer von Wilna

---

[1]) Vgl. Emdens מגלת ספר p. 37—8.

den jungen Jakob, der nachmals unter dem Namen R. Jakob Emden mit dem Vater an Ruhm fast wetteifern konnte, als Schwiegersohn zu erwählen. Seit er aber seiner ansichtig geworden war, stand der Entschluß in ihm unverrückbar fest, den so viel verheißenden Jüngling an sein eigenes Haus zu knüpfen[1]. 1716 ward die Feier der Hochzeit Jakobs mit Rachel, der Tochter R. Jakob Mordechai's, des Rabbiners von Ungarisch-Brod, der Enkelin R. Naftali Cohen's, in Breslau begangen. Kaleb Feiwel Pösing, d. i. Philipp Lazarus Hirschel, der Münzlieferant, in dessen Synagoge[2] der Bann über Chajjun ausgesprochen wurde, fungirte als Beistand des Bräutigams[3].

In die Seele des Jünglings, in dessen Ehebunde die Herzensverwandtschaft der beiden großen Kämpen aus dem Streite gegen Chajjun sich verkörperte, fiel in jenen Tagen ein Saatkorn, das nachmals in ungeahnter Weise aufgehen sollte. Er hatte den Vater und den neuen Großvater hier vor seinem Weggange von Breslau zum letzten Male gesehen, aber ihr Bild lebte unauslöschlich in seinem Gemüthe, um in der Stunde der Entscheidung vor ihm aufzutauchen und zu einem Streiter für die Sache des reinen und Einen Gottes ihn zu weihen, der, noch über die Väter hinauswachsend, das Uebel bis an den Ursprung verfolgte und im Kampfe gegen die Auswüchse und Uebergriffe der Kabbala nicht eher stehen blieb, als bis er an die durchgängige Heiligkeit und ungetheilte Echtheit der Sohar rührte und so die Axt an die Wurzel des Giftbaumes legte. Mag auch die eigene Ueberzeugung des Mannes nachmals die Jagd auf den überall gewitterten Sabbatianismus zur eigentlichen, mit Manie ergriffenen Aufgabe seines Lebens erhoben haben, die Wurzeln dieser Leidenschaft reichen jedenfalls in den Boden angeerbter Instinkte, eingefleischter Ueberlieferung hinunter.

[1] Ib. p. 39.

[2] Vgl. M. Brann, Jüdischer Volks- und Hauskalender für 1899 p. 4 n. 47—8.

[3] Vgl. Kaufmann, Monatsschrift 41, 365 f. Die Grabschrift des bei der Explosion des Pulverthurms zu Breslau in der Frühe des 21. Juni 1749 getödteten Mannes hat nach dem künstlerisch verzierten Grabdenkmal in Dyhrnfurth Brann a. a. O. 98 veröffentlicht. Die 4. Zeile muß lauten: יומם יצוה חסדו (לרנא) [לדכא] לב ולנפ' אומלל'.

Aus Salomon Munk's nachgelassenen Briefen.

Von

M. Brann.

In den Landschaften östlich von der Elbe ist innerhalb des deutschen Reiches Glogau sehr wahrscheinlich die einzige Stadt, in welcher Juden seit länger als sechs Jahrhunderten [1]) ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag ansässig gewesen sind. Selbst als durch wiederholte Fürstentagsbeschlüsse die Juden aus ganz Schlesien vertrieben[2]) wurden, gelang es einem reichen jüdischen Handelsherrn, für sich und seine beiden Schwägerinnen und ihre gesammte Klientel nicht nur das Wohnrecht zu behalten, sondern auch weitere außerordentliche Vergünstigungen zu erwerben. Dazu gehörte das Recht, überall in Schlesien „an Ort und Enden, Städten, Märkten oder Flecken nach Erforderung der Gelegenheit und Nothdurft mit Weibern, Kindern und Gesindern" zu wohnen und mit beliebigen Waaren Handel und Wandel zu treiben, die Zusicherung, mit Zöllen nur in gleichem Umfange wie die übrigen Landesbewohner beschwert zu werden, und vor Allem die Befugniß, alle Religionsgebräuche in der Stille frei ausüben zu dürfen[3]).

---

[1]) Vgl. Brann, Gesch. d. Juden in Schlesien, S. 16. 26 u. Anh., S. I ff. — [2]) Vgl. Brann, Geschichte d. Landrabbinats in Schlesien, S. 3. 5 u. 6. — [3]) Die auf Pergament geschriebene, in rothem Sammetband prächtig ausgestattete Original-Konfirmation dieser Privilegien vom Jahre 1708 enthält HS 99 der Breslauer Seminar-Bibliothek

Wenn nun auch bis zum Anbruch der Neuzeit, welche den preußischen Juden die bürgerliche Gleichberechtigung brachte, der urkundliche Nachweis des genealogischen Zusammenhangs mit den so hoch begnadeten Glaubensgenossen die unentbehrliche Vorbedingung für die Theilnahme an der Ausübung der ausgedehnten Vorrechte, deren sich die Mitglieder der Gemeinde erfreuten, geblieben ist, so ging es doch durchaus mit rechten Dingen zu, daß der Kreis der berechtigten Theilnehmer sich stetig erweiterte. Schon im 17. Jahrhundert wurden die „Benedictiner Juden", wie sie nach ihrem Stammvater Israel Benedict häufig in den Akten benannt wurden, auf etliche Hundert geschätzt. Eine wirkliche Zählung verstanden sie nämlich stets unter allerlei Vorwänden zu hintertreiben. Und als zu Beginn der preußischen Herrschaft die Winkelzüge nichts mehr fruchteten, wiesen nicht weniger als 296 Hausväter mit mehr als 1300 Familienmitgliedern in kurzer Frist ihre Herkunft von Israel Benedict[1]) und seinen Schwägerinnen Kaiserin und Susanna unwiderleglich nach.

Jedenfalls erwuchs auf der Grundlage der neuen Verfassung schnell ein zahlreiches, starkes und selbstbewußtes Gemeinwesen. Die gegen den Neid und die Mißgunst der Zünfte, Zechen, Gilden und städtischen Behörden stets siegreich vertheidigte Sicherheit des Daseins erhöhte die Schaffensfreudigkeit jedes Einzelnen und erzeugte bei dem Durchschnitt der Hausväter einen gewissen behäbigen Wohlstand, der ihnen Zeit und Muße gönnte, ihren Sinn auf höhere Lebensgüter zu richten und den geistigen Strömungen der Zeit in einem gewissen Umfange mit Interesse und Verständniß zu folgen. Im 17. und 18. Jahrhundert beherrschte natürlich, so lange die hergebrachten Erziehungs- und Bildungsgrundsätze in ungebrochener Kraft bestanden, die persönliche Theilnahme an den nationalen Studien und die Sorge für deren Jünger unumschränkt die Geister und Gemüther der jüdischen Intelligenz. Damals galt Glogau im Gegensatz zu Breslau, dessen Judenschaft das stets wechselnde Bild einer aus Ost und West

---

[1]) **Berndt, Gesch. d. Juden in Glogau, S. 62 f. Von Israel Benedict allein stammten nicht weniger als 142 Familien im dritten bis siebenten Gliede ab.**



zu mehr oder minder kurzem Aufenthalt bunt zusammen gewürfelten Anzahl von Handelsleuten ohne jeden festen inneren Halt und Verband darbot, als eine „Stadt, groß vor dem Herrn und angefüllt mit Weisen und Schriftgelehrten“[1]), und Talmudmeister von Ruf und Ansehen rechneten es sich zur Ehre an, zum dortigen Rabbinat berufen zu werden. Und als in den Tagen Mendelssohns und seiner Schüler das Licht der Aufklärung sich allmählich unter den Juden verbreitete, fiel ein Strahl davon auch in die Glogauer Judenstadt. Mendelssohns hochdeutsche Pentateuchübersetzung fand sogleich bei ihrem Erscheinen einige Abnehmer, die sich sogar als solche öffentlich zu bekennen wagten, und noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging, suchten Knaben und Jünglinge in wachsender Anzahl die neuen Bildungsstätten[2]) in Berlin und Breslau[3]) auf, welche ihnen neue, seit Jahrhunderten von den deutschen Juden nicht mehr betretene Gebiete des Wissens erschlossen.

Reife Früchte dieses Wissensdranges erntete freilich erst das spätere Geschlecht. Während von den Zöglingen der Aufklärungszeit nur ein einziger Glogauer, der durch Selbstunterricht mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstete M. B. Friedenthal[4]) mit seinen umfangreichen theologisch-philosophischen Abhandlungen einen gewissen Einfluß auf die Erweiterung des Gesichtskreises der im Osten lebenden Glaubensgenossen gewann, erfreute sich die in den dreißiger und vierziger Jahren kraftvoll aufblühende jüdische Wissenschaft der thatkräftigen und erfolgreichen Mitarbeiterschaft der Glogauer Joseph Lehmann,

---

[1]) Vgl. die von Kaufmann mitgetheilten Briefe des R. Naftali ha-Cohen in Rev. d. Et. j. XXXVI (1898), S. 282 ff. — [2]) Daß die Kombination, es habe der Glogauer Rabbiner zu den drei polnischen Fanatikern gehört, die Wessely's Sendschreiben „Worte des Friedens und der Wahrheit“ in Sachen der Reform des Jugendunterrichts mit dem Banne bedrohten, (Graetz, Gesch. d. Juden XI, 456), hinfällig ist, hat bereits Güdemann (Monatsschrift für d. Gesch. u. Wissensch. d. Judenthums XIX, 480), nachgewiesen und Graetz selber (a. a. O. XX, 465 ff.) zugegeben. Nur möchte ich für den dritten, den Dajjan R. Elia b. Schabtai Chefez in Wilna (st. 1790) halten. (Vgl. Finn, S. 173). — [3]) Vgl. für Berlin d. Zeitschrift d. Gesch. d. Juden in Deutschland I, 266 ff. 272 und für Breslau die Jahresberichte der Kgl. Wilhelmsschule, von denen die Breslauer Stadtbibliothek eine fast lückenlose Sammlung aufbewahrt. — [4]) Vgl. über ihn Jost, Gesch. der Israeliten, Bd X, Abth. III, S. 47 ff.

Salomon Munk, Joseph Zedner, Eduard Munk, Michael Sachs, David Cassel und Meier Wiener. Bei ihnen allen, wie verschieden auch die Gebiete waren, die sie sich zu ihrem Arbeitsfeld erkoren hatten, machte sich als das Richtmaß ihrer gesammten öffentlichen Thätigkeit ein edles, lauteres, unbestechliches Streben nach Erforschung der Wahrheit bemerkbar. Mit treuer Liebe zu den ererbten Heiligthümern verbanden sie allesammt eine gediegene klassische Bildung auf humanistischer Grundlage, die sie befähigte, nach Form und Inhalt vollendete litterarische Erzeugnisse von bleibendem Werthe hervorzubringen, und dazu meist auch einen großen, noch an den alten Bildungsstätten gesammelten Schatz hebräischer und talmudischer Kenntnisse. Den meisten war es gegönnt, sich innerhalb des deutschen Vaterlandes einen öffentlichen Wirkungskreis[1]) zu schaffen. Nur Sal. Munk und Joseph Zedner[2]) mußten im Ausland Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte suchen. Zedner ging nach London und schenkte uns von dort aus seinen durch musterhafte Zuverlässigkeit ausgezeichneten Katalog der hebräischen Bücher des britischen Museums. Salomon Munk[3]) fand in

[1]) Joseph Lehmann (geb. 28. Febr. 1801, gest. 19. Febr 1873), der Freund Heinrich Heine's und Berthold Auerbach's, war Begründer und Herausgeber des „Magazins für die Litteratur des Auslandes", das er länger als vier Jahrzehnte geleitet hat. Eduard Munk, (geb. 1803, st. 3. Mai 1871) wurde Lehrer an der Kgl. Wilhelmsschule in Breslau, Michael Sachs (geb. am 3. Sept. 1808, st. 31. Januar 1864) wurde Prediger und Rabbinats-Assessor in Berlin, David Cassel (geb. 11. Jan. 1818, st. 23. Jan. 1893) Docent an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums in Berlin und Meier Wiener (geb. 1819, st. 31. März 1880) Lehrer an der Lehrer-Bildungs-Anstalt in Hannover. — [2]) Geb. 10. Febr. 1804, st. 10. Okt. 1871. — [3]) Als Quellen für seinen Lebensgang dienten mir außer den in der Allg. dtschn Biographie (XXIII, S. 18) von Siegfried aufgezählten und den weiter im Text angeführten, die Skizze in K. Klein's Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden für Israel. Jahrg. 1844, S. 47 ff, Steinschneiders Angaben im Katalog der Bodleiana, Nr. 6950, die Mittheilungen in der Allg. Ztg. d. Judenthums, Jahrg. 1867, Feuilleton-Beilage Nr: 9, S. 183 und diejenigen Joseph Lehmanns im Magazin für die Litt. des Ausl., Bd. 71, S. 97 f., sowie einige Ergänzungen zu denselben, die ich einem Enkel Munk's, Herrn J. Heilbronner in Paris, verdanke. Eine von Munk selbst für Nowak's Schlesisches Schriftsteller-Lexikon verfaßte, aber im Druck nicht erschienene autobiographische Skizze, die ich im Besitze seines Neffen, des Sanitätsraths Samuel Meyer selber gesehen habe, scheint nach dem Tode des

Frankreich eine neue Heimath. Von Lerneifer angetrieben, kam er mittellos und unbekannt 1828 nach Paris, um seinen sprachwissenschaftlichen Studien den letzten Abschluß zu geben und starb daselbst am 5. Februar 1867 als Mitglied des Instituts von Frankreich, als Professor am Collège de France, einer Abtheilung der Pariser Universität, als Ritter der Ehrenlegion, als Mitglied des Central-Konsistoriums der französischen Juden und als Mitglied zahlreicher Akademieen und gelehrter Gesellschaften, die es sich allesammt zur Ehre rechneten, diesen ausgezeichneten Gelehrten zu den Ihrigen zählen zu dürfen.

Am 14. Mai 1803 erblickte er das Licht der Welt. Er entstammte einer Familie, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts mehrfach[1]) in den Akten erwähnt wird, ohne daß

Letzteren abhanden gekommen zu sein. Doch sind die wesentlichen Angaben, bes. diejenigen über den Bildungsgang in der Jugendzeit, in der Klein'schen Skizze richtig enthalten. — [1]) Vgl. für das Jahr 1702 Berndt, a. a. O. S. 46. Im Jahre 1722 lernen wir einen Juda Israel Munk, der mit Allem, was ihm in die Hände kam, handelte, und bemittelt war, kennen, und zugleich [dessen Bruder?] Jesajas Israel Munk, der zu den Rentiers gerechnet wurde, und von dem in den Akten notirt wird, daß er vorgeblich von Interessen lebt, thatsächlich aber Rechtskonsulent ist und viel Geld dabei verdient (Breslauer Staatsarchiv A. A. II. 21b, Konsignation der Glogauer Juden, d. d. 13. Januar 1722). Im Jahre 1806 wurde der Hausbesitzer Raphael Löbel Munck zum Mitglied der Kommission gewählt, die nach der Eroberung der Festung durch die Franzosen dem Magistrat zur Wahrnehmuug des allgemeinen Wohles und der Gerechtsame der Einwohner zur Seite stehen sollte (Berndt, S. 99). Derselbe R. L. Munck wurde im Febr. 1809 stellvertretendes Mitglied der damals zum ersten Mal gewählten Stadtverordneten-Versammlung (Berndt, S. 109 f.) und trat am 17. Aug. 1809 als wirkliches Mitglied in die Versammlung ein (Berndt das.). Auch über die näheren verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Eduard und Sal. Munk ist näheres nicht bekannt. Brüder (wie Zunz, Sterbetage, S. 25, berichtet) waren sie nicht (vgl. Geiger, Jüd. Ztschr. f. Wissensch. u. Leben, X, S. 185, N. 2). — Noch früher kommen Mitglieder der Familie Sachs vor. Im Jahre 1620 war Michael Sax einer der „Gewaltträger" der Judenschaft (Berndt, S. 19 u. für 1624 das. S. 55). In den Jahren 1636 und 1637 treffen wir Marx und Heinrich Sachs (das. S. 25. 27). 1709 wollte Markus Abr. Sachs durchaus Gemeinde-Vorsteher werden (das. S. 44). 1791 machte Benjamin Markus Sachs eine Stiftung von 9 Thalern, deren Zinsen an seinem Sterbetage an Psalmbeter vertheilt werden

wir über den genealogischen Zusammenhang der namhaft gemachten Personen näher unterrichtet sind. Sein Vater Lippmann Samuel Munk war bei der Gemeinde eine öffentliche Amtsperson, zu deren Befugnissen die Aufnahme und Beglaubigung aller Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, die Ausstellung und beglaubigte Uebersetzung hebräischer Aktenstücke für die Staatsbehörde und die Vollziehung der Urtheile des jüdischen Gerichts gehörte. Er führte den Titel eines „Schammes oder Beglaubigten" der Judenschaft[1]) und ist jedenfalls ein geschäftskundiger und in den Quellen des jüdischen Rechts wohl bewanderter Mann gewesen. Seinem Sohn Salomon[2]) ertheilte er selbst den ersten Jugendunterricht und unterwies ihn gründlich in der Bibel und im Talmud. Bei seinen Lebzeiten hatte er, wie die für die Schamesse geltende offizielle Sporteltaxe[3]) beweist, ein Einkommen, das ihn vermuthlich wenigstens vor Noth und Sorgen geschützt hat, ohne ihm freilich die Möglichkeit zu geben, seinen Kindern ein nennenswerthes Vermögen zu hinterlassen. Er scheint 1811, noch im besten Mannesalter stehend, gestorben zu sein. Seine Wittwe Malka, in welcher wir aus den

---

sollten (das. S. 91). Im Jahre 1806 leistete Itzig Löbel Sachs der Stadt einen Vorschuß von 150 Thalern in Pfandbriefen zur Bezahlung der von den Franzosen der Stadt auferlegten unerschwinglichen Kontribution. — 1) Eine mit seiner Unterschrift und seinem Amtssiegel versehene Urkunde, d.d. Montag, (27. Marcheschwan 570 =) 6. Novbr. 1809 bewahrt die Bibliothek des jüdisch-theologischen Seminars auf. Es ist das Diplom, durch welches dem R. Salomon Tiktin, dem Sohne des damaligen Glogauer (später Breslauer) Oberrabbiners, der später selber, als der Nachfolger seines Vaters, Oberrabbiner in Breslau gewesen ist, bei seiner Verheirathung mit Rechel geb. Landau aus Czenstochau vom Ober-Vorsteher-Kollegium der Juden-Gemeinde mit Genehmigung der Kgl. Kriegs- und Domänen-Kammer das Wohnrecht in Glogau mit allen Gerechtsamen eines Stamm-Numeranten übertragen wird. Das Aktenstück ist zu Ehren des jungen Ehepaares ausnahmsweise auch noch von dem gesammten Obervorsteher-Kollegium, darunter auch von dem S. 152, Anm. 1 erwähnten R. L. Munk, unterzeichnet. — 2) Er hatte außerdem noch vier Kinder: einen früh verstorbenen Sohn und eine sehr jung verstorbene Tochter, ferner: Caroline, verehel. Meyer (st. Anf. Oktober 1863 in Glogau), die Mutter des Sanitätsraths Samuel Meyer (st. in Breslau am 22. Dez. 1895), und Charlotte, verehel. Danziger, die zuerst in Grünberg und später in Berlin gelebt und sämmtliche Geschwister überlebt hat. — 3) Vgl. den Auszug aus einem Atteste des Glogauer Schloß-Hauptmanns vom Jahre 1770, mitgetheilt von Berndt, a. a. O. S. 84 f. —

wenigen von ihrer Hand herrührenden Briefen, die auf uns gekommen sind, eine Frau von außerordentlicher Herzensgüte, Sanftmuth und Gottesfurcht und dabei von einer für jene Zeit überraschenden Bildung und Stilgewandtheit kennen und bewundern lernen, blieb zweifellos in dürftigen Verhältnissen zurück und widmete ihr ganzes Leben der Erziehung und Versorgung ihrer Kinder, die ihr die unablässige aufopfernde Fürsorge mit beispielloser Zärtlichkeit und Hingebung vergalten. Ihr Stolz und ihre Freude war der aufstrebende Entwicklungsgang ihres Sohnes, dessen stetig wachsenden Ruf in der Gelehrtenwelt zu erleben sie noch das Glück hatte. Bis zum 17. Lebensjahr blieb Salomon Munk in Glogau und gewann unter der Leitung des R. Jacob Joseph Oettinger eine Summe talmudischer und rabbinischer Kenntnisse, die ihn befähigt hätte, schon in jungen Jahren die Reife für ein rabbinisches Amt zu erwerben. Gleichzeitig ließ ihn die Mutter privatim in den Elementargegenständen und in den ersten Anfangsgründen des Französischen unterrichten. Als dann sein Lehrer 1820 als Rabbinats-Verweser nach Berlin ging, folgte ihm auf seinen Wunsch Munk dahin, um sich unter seiner Leitung endgültig zum Rabbiner auszubilden. Die weite Reise mußte der Jüngling zu Fuß zurücklegen, weil er außer Stande war, die Kosten der Fahrt zu bestreiten. In Berlin wurden Eduard Gans, Leopold Zunz und der berühmte Sprachforscher C. W. Zumpt auf ihn aufmerksam und erweckten in ihm den Eifer nach Erweiterung und Vertiefung seines weltlichen Wissens. Gans unterrichtete ihn selbst im Lateinischen und Griechischen. Aus dem knappen Erlös des hebräischen Unterrichts, den er ertheilte, erschwang er unter Mühen und Entbehrungen, indem er sein eigener Diener und sein eigner Koch war, die Mittel, um seine Lebensbedürfnisse zu decken. Seine Begabung, sein Fleiß und seine eiserne Willenskraft förderten ihn überraschend schnell auch auf den neuen Wissensgebieten. Schon nach zwei Jahren konnte er in die Sekunda des Joachimsthalschen Gymnasiums eintreten. Das Schulgeld bestritt er aus dem Ertrag der Privatstunden, die er nach wie vor unermüdlich ertheilte. Mit einem glänzenden Zeugniß der Reife bezog er dann 1824 die Berliner Universität und saß zu den Füßen der großen Sprach- und Alterhumsforscher Böckh und Bopp, welche damals

zu den ersten Zierden der Hochschule gehörten. Daneben setzte er eifrig in alter Weise die jüdisch-theologischen Studien fort. Wenn er nun auch bereits in den ersten Semestern eine kleine Anstellung an dem damals gerade neu eröffneten jüdischen Lehrer-Seminar erhielt, so sah er doch bald ein, daß die Aussicht, innerhalb des preußischen Staates irgend ein einigermaßen einträgliches Gemeinde- oder gar Staats-Amt zu erhalten, äußerst gering war. Diese betrübsame Erkenntniß und der glühende Wunsch, sich in den orientalischen Sprachen zu vervollkommnen, brachte in ihm den Entschluß zur Reise, seine Studien womöglich in Paris, wo damals de Sacy, Chézy und Quatremère lehrten, zum Abschluß zu bringen. Die Mittel dazu gewährte ihm die zartsinnige Zuneigung eines edlen und mit Glücksgütern reich gesegneten Altersgenossen, des hochgebildeten und früh verstorbenen Dichters Michael Beer, an den er warm empfohlen worden war, eine Zuneigung, von welcher Munk übrigens sowohl damals als auch später in vornehmer Zurückhaltung stets einen äußerst maßvollen Gebrauch zu machen verstanden hat[1]). Schon im Herbst 1827 verließ er Berlin und blieb zunächst ein Semester in Bonn, wo er, angezogen vom Rufe Freytags, dessen Vorlesungen über die arabische Sprache hörte und zugleich von Niebuhr, A. W. v. Schlegel und Lassen eine Fülle fruchtbarer Anregungen und gediegener Belehrungen erhielt. Im Frühjahr 1828 zog er weiter nach dem Westen. Mit unermüdlichem Eifer und glänzendem Erfolge erwarb er sich in Paris unter der Anleitung der größten Meister, die es damals unter den Zeitgenossen gab, eine tiefe und ausgebreitete Kenntniß des Arabischen, des Sanskrit und des Persischen und entschloß sich, im Hinblick auf die außerordentlich reichhaltigen Hilfsquellen, welche die Bibliotheken dieser Stadt für die Verfolgung der jüdisch-arabischen Studien darboten, hier dauernd seinen Aufenthalt zu nehmen. Durch das Ertheilen von Unterricht, wie in Berlin, und durch die fleißig Mitarbeiterschaft an Zeitschriften und anderen litterarischen Unternehmungen erwarb er sich schnell eine unabhängige Stellung. Seine gelehrten Beiträge zur Encyclopédie des gens du monde und zum

---

[1]) Vgl. die Briefe Nr. 2, 5, 6, 8, 11, 13, 15.

Dictionnaire des sciences philosophiques, seine scharfsinnigen Untersuchungen über den Kultus der alten Hebräer in seinen Beziehungen zu den übrigen Religionen des Alterthums, seine überraschenden neuen Aufschlüsse über den Gaon Saadia und den Exegeten Tanchum von Jerusalem, welche zu den Zierden des großen Cahen'schen Bibelwerkes[1]) gehören, seine heute noch höchst werthvolle geographische, historische und archäologische Beschreibung Palästinas[2]), seine Entdeckung, daß der in den Schriften der christlichen Scholastiker viel gerühmte arabische Neuplatoniker Avicebron kein anderer als der wohlbekannte jüdische Dichter Ibn Gabirol sei[3]), verschafften ihm allmählich Anerkennung, Ruf und Ansehen in der Gelehrtenwelt. Wegen seiner Verdienste um die Sanskrit-Litteratur wurde er 1840 zum Kustos an der Kgl. Bibliothek für die Abtheilung der orientalischen Handschriften ernannt und erhielt dadurch die ersehnte Gelegenheit, unmittelbar aus den reichen Schätzen dieser umfassenden Sammlung zu schöpfen und seine Studien auf diesem Gebiete in weitestem Umfange auszudehnen und zu verfolgen.

Eben um dieselbe Zeit war es ihm vergönnt, durch seine meisterhafte Beherrschung der orientalischen Sprachen der gesammten Glaubensgemeinschaft unvergeßliche Dienste zu leisten. Als Begleiter Montefiore's und Crémieux's zog er mit nach Aegypten und half das ruchlose Lügengewebe zerstören, welches die Juden von Damaskus[4]) beschuldigte, den Kapuziner Thomas zu rituellen Zwecken ermordet zu haben. Hervorragenden Antheil nahm er damals auch an dem Bestreben, die Juden des Orients aus den Banden der Unwissenheit zu befreien und ihnen den Weg zur Theilnahme an den Segnungen der europäischen Kultur zu ebnen. Ja er war, wie aus seinen Briefen[5]) erhellt, der eigentliche Vater des Gedankens, in

---

[1]) Sie erschienen 1833 in Bd. IV, 1838 in Bd. IX u. 1843 in Bd. XII des im Text genannten Werkes und sind auch besonders ausgegeben worden. — [2]) Sie bildet einen Teil einer 1835 begonnenen umfangreichen Sammlung, betitelt: l'Univers pittoresque, histoire et description de tous les peuples. Eine deutsche Uebers. und Bearbeitung des Buches hat M. A. Levy 1871/72 begonnen, aber nur bis S. 267 der 662 SS starken Originalausgabe fortgesetzt. — [3]) Zuerst mitgetheilt im Litteraturblatt des „Orients". Jahrg. 1846, No. 46. — [4]) Vgl. die gründliche Darstellung bei Graetz XI, 509—548. — [5]) Vgl. die Briefe NNr. 32, 33 und 35.



Kahira nach europäischem Muster eine jüdische Schule zu errichten, die nach seinen sachkundigen Vorschlägen sich die Aufgabe stellte, die männliche und weibliche Jugend mit nützlichen Kenntnissen zu versehen und zu tüchtigen Bürgern zu erziehen.

Nach Frankreich zurückgekehrt, wandte er sich sofort mit dem alten Eifer den lieb gewordenen Forschungen wieder zu. Am lebhaftesten interessirten ihn die Leistungen der arabisch schreibenden Juden auf dem Gebiete der Philosophie. Maimuni's „Führer" in der Ursprache der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen und die unvergängliche kulturhistorische Bedeutung dieses Buches in das rechte Licht zu setzen, schien ihm ein der höchsten Anstrengung würdiges Unternehmen zu sein. Schon 1835 hatte er eine Studienreise nach Oxford unternommen[1]), um nach den dortigen Manuskripten die Mängel und Lücken der Pariser Handschriften zu ergänzen und auszufüllen. Rastlos und unverdrossen setzte er jetzt die Vorarbeiten zu diesem Lebenswerke fort und war dem Abschluß nahe, als das schwerste Verhängniß, das einen Gelehrten treffen kann, über ihn kam. „Endlich im Besitze des unumgänglich nöthigen Stoffes," sagt er selbst in dem Vorwort, das er dem ersten Bande seiner Ausgabe vorausschickte, „traten mir zahlreich materielle Schwierigkeiten in den Weg. Leider konnte ich an die Ausführung des Werkes erst in dem Augenblicke denken, wo es der Vorsehung gefallen hat, durch die härteste Prüfung die Bestrebungen eines Schriftstellers zu lähmen, für den das Nachschlagen und Aufsuchen der winzigsten Notizen Bedürfniß ist. Der gänzliche Verlust der Sehkraft[2]) schien die Fortsetzung der Arbeiten, denen ich schon so viele Nachtwachen gewidmet hatte, und denen auf immer zu entsagen mir so schmerzlich fiel, unmöglich zu machen. Doch als ich mich von der ersten Betäubung erholt hatte, sah ich, von ermunternden Freunden und edelmüthigen Beschützern unterstützt, gerade in den neuen Hindernissen, die mir zu überwinden bevorstanden, einen Ableiter für meinen Schmerz, und ich hoffte, mir durch angestrengte Beharrlichkeit aus

[1]) Vgl. unten die Briefe aus diesem Jahre — [2]) Vgl. die Briefe NNr. 39 und 40.



einigen vom Schiffbruch geretteten litterarischen Trümmern Trost zu holen." „In der That erscheint es zweifelhaft," bemerkt im Anschluß an diese tief ergreifenden Worte der Recensent des ersten Bandes im Magazin für die Litteratur des Auslandes[1]), „ob mehr die mächtige Gedächtnißkraft anzustaunen oder die nur aus der Begeisterung für die Wissenschaft geschöpfte Geduld zu bewundern sei, daß unter den vielen Hunderten von Citaten, die nicht als erborgter, wohlfeiler Flitterputz dem Texte anhangen, sondern ihn als wahre Illustrationen Schritt für Schritt begleiten, nur drei nicht genau nach der Seitenzahl angegeben werden konnten".

Der allgemeinen Bewunderung des „Blinden und seines Führers" gab damals der berühmte neuhebräische Dichter Sam. Dav. Luzzatto in einem formvollendeten Sonnet[2]) Ausdruck, welches ein dichterisch begabter Neffe Munks wie folgt ins Deutsche[3]) übertragen hat.

„Der Blinde ist dem Toten gleich zu achten" —
So hieß es einst; dies Wort zerstörst Du eben,
Wer lebt wie Du ein schön'res, reich'res Leben?
Kann doch kein Dunkel Deinen Geist umnachten.

Wie mußt' ich staunend jüngst Dein Werk betrachten,
Du wußtest ihm das volle Licht zu geben,
Die Schleier von den Räthseln wegzuheben,
Und brachtest laut'res Gold aus tiefen Schachten.

Von Hellas und vom Orient die Sonnen,
Du sammelst sie — die Nebel sind zeronnen!
D'rum betet Moses[4]) vor Allvaters Throne:

---

[1]) Jahrg. 1856, Nr. 104, S. 413. Vgl. auch Kaufmann, der „Führer" Maimuni's in der Weltlitteratur, im „Archiv für Geschichte der Philosophie", Bd. XI (1898), S. 369 ff. — [2]) Zuerst gedruckt in der Zeitschrift „Archives Israélites", und zum zweiten Mal in „Poësie ed epitaffie di S. D. Luzzatto, opera postuma (Padua 1879,8) S. 318 f. — [3]) Zuerst mitgetheilt im Jahrg. 1857 des Magazins für die Litt. d. Ausl., S. 44 und in Luzattos Poësie ed epitaffiea. a. O. fälschlich Jos. Lehmann, dem Redakteur des Magazins, zugeschrieben, jetzt dem wirklichen Verfasser, dem Sanitätsrath Dr. Samuel Meyer, wiedergegeben in den von Carl Biberfeld 1897 herausgegebenen „Nachgelassenen Gedichten von Dr. S. Meyer", S. 88. — [4]) So hieß bekanntlich Maimuni mit seinem Vornamen.

„Wie Deine Kraft des Adlers Aug' verjüngt,
So, Herr, den Dulder[1]), der im Dunkeln ringt,
Mit Deinem Strahl begnade und belohne!"

Das Werk eröffnete ihm 1858 die Pforten der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, nachdem er kurze Zeit vorher zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden war[2]). Einige Jahre später ersetzte er Ernst Renan als Professor der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprache am Collège de France[3]). Stets wohnte seinen Vorträgen, wie ein Zeitgenosse berichtet, eine zahlreiche Versammlung bei. Leicht und gefällig flossen seine Worte. In dem Maße, in dem er auf den Gegenstand seines Vortrages näher einging, belebten sich seine Züge. Der blinde Greis als Erläuterer der Texte, die er von einem Assistenten an die Tafel schreiben ließ, als Redner und Lehrer vor der aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft — es war ergreifend und seltsam zugleich, es lag in dem Auftritt eine gewisse antike Großheit, die einen Poeten zu einem epischen Gedichte hätte begeistern können.

Neben dieser Lehrthätigkeit setzte er seine litterarischen Arbeiten eifrig fort. In Abständen von fünf zu fünf Jahren erschien die Fortsetzung und der Schluß seiner Ausgabe des „Führers". In der ewigen Nacht, die ihn umfing, unternahm er es, alte phönizische Inschriften an aufgefundenen Denkmälern zu entziffern, und obgleich er sich dabei die Form der noch dazu lädirten Schriftzeichen von seinen Gehülfen mußte erklären lassen, fanden seine Auslegungen dennoch den allgemeinen Beifall der Gelehrten[4]).

Auch seine Glaubensgenossen beriefen ihn zum höchsten Ehrenamt, das sie zu vergeben hatten. Sie ernannten ihn zum ordentlichen Mitglied des Central-Konsistoriums der Israeliten Frankreichs, dessen Sekretär er vorher Jahre lang

---

[1]) Der Ausdruck entspricht dem hebräischen Worte רָשׁ, in welchem zugleich akrostichisch (= Rabbi Schelomoh) Munks Vorname angedeutet ist. — [2]) Vgl. die Briefe NNr. 40, 41 u. 42. — [3]) Vgl. den Brief Nr. 43. — [4]) Journal asiatique, Serie VI, Theil X, 1867, Gedenkrede Julius Mohl's, S. 29.



gewesen war, und er entfaltete inmitten dieser ehrwürdigen Körperschaft in allen Kommissionen, deren Arbeiten eine gediegene Kenntniß der jüdischen Theologie erheischten, eine segensreiche Thätigkeit. Wie er, bei seiner tiefen Ehrfurcht vor allem geschichtlich Gewordenen, in seinem Privatleben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die religiösen Satzungen beobachtete, so war er auch in seinem öffentlichen Wirken, obwohl er die Berechtigung der Kritik auch im Bereiche der religiösen Einrichtungen vorurtheilslos und unbefangen würdigte und anerkannte, allen überflüssigen Reformen abgeneigt und wollte höchstens solche neu eingeführt wissen, die nach dem allgemeinen Urtheil der Zeitgenossen fraglos geeignet waren, das religiöse Leben zu stärken und zu vertiefen.

Fast alles, was er für die Oeffentlichkeit geschrieben hat, ist in der Sprache des Landes erschienen, das ihm eine zweite Heimath geworden ist. Nichts destoweniger hing er mit heißer Liebe am deutschen Vaterlande, das ihn verstoßen hatte, und besonders an den Stätten, an denen er seine Jugend verlebt hatte[1]). Nicht ohne Rührung wird man die Worte lesen, die er als Greis an einen jungen Arzt in Glogau, den vor fünfzehn Jahren daselbst verstorbenen Dr. Meyer, richtete, als dieser im „Wissenschaftlichen Verein“ seiner Vaterstadt einen längeren Vortrag über seinen Lebensgang und seine wissenschaftliche Bedeutung gehalten hatte. Er schrieb am 10. Juli 1865:

„Empfangen Sie also heute meinen sehr verspäteten Dank für die mir in unserer Vaterstadt erwiesene Ehre, und für die Theilnahme, mit welcher Sie sich eines dort kaum noch gekannten Landsmannes erinnerten, und ihn gleichsam als Fremdling in Ihren Verein einführten, wo gewiß nur sehr wenige seinen Namen kannten. Es hat mich tief gerührt, nach so vielen Jahren, gleichsam wie ein längst verschollener Schatten in der Heimath zu erscheinen, deren ich mich noch immer mit wahrer, aber wehmüthiger Anhänglichkeit erinnere, wo, wie Sie sagen, mein väterliches Haus längst verfallen ist, wo die Welt, mit der ich lebte, fast ganz verschwunden, und wo nur sehr wenige Altersgenossen sich vielleicht dunkel meiner erinnern. Ihre Worte haben eine Welt von Erinnerungen in mir auftauchen

---

[1]) Vgl. die Briefe NNr. 2, 8, 9, 10, 11, 15, 20, 22 u. 36

lassen, gemischt von Liebe und Schmerz; von Allen, die mir dort theuer waren, bleiben nur sehr wenige noch übrig, die Stätten, wo Sie weilten, sind verödet. Nur theure Gräber finde ich noch dort, und auch diese liegen, wie ich zu meinem Schmerze erfahren, seit mehreren Jahren nicht mehr an den gewohnten Plätzen. Unter den Schatten, welche ich vor meinem Geiste vorüberziehen sehe, sind auch die Ihrer Eltern, und Ihres in der Jugendblüthe heimgegangenen Bruders, deren ich mich sehr lebhaft erinnere. Sie selbst, einer jüngeren Generation angehörend, sind mir zwar persönlich unbekannt; doch kannte ich sie bereits aus den Erzählungen meines Neffen Dr. Meyer, welcher mich im Herbste 1863 hier besuchte und mit welchem ich die Vaterstadt, sowie ihre alten und neuen Bewohner durchgemustert. Es liegt für mich ein unaussprechlicher Reiz in diesen Erinnerungen, und sie haben einen weit höheren Werth für mich, als die Worte des Lobes, durch welche Sie mich in einer Gesellschaft zu verherrlichen suchen, welcher der alte Landsmann, zumal der Jude, vielleicht ganz gleichgültig ist, wie Sie dies am Ende ihrer Rede durch einige Worte selbst angedeutet haben. Auf den eitlen Prunk meiner jetzigen Würde bin ich weniger stolz, als ich es ehemals auf den Beifall war, welchen ich in meiner frühesten Jugend, in der damals existirenden Synagoge der Chebra Malbische-Arumim nicht selten erntete, wo ich als Vorleser der Thora funktionirte und manchmal auch als Dilettant die Rolle des Vorbeters übernahm. Die Wissenschaft zwar war jener Gesellschaft fremd und auch mir, aber es war eine gemüthvolle Welt, in welcher ich mich behaglich fühlte.... Vielleicht gewährt mir die Vorsehung einmal das Glück, wieder einmal die alten Stätten der Jugend zu betreten und dabei die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu machen...."

Nur nach schweren Seelenkämpfen entschloß er sich, als sich keinerlei Aussicht bot, im Vaterlande irgend eine noch so untergeordnete Stellung im öffentlichen Dienste zu finden, nach zehnjährigem Aufenthalt um die Naturalisation in Frankreich, welche die selbstverständliche Vorbedingung für seinen Eintritt in ein Amt war, sich zu bewerben. Und als er dann das Aemtchen, das ihm ein Jahreseinkommen von 900 Franken sicherte, erhalten und sich einen eignen Hausstand gegründet

hatte, verstand er die erstaunliche Kunst, seiner über alles geliebten Mutter in der Heimath davon eine Jahresrente von 1200 Franken zu geben. „Man durchdringt das Geheimniß dieses wunderbaren Systems der häuslichen Oekonomie", sagt Adolf Franck in seiner Gedenkrede, „wenn man erfährt, daß er die Feder in der Hand hatte oder von Schülern umgeben war von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends, und daß er bei alledem ein offenes Herz und eine offene Hand für jeden Hilfsbedürftigen und bei aller Ueberbürdung selbst die Zeit hatte, Jahre lang zu bestimmten Stunden armen Kindern unentgeltlich jüdischen Religions-Unterricht zu ertheilen."

Ein lebhafter niemals unterbrochener Briefwechsel[1]) erhielt ihn in stetem Zusammenhange mit den theuren Angehörigen. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme verfolgte er zu jeder Zeit alle die kleinen Vorgänge in dem engen und beschränkten Interessenkreise der Mutter und der Schwestern, und nichts Großes und nichts Kleines gab es in seinem eigenen Leben, worüber er nicht eingehend und genau in Redlichkeit und anmuthender Bescheidenheit den geliebten Menschen Rechenschaft gegeben hätte. Wie ein kostbares Kleinod wurden seine Briefe in der Heimath in Empfang genommen und aufbewahrt. Als ein theures Erbgut gingen sie, liebevoll vermehrt durch zahlreiche gedruckte Notizen, welche die Sammler sich von allen Ecken und Enden zu verschaffen wußten, von Hand zu Hand in der Familie, bis sie vom letzten Erben, dem Sanitätsrath Dr. Samuel Meyer, der Bibliothek des jüdisch-theologischen Seminars als Eigenthum überwiesen wurden.

Ich gebe aus der weit über zweihundert Nummern umfassenden Sammlung in chronologischer Reihenfolge einen wörtlichen knappen und gedrängten Auszug derjenigen Aeußerungen, welche zur Würdigung des außerordentlichen Mannes, dessen eingehende Biographie noch immer ungeschrieben ist, einen bescheidenen Beitrag liefern sollen. In den hinzugefügten Noten habe ich mich auf die unentbehrlichsten Erläuterungen beschränkt.

---

[1]) Der älteste ist vom 30. Februar 1824, der jüngste vom 7. Novbr. 1866 datirt. Die an die Mutter gerichteten sind mit jüdisch-deutschen Lettern geschrieben.



1. Herrn Samuel Meyer in Glogau[1]).

Frankfurt a./M., den 21. September 1827.

Da ich Ihre werthen Briefe, die Sie mir nach Berlin schrieben, nur sehr kurz beantworten konnte, so kann ich nicht umhin heute noch ein paar Zeilen besonders an Sie zu richten. In Betreff meiner Reise von Berlin hierher muß ich Sie in der Hauptsache auf den Brief an meine Mutter hinweisen, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden. Jedoch will ich hier noch einige Supplemente hinzusetzen. Die Reise hat mir viel Vergnügen gemacht; ich verspreche mir aber von der weiteren Reise noch mehr. Auf dem Wege von Berlin hierher habe ich alles Sehenswerthe, so viel es nur möglich war, in Augenschein genommen. Von Naumburg aus werden die Gegenden interessanter, und man hat bis hierher bei heiterem Wetter eine höchst angenehme Reise, besonders in der Gegend des Thüringer Waldgebirges von Gotha bis hinter Eisenach, wo man von der Wartburg aus (die ich besuchte) die herrlichste Aussicht hat. Den Sonnabend[2]) brachte ich in Weimar recht angenehm zu. Ich besuchte die dortige Kunstausstellung, die zwar nur klein ist, aber auf mich einen sehr angenehmen Eindruck machte. Abends besuchte ich das Theater und fand es ganz vorzüglich; es wurde die Zauberflöte gegeben, und ich muß gestehen, daß mich das Ensemble weit mehr ansprach als in Berlin, wo wir einmal zusammen diese Oper hörten. Im Einzelnen sind freilich manche Rollen in Berlin besser besetzt, aber im Ganzen kann man sehr wohl zufrieden seyn, und gewiß gehört das Theater in Weimar zu den besten in Deutschland. Das Haus ist sehr einfach, kann aber eben in dieser Einfachheit sehr gefallen. Was mir aber den Tag in Weimar ewig denkwürdig machen wird, ist die Erinnerung an den großen Mann, den ganz Deutschland verehrt, und dessen großes Verdienst auch von fremden Nationen anerkannt wird. Es war mir vergönnt ihm meine Huldigung persönlich darzubringen. Eine geraume Zeit ging ich vor Goethes Hause auf und ab, um ihn vielleicht am Fenster zu sehen; da es aber nicht gelingen wollte, so ließ ich mich nachmittags um 5 Uhr bei ihm melden mit der Bitte ihn einige Augenblicke sprechen zu dürfen.[3]) Ich hatte das seltene Glück sogleich vorgelassen zu werden, und Goethe unterhielt

---

[1]) Die Urschrift des vorliegenden Briefes gehört jetzt dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Eine Abschrift davon ist mir von der Verwaltung desselben in dankenswerther Weise zur Verfügung gestellt worden.

[2]) Es handelt sich um Sonnabend, den 15. Septbr. 1827.

[3]) Eine entsprechende Notiz hierüber findet sich in Goethe's Tagebuch.

sich eine Zeit lang mit mir über meine Studien, sprach mit vieler Freundlichkeit und Aufmunterung, und entließ mich mit vielen Wünschen für den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen. Ich könnte Ihnen noch manches Einzelne aus meiner Reise mittheilen, doch ist es heute schon zu spät. Nehmen Sie noch am Schlusse viele herzliche Glückwünsche zu dem neuen Jahr[1]); mögen Ihre Tage stets heiter seyn, und mögen Sie ein glückliches Alter in Ruhe und Zufriedenheit hinbringen, und sich noch viele Jahre des Guten erfreun, das von Ihm ausgeht.

Erfreun Sie recht bald durch ein Schreiben

Ihren
S. L. Munk.

---

2. An denselben.

Bonn, den 30. October 1827.

... Ueber meine Verhältnisse habe ich zu dem, was ich der lieben Mutter mitgetheilt, nur noch einiges hinzuzufügen. Durch Herrn **Beer** bin ich (außer den früheren Bekanntschaften) mit noch einigen anderen Personen von der hiesigen Universität bekannt gemacht worden; unter andern auch mit A. W. v. **Schlegel**, welchem ich auch von **Wilcken** in Berlin empfohlen war, und bei dem ich eine sehr freundliche Aufnahme fand. Auch dieser ist der Meinung, daß ich mich mit der Promotion nicht zu übereilen brauchte, und da auch Herr Beer jetzt zu glauben scheint, daß es nicht nöthig sei als Doctor nach Paris zu kommen, und daß Empfehlungen dorthin wirksamer seyn möchten als der Titel, so gebe ich vorläufig den Entschluß auf, vor meiner Abreise von hier zu promoviren; denn obgleich mein Wohlthäter die Kosten hergäbe, wenn ich es durchaus wünschte, so wäre es doch ein Mißbrauch seiner Güte, ihm unnöthigerweise eine Ausgabe von wenigstens 200 Rthlr. zu verursachen, zumal da er schon jetzt so viele Ausgaben für mich hat, indem er für alle meine Bedürfnisse Sorge trägt und ich hier eben so viel, wo nicht noch mehr brauche als in Berlin. Herr Beer stellt die Sache ganz in mein Belieben und ist von seiner Seite bereit, hierin ganz nach meinem Wunsche und meinen Ansichten zu handeln. — Ich lebe hier übrigens recht angenehm und weit ruhiger als in Berlin, da ich fast den ganzen Tag ungestört auf meinem Zimmer arbeiten kann und mir nicht die Zeit durch das Unterrichten, wie in Berlin verloren geht. — Was meine Heiterkeit manchmal trübt, ist der Gedanke an die

---

[1]) Neujahr war damals am 22. September.

Heimath, die Entfernung von allen den Personen, die mir werth und theuer sind[1] . . .

3. An die Mutter.

Paris, den 5. May 1831.

Innigstgeliebte Mutter! Dein lieber Brief vom 10. vorigen Monats gewährte mir wie jeder seiner Vorgänger heitere Stunden und einige Beruhigung über manche Punkte, die mir in den letzten Monaten mancherlei Sorgen machten. Ich befürchtete nämlich die noch immer fortdauernde Ungewißheit über einen möglichen Krieg, und die für uns daraus entspringenden Unannehmlichkeiten möchten sich Deiner Einbildung schon im voraus unter grelleren Farben darstellen, als wir bei reiflicher Ueberlegung und näherer Betrachtung an ihnen finden. Dein Brief läßt mich hoffen, daß Du über diesen Punkt ziemlich beruhigt bist. Wir haben jetzt Aussichten auf die Dauer des Friedens; sollte es aber dennoch zum Kriege kommen, so bin ich nicht Deiner Meinung, daß es für mich besser sei, in Paris zu bleiben. Wäre auch meine Lage hier noch so glänzend, so würde ich doch gewiß keinen Augenblick Bedenken tragen, sie aufzugeben, wenn ich gezwungen wäre, auf unbestimmte Zeit der schriftlichen Unterhaltung mit Dir zu entsagen. Sollte dies die unerläßliche Bedingung meines Hierbleibens sein, so ist meine Abreise fest beschlossen. Auf indirectem Wege zu correspondiren wäre freilich nicht unmöglich, doch mit manchen Schwierigkeiten verknüpft. Aber, wie gesagt, es ist jetzt mehr Wahrscheinlichkeit für den Frieden, und wir wollen uns nicht im Voraus unnöthige Sorge machen.

4. An die Mutter.

Meudon bei Paris, den 25. August 1831.

Theuerste Mutter! . . . Weiß hat in seinem Briefe an Herrn Meyer bemerkt, daß ich auf dem Lande wohne. Dieser an sich unbedeutenden und unschuldigen Plauderhaftigkeit verdanke ich zwei Briefe, den einen von John Meyer und Karoline, den andern von Charlotte, welche mir ohne Dein Wissen überschickt wurden, und aus welchen ich erfahre, daß Weißens Bericht Dich beunruhigt. Es thut mir jetzt leid, daß ich Dir es nicht selbst in meinem vorigen Schreiben mitgetheilt habe. Ich datirte es aus Paris, und wirklich schrieb ich es dort an einem Tage, wo Geschäfte mich dahin gerufen hatten. Ich hielt es für unnöthig, Dir anzuzeigen, daß ich

[1]) Briefe aus den Jahren 1828—1830 sind nicht erhalten. Aus dem Jahre 1829 sind nur ein paar Zeilen gleichgültigen Inhalts, an die Schwester gerichtet, vorhanden.



auf's Land gezogen sei, und glaubte sogar, es sei besser davon zu schweigen, da ich wohl weiß, daß Deine Phantasie den kleinsten und unbedeutendsten Schritt, den ich hier thue, zu einem wichtigen Ereignis erhebt, aus dem allerlei Folgen gezogen werden können, und hätte ich Dir auch der Wahrheit gemäß betheuert, daß ich, bloß um mich zu amüsiren, auf einige Wochen Paris verlassen habe, so würdest Du doch wenigstens gefragt haben, ob ich denn in einem Bauernhäuschen auch die Bequemlichkeiten genieße, die ich mir in Paris verschaffen kann. Da Du nun aber einmal von der Sache unterrichtet bist, so muß ich schon in einige Details eingehen; der Aufenthalt in der geräuschvollen Hauptstadt ist keineswegs so angenehm, als daß deren Bewohner nicht von Zeit zu Zeit wünschen sollten, sie mit einem der umliegenden Dörfer zu vertauschen, welche, meistens auf Anhöhen gelegen, eine reine, gesunde Luft und dem Auge die reizendsten Aussichten darbieten. Je mehr sich mein Aufenthalt in Paris verlängerte, desto reger wurde der Wunsch in mir, diese Stadt auf einige Zeit zu verlassen, und schon im vorigen Sommer hatte ich die Absicht, eine Reise zu machen oder doch wenigstens eine Wohnung außerhalb der Stadtmauer zu wählen. Meine Verhältnisse aber erlaubten mir keines von beiden, ich mußte abends einige Stunden geben, und nach Beendigung meiner Geschäfte wäre es zu spät geworden, nach meiner Landwohnung zurückzukehren. Diesen Sommer aber sind fast alle meine Schüler auf Reisen, statt des Unterrichts bin ich nur mit einigen schriftlichen Arbeiten beschäftigt, welche mir theils von hiesigen, theils von deutschen Gelehrten aufgetragen sind. Diese Arbeiten sind nicht minder einträglich als die Stunden, sie haben aber dabei den Vortheil, daß ich dabei ruhig in meiner Wohnung bleiben kann, uud da ich die Erlaubnis habe, sowohl Handschriften als gedruckte Bücher aus der königl. Bibliothek zu entlehnen, so zwingt mich nichts, die Sommermonate in der Stadt zuzubringen, und ich habe daher einen längstgehegten Wunsch zu realisiren gesucht. Was die Nahrung betrifft, so muß ich mich freilich mit einer frugalen ländlichen Kost begnügen, aber die herrliche Luft und die häufigen Spaziergänge in einer der gesundesten und reizendsten Gegenden sind der Gesundheit zuträglicher als die beste Kost. Uebrigens gehe ich zweimal wöchentlich, um in einer Privatschule Unterricht zu ertheilen, nach Paris, wo ich dann gewöhnlich einen halben Tag bleibe und bei meinen alten Wirthsleuten speise. Der einzige Grund, warum ich Paris verlassen, war demnach der, mir einen Genuß zu verschaffen, den ich seit langer Zeit entbehren mußte, und auf einige Zeit die unreinlichen Straßen der ewig mit Nebel umzogenen Stadt mit einer der herrlichsten Landwohnungen [illegible]uschen; auch befinde ich mich jetzt wohler als je zuvor.

Ich gedenke noch bis gegen die Mitte des October hier zu bleiben; wie sich von selbst versteht, werde ich einige der herannahenden Festtage in der Stadt zubringen oder vielleicht in einem benachbarten Dorfe, wo Glaubensgenossen wohnen. Wollte der Himmel, ich hätte eben so wenig Anlaß um Dich und die Unsrigen besorgt zu sein als Du um mich. Dein lieber Brief ist freilich sehr beruhigend, aber die öffentlichen Blätter sind es nicht. Die Unruhen in Königsberg bekümmern mich weit weniger als die dort ausgebrochene Cholera, man weiß hier recht gut, daß die Krankheit sowohl dort bedeutend um sich gegriffen als auch weiter nach unserer Provinz vorgeschritten ist. Möge der Himmel unser Land beschützen, welches eine feige Begünstigung der Tyrannei dem Einzuge dieser Plage geöffnet hat, und möge er die Schuldlosen verschonen. Vor einem Unglück hat uns wahrscheinlich die Cholera geschützt, nämlich vor einem allgemeinen Kriege, dieser ist wohl jetzt nicht zu besorgen, und wir haben uns lange in dieser Beziehung unnöthigen Kummer gemacht. . . .

---

5. An die Mutter.

Paris, den 23. Oktober 1831.

Theuerste Mutter! Ich bin dieser Tage von meiner Landwohnung nach Paris zurückgezogen. Das Ein- und Auspacken, sowie das Ziehen machte mir viel zu schaffen, und ich war deshalb genöthigt, die Beantwortung Deiner lieben Briefe etwas länger, als ich es gewünscht hätte, zu verschieben. . . . Der Untergang Polens ist herzzerbrechend für einen Jeden, der menschlich fühlt. Aber die Flamme glimmt unter der Asche fort und wird wohl früh oder spät von neuem hervorbrechen. — Doch ich will die Politik bei Seite lassen und noch einiges über mich selbst hinzufügen, da ich eitel genug bin, zu glauben, daß Dich in meinen Briefen das, was meine Person betrifft, mehr interessirt als die Politik oder sonstige Neuigkeiten aus Paris. Ich habe nun vor allen Dingen zu bemerken, daß mir der Aufenthalt auf dem Lande, trotz der Entbehrung, die ich mir oft daselbst auflegen mußte, sehr zuträglich war, und daß ich mich wohler befinde als je zuvor. Ich hatte mich fast immer des schönsten Wetters zu erfreuen, und der heitere Himmel, sowie die herrliche Gegend um mich her hatten auf Körper und Geist den erfreulichsten Einfluß. Hier in Paris habe ich nicht wieder meine frühere Wohnung bezogen. Ich wohne jetzt in der schönsten Straße von Paris und in dem gesundesten Theil der Stadt, nämlich in der Rue de Rivoli, dem Garten der Tuilerien gegenüber und habe die Aussicht nach den Elyseischen Feldern. Ich bin hier fast so gut wie auf dem Lande und habe zugleich

den Vortheil, in Paris zu sein. Ich wohne in einem der größten Hotels unserer Hauptstadt, in welches ich sicher nicht hineingerathen wäre, wenn nicht Herr Beer, der wieder in Paris ist und wohl den Winter hier zubringen wird, mich aufgefordert hätte, bei ihm zu wohnen. Wir haben nämlich, wenn er in Paris ist, manche philologische Beschäftigungen mit einander; da es aber ungewiß ist, ob er immer zu den Stunden, die wir etwa dazu bestimmen möchten, frei sein werde, so will er — um mich nicht unnütze Wege machen zu lassen — daß ich, so lange er in Paris bleiben wird, mit ihm in einem Hause wohne. . . .

---

6. An die Schwester Charlotte [Danziger].

Paris, den 22. Nov. 1831.

Geliebte Schwester! . . . Politik und Cholera, das sind die beiden Punkte, um welche sich alles dreht und von denen uns die öffentlichen Blätter täglich unterhalten; Litteratur und Kunst, selbst Theater treten weit in den Hintergrund zurück . . . Ich bitte Dich inständig, mir recht oft zu schreiben und mir unverhohlen alles mitzutheilen, was bei uns vorgeht. Der Zustand unserer Provinz kann mir doch nicht verschwiegen bleiben, da die Berliner Zeitung jeden Ort nennt, wo die Cholera ausbricht. Ich erwarte daher von Dir sowohl als von der lieben Mutter und allen den Unserigen, daß Ihr mich von Allem genau unterrichten und oft schreiben werdet.

Daß ich seit einem Monat wieder in Paris bin und mit Herrn Beer in dem schönsten Theile der Stadt wohne, hast Du bereits aus meinem, an unsere Mutter gerichteten Schreiben ersehen. Daß dies Zusammenwohnen viele Annehmlichkeiten für mich hat, kannst Du leicht denken, und dies um so mehr, da meine Unabhängigkeit nicht im Geringsten darunter leidet; ich suche mich Herrn Beer in den Beschäftigungen, welche wir mit einander haben, nützlich zu machen, und als derselbe mich aufforderte, bei ihm zu wohnen, that er es keineswegs in einem Tone, als wollte er mir nützlich sein, sondern als wenn ich ihm dadurch eine große Gefälligkeit bezeugte. Herr Beer, wie auch seine Mutter, bezeugen mir fortwährend das lebhafteste Interesse, sie suchen mir durch Empfehlungen so viel wie möglich nützlich zu sein. Auch Herrn Wilhelm Beer, der sich als Astronom bekannt gemacht hat, habe ich hier näher kennen gelernt, und sein Benehmen gegen mich hat mir viel Vertrauen zu diesem Manne eingeflößt. Gestern Abend ist hier eine neue Oper des Herrn Meyerbeer, Robert le Diable, im großen Opernhause zum ersten Male aufgeführt worden. Ich habe der Vorstellung in Gesellschaft der Beer'schen Familie beigewohnt;

das Publikum zollte dem neuen Werke den unzweideutigsten Beifall.

Ich muß nun noch Einiges über meine Arbeiten bemerken. Du scheinst einen hohen Begriff von denselben zu haben, und es thut mir leid, Dir Deinen Irrthum benehmen zu müssen. Weniges davon ist zur Oeffentlichkeit gekommen und auch hiervon das meiste anonym, nämlich in nicht unterzeichneten Artikeln eines hiesigen wissenschaftlichen Journals, das seit einiger Zeit nicht mehr erscheint. Was ich an Cotta geliefert habe, handelte von der Geographie des Orients und war für „Die Hertha“ (eine geographische Monatsschrift) bestimmt. Ich kann Dir die Nummern nicht anzeigen, in welchen meine Beiträge erschienen sind, da sie mir selber nicht zu Gesichte gekommen sind. Da aber die Arbeit bezahlt worden, so setze ich voraus, daß sie gedruckt ist. Die meisten Arbeiten, mit denen ich mich in der letzten Zeit beschäftigte, waren litterarische Hilfsarbeiten, die mir von auswärtigen Orientalisten aufgetragen wurden. Denn da ich hier an der Quelle bin und zahlreiche Manuskripte benutzen kann, so bin ich im Stande, über verschiedene Fächer der orientalischen Litteratur Aufschlüsse zu geben, die sich jene Gelehrten nicht leicht anderswo verschaffen können. Von diesen Arbeiten kommt Manches wohl später an's Licht, doch meistens ohne Erwähnung meines Namens. Ich lege auch auf solche zerstreute Arbeiten wenig Werth und betrachte sie mehr als Mittel, mir hier meinen Unterhalt zu sichern. Die Sammlungen, welche ich hier für mich gemacht, werden mir dazu dienen, später auf eigene Hand Manches herauszugeben, und die orientalische Litteratur vielleicht um ein Weniges zu bereichern. Es ist in diesem Gebiete noch sehr viel zu thun, und auch nur wenig zu leisten, ist hier schon ein Verdienst. . . .

---

7. An Herrn Meyer in Glogau.

Paris, den 17. April 1832.

Werthester Schwager! . . . Was meine Lage betrifft, so kann ich Ihnen insofern nichts Befriedigendes darüber mittheilen, als ich noch immer keine bestimmten Aussichten habe, wozu es freilich wohl endlich Zeit wäre. Es fehlt mir zwar für jetzt an nichts, doch bin ich in einem Alter, wo ich an einem gewissen Ziel stehen sollte; dieses Ziel, wo nicht verfehlt, doch vielleicht noch ein wenig herausgerückt zu sehen, dies ist's, was mir Sorgen macht. Der Fehler liegt theils an meinen Studien, theils an meinem Charakter. Die ersteren sind von der Art, daß es einem Juden wohl selten gelingt, sie praktisch anzuwenden im Leben; in Frankreich macht zwar die Religion nicht den geringsten Unterschied, aber hier bin

ich Ausländer und außerdem, wie ich schon öfters bemerkt habe, zu wenig zudringlich und zu wenig Charlatan, worauf hier weit mehr ankommt als man glauben kann. Ich bin schon oft auf den Gedanken gekommen, noch jetzt ein anderes Fach zu wählen, etwa die Medizin; mehrere Aerzte haben mir gesagt, ich könnte in einem Zeitraum von zwei Jahren die medizinischen Studien vollenden, dann zum Examen schreiten nnd spätestens am Ende des dritten Jahres praktischer Arzt sein. Aber ich müßte dazu außerordentliche Mittel in Händen haben, und wie könnte ich von meinem Wohlthäter verlangen, der mich mit so vieler Menschenfreundlichkeit auf einer ersten akademischen Carrière begleitet hat, mich nun in eine zweite einzuführen? Uebrigens würden meine bisherigen Studien nicht verloren sein, vielmehr würden mir meine mehrjährigen Studien der orientalischen Litteratur auch im Gebiete der Medizin ein Feld eröffnen, das jetzt vielleicht keinem andern Arzte, oder doch nur sehr wenigen offen steht . . . Es ist übrigens dies alles nur eine Idee, und ich sehe die Schwierigkeiten, sie zu realisiren, nur zu gut ein, als daß ich dieser Idee sehr nachhängen sollte. —

Was die Cholera betrifft, so sind wir nun Gottlob über die gefährlichste Periode hinaus . . . Die hiesigen Rabbiner haben für diesen פסח[1]) einen coup d'état geschlagen; sie haben nämlich erlaubt, Reis, Erbsen, Linsen und alle dergleichen Gemüse zu genießen, und anempfohlen, sich des häufigen Genusses der מצות[2]) zu enthalten. Obgleich in allen diesen von ihnen erlaubten Dingen nicht der geringste Schatten von חמץ[3]) ist, wie jeder nur einigermaßen Unterrichtete wohl weiß, so haben die Rabbinen doch unter den Frömmlern eine heftige Opposition gefunden, und viele haben sich vorgenommen, von der ertheilten Absolution keinen Gebrauch zu machen. Glücklicher Weise wird der Streit nur in den Häusern geführt und ist weder von Karlisten, noch von Republikanern zu einer émeute benutzt worden. Es wird hoffentlich alles gut verlaufen. . . .

---

8. An die Mutter.

Paris, den 21. August 1832.

Theuerste Mutter! Die einzige Freude, welche mir Dein lieber Brief vom 7. dies. verursachte, wurde durch die hinzugefügten Bemerkungen einigermaßen getrübt. Ich sehe, daß Du Dich noch immer nur gar zu leicht ganz grundlosen Sorgen hingiebst und nicht bedenkst, daß man in einer so weiten Entfernung

[1]) Passahfest. — [2]) Mazzoth. — [3]) Gesäuertes.

nicht so pünktlich auf die Tage zählen darf, an denen man Briefe erwartet. Freilich hatte ich das Unrecht, nicht zu bedenken, daß eine Gefahr, an die man hier kaum noch denkt, in der Ferne durch Zeitungsblätter und besonders durch die Imagination bedeutend vergrößert werden mag; aber die Erfahrung hat Dich so oft gelehrt, wie Deine Einbildungskraft Dich mit bloßen Chimären beunruhigte, daß ich nicht begreife, wie diese noch im Stande ist, dann und wann Dein Vertrauen auf die Vorsehung wankend zu machen. Ich kann Dir Gottlob auch heute, wie in meinem vorigen Schreiben, die Versicherung geben, daß ich beim vollkommensten Wohlsein bin. Die Cholera hat noch nicht ganz aufgehört, aber man befürchtet keinen neuen Rückfall, und sie trifft nur hie und da noch eine kränkliche oder unvorsichtige Person. Uebrigens kann ich Dir zu Deiner vollkommneren Beruhigung noch sagen, daß ich in einigen Tagen Paris verlassen werde, um einige Wochen in einer der schönsten und gesundesten Gegenden Frankreichs zuzubringen. Da ich nämlich während der Ferien hier fast ohne Beschäftigung bin, so habe ich mich engagirt, auf einige Wochen nach dem Departement Puy de Dôme zu gehen, um mit einem Knaben aus Paris, der die Ferien dort zubringt, seine Schulstudien während dieser Zeit fortzusetzen. Da mir die Stunden gut bezahlt und die Reisekosten vergütet werden, so benütze ich gern diese Gelegenheit, um einmal auf einige Zeit die geräuschvolle Hauptstadt zu verlassen. Außerdem trete ich dadurch mit einer der angesehensten Familien in Verbindung, deren Bekanntschaft mir vielleicht von großem Nutzen sein kann.

Vor einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von Herrn Beer, welcher sich gegenwärtig in Baden befindet. Er lud mich ein, zu ihm zu kommen, und mit ihm den Winter entweder in München oder in Italien zuzubringen. Ich konnte vorläufig nicht einwilligen, da ich das oben erwähnte Engagement bereits übernommen hatte. Ob ich später einwillige, das wird von den mehr oder weniger vortheilhaften Aussichten abhängen, die sich mir nach der Rückkehr von meiner jetzigen Reise, hier in Paris für den Winter eröffnen werden. Obgleich die Reise mit Herrn Beer sehr viel Angenehmes für mich haben kann, so bin ich doch im ganzen aus schon oft berührten Gründen nicht sehr dazu geneigt, zumal da sie in eine Zeit fällt, wo es mir hier selten an Beschäftigung gebricht. Herr Beer, der es wohl weiß, daß ich darum nicht gern eine Reise mit ihm machen möchte, weil ich befürchte, dann wieder auf längere Zeit zu seiner Großmuth meine Zuflucht nehmen zu müssen, sucht mich in seinem Schreiben im voraus darüber zu beruhigen, indem er mir zu verstehen giebt, wie wenig Aufopferung ihn das koste, und wie ich, wenn ich nur wollte, so lange er in seiner gegen-

wärtigen Lage bleibt, für nichts zu sorgen brauchte, und mich ruhig mit litterarischen Arbeiten beschäftigen könnte. Du kennst, liebe Mutter, meine Ansichten hierüber, und ich glaube, daß Du sie mit mir theilst. Wie groß auch mein Vertrauen zu dem Edelmuth und zu der Aufrichtigkeit des Herrn Beer sein mag, so hat doch das Bewußtsein, mir meinen Unterhalt durch eigene Thätigkeit zu erwerben, eine gewisse Beruhigung für mich, deren Verlust mir durch jene Sorgenlosigkeit nicht ersetzt werden würde. Ein eigentlicher Zweck ist freilich in keinen von beiden Verhältnissen, doch nähert sich die Art von Unabhängigkeit, in der ich jetzt bin, etwas mehr dem, was man Zweck nennen kann. Wenigstens bringe ich meine Zeit in Paris immer mit einigem Nutzen für mein Fach hin, und obgleich ich übrigens sehr gern reise und die Welt sehe, so muß ich doch gestehen, daß, wenn es sich darum handelte, Paris gänzlich zu verlassen, ich es nur dann mit Vergnügen thun würde, wenn es mir vergönnt wäre, es mit meiner Heimath zu vertauschen.

---

9. An die Mutter.

Thiers (Puy de Dôme), den 14. September 1832.

Innigstgeliebte Mutter! Obgleich mir auf mein jüngstes Schreiben noch keine Antwort zu Theil geworden, so kann ich mir doch das Vergnügen nicht versagen, da ich heute an Charlotten schreibe, auch einige Zeilen an Dich beizulegen. Ich hoffe, liebe Mutter, daß ich Dich durch meine Reise aller Sorgen um mich überhoben habe, ich bin nun über vierzig Meilen von der cholerakranken Stadt Paris entfernt, in einer Gegend, wo die Krankheit nicht eingedrungen ist. Die reine, gesunde Luft stärkt mich an Körper und Geist, ich arbeite mehr als in Paris, und doch bleibt mir mehr Zeit zur Erholung übrig, es behagt mir in meinem kleinen, freundlichen Städtchen weit besser als in dem unermeßlichen, geräuschvollen Paris, wo man einen großen Theil der Zeit mit Hin- und Herlaufen verliert, und oft der Tag hingeht, ohne daß man etwas Ordentliches gethan hat. Ich denke oft, wie glücklich ich wäre, in Glogau oder in Grünberg leben zu können, es bedürfte hierzu nur eines kleinen Aemtchens und einer guten Bibliothek; ich kann Dich versichern, liebe Mutter, dies ist die größte irdische Seligkeit, die mir im Geiste vorschwebt. Obgleich mit Arbeiten beschäftigt, zu denen ich nur in großen Städten hinreichende Hilfsquellen finden kann, würde ich mich gern entschließen, etwa die Leitung einer Schule oder ein ähnliches Amt in Schlesien zu übernehmen, wenn ich eine angemessene Stelle dort finden könnte. Dieser Gedanke, der mich fortwährend beschäftigt, ist hier noch mehr in mir rege geworden, wo ich im Genusse einer reizenden

Natur nichts entbehre als den Umgang mit den Meinigen, wo aber diese Entbehrung mir weit fühlbarer ist, als in dem tumultuösen, sinn-betäubenden Paris, wohin ich nun bald wieder zurückkehren werde.... Empfange nun, geliebte Mutter, meinen innigsten Glückwunsch zu dem beginnenden Jahre, möge der Himmel meine Wünsche erfüllen und uns bald die Freude des Wiedersehens schenken....

---

10. An die Schwester Charlotte [Danziger].

Thiers (Puy de Dôme), den 14. September 1832.

... Eine Reise wünsche ich sehnlichst zu unternehmen, aber weder nach Italien noch nach Baiern, sondern nach Schlesien; ich kann es Dir nicht mit Worten ausdrücken, wie sehr ich mich nach der Heimath, in den Kreis der Meinigen, zurücksehne; gebe der Himmel, daß ich den Wunsch, mit dem ich so lange umgehe, ganz nach meinem Sinne realisiren könne. Wie heiter und zufrieden ich auch seyn mag, der Gedanke an die Heimath und die Schwierigkeiten, die sich meiner Reise dorthin bis jetzt noch entgegengesetzt haben, verursachen mir manche sehr trübe Stunde.... Ich bitte Dich, mir recht bald wieder nach Paris zu schreiben, und mir über die lieben Kinder einiges mitzutheilen, welche Richtung ihre Erziehung nimmt, besonders die der Knaben. Wie würde es mich glücklich machen, wenn ich, mit der lieben Mutter bei Dir lebend, einen Theil meiner Zeit Deinen Kindern widmen könnte; es würde mir, wenn meine Verhältnisse und Studien es zuließen, gewiß keine Ueberwindung kosten, Paris mit Grünberg zu vertauschen, und oft habe ich es bereut, ein Fach gewählt zu haben, das mich nöthigt, in einer großen Stadt zu leben, wenigstens so lange ich keine fixirte Anstellung habe. Ich denke oft, daß ich als Mediziner weit glücklicher gewesen wäre; denn als solcher hätte ich leicht in der Nähe der Personen, die mir am theuersten sind, ein Unterkommen finden können. Wenn ich die Mittel hätte, so würde ich jetzt noch dieses Fach ergreifen; dies ist mein voller Ernst....

---

11. An die Mutter.

Paris, den 1. November 1832.

Theuerste Mutter! Meine Reise hat sich länger, als ich es glaubte in die Länge gezogen; ich habe meinen Wunsch realisirt, die herrliche Gegend, in der ich mich befand, etwas näher in Augenschein zu nehmen, und habe einen Theil der Gebirge der Auvergne bereist. Ich habe durch diese Reise einige wichtige Bekanntschaften gemacht und bin mit einem Offizier und einem vor-

maligen Deputirten in Verbindung getreten, welche beide sehr angesehene Männer sind und besonders bei dem neuen Ministerium vielen Einfluß haben. Beide haben mir dieser Tage Empfehlungsschreiben an zwei von den jetzigen Ministern überschickt, aber ich weiß noch nicht, welchen Gebrauch ich davon machen werde, und ob sich überhaupt eine Gelegenheit darbieten werde, die Empfehlungen zu benützen. Ich habe es schon oft wiederholt, wenn man hier nicht Charlatan und Intrigant ist, so hilft alle Begünstigung nichts. Auf ein Amt kann ich als Ausländer keinen Anspruch machen; es ist möglich, daß ich in den Arbeiten, die jetzt über die hiesigen Bibliotheken vorgenommen werden, bei den orientalischen Manuskripten Beschäftigung finde, denn da ist die Concurrenz nicht so groß, und es könnte sich da manches Fach finden, für das ich in dem jetzigen Augenblick keinen Mitbewerber in Paris zu fürchten hätte; aber es ist die Frage, ob das Ministerium lange genug am Ruder bleibt, um die Arbeiten, von denen ich spreche, definitiv organisiren zu können, und nur in diesem Falle könnten mir die Empfehlungen von Nutzen sein. In jedem Falle aber habe ich Ursache, mich der gemachten Bekanntschaften zu freuen, da sie mir vorläufig zu vortheilhaften Privatbeschäftigungen verhelfen können. Was Deine Bemerkungen über mein Verhältniß zu Herrn Beer betrifft, so hast Du dasselbe ganz richtig beurtheilt. Freilich glaubt Herr Beer — obgleich übrigens alles, was er für mich gethan und noch zu thun bereit ist, nur dem reinsten und uneigennützigsten Edelmuth zuzuschreiben ist —, daß ich, wenn ich bei ihm bin, ihm in manchen litterarischen Beschäftigungen einigermaßen nützlich sein kann, und wenn ich diese Ueberzeugung hätte, so würde die Pflicht der Dankbarkeit verlangen, daß ich mich unter jeder Bedingung seinen Wünschen füge. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß sowohl seine poetischen Arbeiten als auch seine ausgebreiteten Verbindungen ihm nicht viel Zeit zu andern Beschäftigungen übrig lassen, und daß unser Zusammensein nur mir, aber nicht ihm nützlich sein kann. Von dieser Seite betrachtet, wird Dich meine Weigerung nicht mehr befremden, und Du wirst es natürlich finden, wenn ich ein solches Verhältniß nicht als eine unabhängige Stellung betrachten kann. . . .

---

12. An die Mutter.

Nachschrift eines längeren Briefes, d. d. 21. März 1833.

Ich bitte Dich, mir die Freude zu machen, beifolgende Kleinigkeit von meinen Ersparnissen zu Deinem Gebrauche zu verwenden. Ich hatte diesen Winter mehr Beschäftigung als je in Paris, und wenn es so fortginge, würde ich Dich wohl bitten müssen, von Zeit

zu Zeit das Ueberflüssige anzunehmen, da dieses für einen jungen Menschen in Paris nichts taugt.

13. An die Mutter.

Paris, den 12. Mai 1833.

Innigstgeliebte Mutter! . . . Welchen andern Schmerz der Himmel über mich verhängt hat, hast Du aus meinem Brief an Weiß ersehen. Jenen Brief schrieb ich unter dem ersten Eindruck der schrecklichen Trauerpost[1]), ich bin zwar jetzt ruhiger geworden, aber das Andenken an den mir so plötzlich entrissenen Freund und Wohlthäter kann mich nur mit der tiefsten Wehmuth erfüllen. Es ist nicht der persönliche Verlust, den ich beweine; was mich am meisten erschütterte war die plötzliche Vernichtung einer so glänzenden Existenz, die noch so reich war an Hoffnungen, und noch so manches andere Dasein hätte beglücken können. Die Brüder waren auf die erste Nachricht von seiner Krankheit schleunigst nach München gereist, als sie ankamen, fanden sie ihn bereits entseelt am Boden, und hatten nur noch den leidigen Trost, der Beerdigung beizuwohnen. Herr Wilhelm Beer hatte die Aufmerksamkeit, mir sogleich von München aus zu schreiben, damit ich — wie er sagte — den unglücklichen Fall nicht plötzlich durch die Zeitungen erfahren möchte. Aber das Verhängniß wollte, daß ich den Schmerz in seiner ganzen Bitterkeit empfände, denn da Herr Beer meine Adresse nicht genau angegeben hatte, so erhielt ich seinen Brief um 3 Tage zu spät. In der Besorgniß, das Hinscheiden seines Bruders könnte vielleicht auf meine Lage einen unmittelbaren Einfluß haben, bittet er mich, das Verhältniß, in welchem ich zu dem Seligen stand, zu ihm und seinen Brüdern weiter fortzusetzen. Was über diesen Punkt meine Antwort war, kannst Du leicht denken. Die Verpflichtungen, die ich gegen den Verstorbenen habe, lasten noch zu schwer auf mir, als daß ich nun noch neue auf mich laden sollte. Welcher Schmerz für die alte Mutter! Der Selige war ihr Liebling. Ich habe ihr nicht geschrieben, habe aber Herrn Wilhelm Beer den Grund davon angegeben. Trost kann ich ihr nicht gewähren. Ihre Bekanntschaft machte ich hier durch den geliebten Sohn, der ihr entrissen worden, und wie sehr muß ihr jedes Wort von mir das Herz zerreißen. Wie wenig beneidenswerth ist nun ihr Loos trotz ihrer glänzenden äußeren Lage. . . .

14. An die Mutter.

Paris, den 4. Juni 1833.

Theuerste Mutter! . . . Aus dem ersten Deiner beiden Briefe

---

[1]) Es handelt sich um den Tod Michael Beers (gest. 22. März 1833).

ersah ich mit Bedauern, daß Dir die ungeschickte Zeitungsannonce einige Besorgniß verursacht hat. Doch glaube ich noch immer, daß die in Betreff der קבלה[1]) geäußerten Bedenklichkeiten mehr Scherz als Ernst sind. Du bildest Dir gewiß nicht ein, ich sei ein בעל שם[2]) geworden oder habe mich als Profaner in eine vermeintlich heilige Wissenschaft eindrängen wollen. Die Sache ist sehr einfach. Das Werk[3]), in welchem der Artikel steht, ist eine Sammlung, in welcher alle Gegenstände der Litteratur, Wissenschaft und Kunst nach alphabetischer Ordnung in der Kürze abgehandelt werden müssen. Ich bin mit der Abfassung mehrerer Artikel beauftragt, welche die orientalische Litteratur und besonders das Judenthum betreffen. Zu dem letzteren gehört natürlich auch die קבלה, und ich konnte es nicht vermeiden, einen kurzen Aufsatz darüber zu liefern. Ja ich übernahm diese kleine Arbeit um so lieber, da man sie sonst irgend einem Skribenten würde aufgetragen haben, der dummes Zeug darüber geschwatzt und die Sache lächerlich gemacht hätte. Ich hingegen sagte darüber Einiges, was ich hie und da beiläufig gelernt hatte, ohne mich in ein tieferes Studium jener Wissenschaft eingelassen zu haben oder auch nur einlassen zu wollen, und suchte wenigstens die Sache auf die vortheilhafteste Weise für uns und sogar nicht ohne einigen Nachtheil für die christliche Kirche darzustellen. Ich bin überzeugt, daß Dir diese Erklärung vollkommen genügen wird. Diejenigen Personen, welche etwa jene Besorgniß in Dir erregt haben, können, wenn sie französisch verstehen, einige meiner Ansichten über diesen Gegenstand im zweiten Theil der Bibel nachlesen. Es freut mich, daß meine Aufsätze in der Bibel den Beifall einiger Kenner verdient haben; wenn einige Personen der Meinung sind, ich hätte mich über Manches zu frei ausgesprochen, so muß ich glauben, daß dieselben mich mißverstanden und den Zweck, welchen ich bei jenen Schriften im Auge gehabt, falsch aufgefaßt haben. Offenbar hatte ich die Absicht, den hohen Sinn und die Vorzüge der mosaischen Lehre selbst denjenigen darzuthun, welche nicht an die Göttlichkeit der heiligen Schriften glauben, und das Judenthum sowohl gegen gläubige als gegen ungläubige Christen in Schutz zu nehmen. Um Gegner von so verschiedener Art zu bekämpfen, mußte ich eine Sprache führen, die sich der reinen Vernunft am meisten nähert und so sprechen, daß mir weder von den Einen Unglauben, noch von den Andern Aberglauben zur Last gelegt werden konnte. Herr Aron, welcher gewiß in Glogau einer

---

[1]) Kabbala. — [2]) Wundermann. — [3]) Es handelt sich um das Dictionaire de la conversation.



von denen ist, die meine Abhandlung sowohl in Betreff der Sprache, als auch der behandelten Gegenstände am besten beurtheilen können, scheint auch meine Absicht wohl eingesehen zu haben. Wenn ich etwas gegen seinen Brief zu bemerken habe, so ist es der Umstand, daß er der kleinen Schrift einen zu großen Werth beilegt. Uebrigens habe ich schon früher bemerkt, daß ich an den Noten des Herrn Cahen nicht den geringsten Antheil habe, und sie sogar großen Teils sehr mißbillige. Dies geht aus meiner Arbeit deutlich hervor, und einige hiesige Blätter haben auch auf die Verschiedenheit unsrer Ansichten, und zwar zu meinem Vortheil, aufmerksam gemacht. Ich werde nächstens den fünften Band einsenden, welcher ספר דברים[1]) enthält. In diesem Bande befindet sich nichts von mir, aber ich werde vielleicht eine ausführliche allgemeine Einleitung zur תורה[2]) liefern, welche besonders erscheinen wird....

---

15. An die Schwester Charlotte Danziger.

Paris, den 9. Juni 1833.

Theuerste Schwester!... Ich will nur bemerken, daß ich Deiner Meinung, den Doktortitel anzunehmen, in keinem Falle beigestimmt haben würde, nicht nur würde ich es mir zum Vorwurf machen, von Andern eine Unterstützung hierzu anzunehmen, sondern ich würde auch, wenn ich im Ueberfluß lebte, das Geld lieber auf jede andere anständige Weise, als auf einen läppischen Titel verwenden, so lange mich dieser Titel zu nichts führen kann. Welchen Werth hat übrigens ein Titel, welchen man an einigen deutschen Universitäten um einige Louisdor feilbietet, und mit dem sich so viele Ignoranten schmücken? Der Geist, welcher unter den deutschen Professoren herrscht, ist mir zu verhaßt und zu verächtlich, als daß ich mich bei diesen Menschen um ein Diplom bewerben sollte, welches sie mir als Jude nur darum ertheilen, weil es ihnen um die Paar Louisdor zu thun ist. Mögen sie immerhin ihr Diplom behalten; so lange das Verhältniß unsrer Glaubensgenossen in Deutschland sich nicht ändert, danke ich dafür, und halte jeden Juden, der sich darum bewirbt, für einen Narren, welcher das Ehrgefühl seiner Eitelkeit opfert. Ich verarge es Dir übrigens nicht, daß Du noch einiges Gewicht darauf legst, ich würde es vielleicht auch thun, wäre ich nicht seit einigen Jahren in Frankreich, wo der Geist mit großartigeren Dingen beschäftigt ist, und wo man auf manche derartige Lappalien mit Achselzucken herabsieht. — Worauf mir mehr ankommt, das ist, in meinem Fache etwas Be-

---

[1]) Das 5. Buch Moses. — [2]) Thora.

deutendes zu leisten, und dies hoffe ich mit Zuversicht, sobald nur meine Verhältnisse sich etwas vortheilhafter gestalten. Ich habe seit längerer Zeit ein Werk vor, durch welches ich mir einst um die orientalische Litteratur einiges Verdienst zu erwerben hoffe. Die Vollendung dieses Werkes aber wird mehrere Jahre erfordern, und günstigere Verhältnisse als die, in welchen ich jetzt lebe. Auch werde ich genöthigt seyn, um die Materialien zu vervollständigen, früher oder später auf einige Monate nach England zu reisen. Daß ich mit diesem Plan umgehe, habe ich bereits dem Publikum angezeigt, und habe bei Gelegenheit einer andern kleinen Schrift, ein Specimen davon gegeben. Ich sage Dir dies Alles zur Erwiderung auf eine von Dir in Deinem ersten Schreiben gemachte Bemerkung. Der Gedanke, der mich aber vor Allem jetzt am meisten beschäftigt, ist der, eine Reise nach Schlesien zu machen und dort einige Zeit im Kreise der Unsrigen zuzubringen. Dieses Vorhaben werde ich, sobald es die Verhältnisse gestatten, gewiß realisiren; ich habe jetzt keinen sehnlicheren Wunsch, und die Erfüllung dieses Wunsches ist es, worauf ich vorzüglich hinarbeite. Ich will nun noch einiges zur Beantwortung Deines zweiten Briefes hinzufügen. Du wirst bereits aus meinem jüngst an die liebe Mutter gerichteten Schreiben ersehen haben, daß ich in Bezug auf Beers[1]) nicht Deiner Ansicht gemäß gehandelt habe, und daß Dein Rath übrigens zu spät kam. Obgleich die mir angebotene Summe mich jetzt in den Stand gesetzt hätte, meine sehnlichsten Wünsche zu befriedigen, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie anzunehmen. Eben weil eine solche Summe mich für den Augenblick in mancher Beziehung glücklich machen könnte, wollte ich sie keinem Unglück verdanken; es lag in diesem Gefühle etwas, worüber ich mich durchaus nicht hinwegsetzen konnte. Hierzu kamen noch andre Rücksichten; die Wohlthaten, welche ich von dem seligen Michael Beer genossen, lasteten schwer auf mir, zumal da er mir entrissen wurde, ehe es mir noch vergönnt war, ihm auf irgend eine Weise meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Durch die Entsagung, welche ich mir jetzt auferlegte, fühle ich jene Last um ein Weniges erleichtert, und hatte dadurch Gelegenheit der Familie Beer einen sprechenden Beweis meiner wahren Gesinnung zu geben. Wer weiß übrigens, ob sich mir je wieder eine solche Gelegenheit darbietet, reichen Leuten den Wahn zu benehmen, als sey es in der Anhänglichkeit, welche ihnen Arme beweisen, am Ende doch auf

[1]) Munk hatte nämlich die Annahme eines ihm von dem verstorbenen Michael Beer ausgesetzten Legates von tausend Thalern abgelehnt.

ihr Geld abgesehen; ihnen zu zeigen, daß man auch in einer wenig vortheilhaften Lage Geld verachten kann und soll, das kann moralische Folgen haben, die ich weit höher schätze, als die mir angebotene Summe. Daß ich mich in diesem Punkte nicht geirrt habe, zeigt mir der Brief, welchen ich vor kurzem von Herrn Wilhelm Beer erhalten habe. Mein Benehmen wurde nicht verkannt, sondern richtig gewürdigt und sehr hoch aufgenommen. . . .

---

16. An den Schwager John Meyer in Glogau.

Paris, 24. August 1833.

. . . Ihre Mittheilungen in Betreff der Posner Juden überraschten mich nicht. Für die Lage der Juden in Preußen ist keine Verbesserung von Seiten der Regierung zu erwarten. In England emanzipirte man die Katholiken nur aus Furcht, die jüdische Bill ist wiederum durchgefallen. Vielleicht werden wir nun die Juden früher in Portugal als in England und Preußen frei sehen. Dagegen zu schreiben ist ganz unzweckmäßig; man hat genug für und wider die Juden geschmiert, dieser Stoff ist erschöpft. Es ist unter der Würde der Juden, ihr wohlgegründetes Recht jetzt noch in läppischen Flugschriften zu vertheidigen, zumal da ihre Gegner jedem Gefühl allgemeiner Menschenliebe unzugänglich sind. Uns bleibt jetzt nichts übrig als mit der tiefsten Verachtung auf unsere Unterdrücker herabzusehen und gleich unsern Vätern im Mittelalter den Druck mit Ergebung zu ertragen, bis es der Gottheit gefällt, uns auf eine oder die andre Weise zu unserm Rechte zu verhelfen. In hiesigen Blättern kann man freilich das schändliche Benehmen unsrer Regierungen rügen, es geschieht auch zuweilen; aber auch dies ist ganz unnütz, die Verachtung, welche man hier allgemein gegen solche Niedrigkeiten hegt, bedarf keiner neuen Anregung.

---

17. An die Mutter.

Paris, 20. Oktober 1833.

Innigstgeliebte Mutter! . . . . . Meyerbeer habe ich neulich bei seinem kurzen Aufenthalte in Paris gesprochen. Ich hätte dieses Zusammentreffen, wenn es möglich gewesen wäre, gern vermieden; denn in uns beiden wurde der Schmerz erneuert. Hier konnte ich recht sehen, wie wenig Reichthum und Größe glücklich macht. Dieser Mann, der sich einen so kolossalen Ruf erworben, der irdische Güter im Ueberfluß besitzt, stand doch tief gebeugt da. Das noch frische Andenken seines Bruders, der beklagenswerthe Zustand seiner von Schmerz gebeugten Mutter, seine an einer

Brustkrankheit leidende Frau wiegen allen Glanz, der ihn umgiebt, nicht auf, und er ist wahrlich nicht beneidenswerth. Er geht jetzt mit seiner kranken Frau nach Italien, wohin auch seine Mutter gegangen ist, um ihre zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Sie leidet besonders sehr an den Augen, es soll aber jetzt etwas besser mit ihr gehen. . . . . Wie anders ist es in Frankreich[1]). wo außerhalb der Kirchen und Synagogen an keinen Unterschied der Religion mehr zu denken ist. Ein gewisser Herr Anisson, vormaliger Deputirter, in dessen Hause ich einige Zeitlang Unterricht ertheilte, und der mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Duc de Broglie, sehr befreundet ist, bot mir mehrmals an, mich dem Minister zu empfehlen. Bloß um ihm zu willfahren, schrieb ich an Herrn von Broglie und bot ihm als Uebersetzer orientalischer Correspondence meine Dienste an. Ich wußte im Voraus, daß keine solche Stelle für jetzt vakant sei, aber es verlohnte sich der Mühe, den Schritt zu thun, bloß um seine Antwort zu erhalten. Man braucht sie nur derjenigen gegenüberzustellen, welche ich vor meiner Abreise aus Berlin von Altenstein erhielt und man wird ein interessantes Specimen von der Brutalität eines preußischen Ministers und der Feinheit eines französischen besitzen. Der Herzog von Broglie und auch Herr Anisson wissen, daß ich Jude bin. . . . . Ich gebe hier eine Abschrift von der Antwort des Duc de Broglie.

Monsieur,

Paris, le 31. Juillet 1833.

Mr. Anisson m'a remis et recommandé la demande que vous me faites l'honneur de m'adresser sous la date du 23 de ce mois. La composition actuelle du Bureau des Traducteurs ne laisse aucun emploi vacant dans mon departement; c'est avec regret que je me vois dans l'impossibilité de vous offrir une occasion de mettre à profit les connaissances que vous avez acquises dans l'étude des langues orientales. Si cependant une circonstance favorable se présentait, je mettrais beaucoup de prix à vous être utile. Les vives recommandations de Mr. Anisson me garantissent que je ne pourrais mieux placer ma confiance.

Agréez, Monsieur, avec l'expression de mes regrets l'assurance de ma considération distinguée.

(Sig.) De Broglie.

---

[1]) Im Gegensatz zu der „heuchlerischen Proselytenmacherei, welche die protestantischen Jesuiten in Preußen treiben", von der er vorher gesprochen hat.

Es wird sich wohl bei uns sehr leicht ein Uebersetzer finden; das noch übrig bleibende Plätzchen will ich benutzen, Altenstein's Antwort in Erinnerung zu bringen:

„Das Ministerium eröffnet Ihnen, daß es sich, solange Sie sich zur mosaischen Religion bekennen, nicht veranlaßt sehen kann, Ihnen zu Ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung eine Unterstützung zu gewähren".

Punktum!

Die bloße Vergleichung macht jeden Commentar überflüssig.

---

18. An die Schwester Charlotte Danziger in Grünberg.

Paris, 28. März 1834.

Die Bücher[1]) werden nun hoffentlich angekommen sein oder nächstens ankommen; ich habe sie freilich für Louis[2]) bestimmt, doch bin ich keineswegs der Meinung, daß das Werk, so wie es da liegt, seinen Jahren und seiner jetzigen Geistesbildung angemessen sei. Am wenigsten sind die Noten, so wie meine beiden Aufsätze für Kinder geschrieben, überhaupt kann die Bibel nur mit der größten Vorsicht und mit einer klugen Auswahl den Kindern in die Hände gegeben werden. Wenn die Schularbeiten unserm Louis Zeit lassen, sich ein wenig mit dem Hebräischen und Französischen zu beschäftigen, so müßten ihm in dem Bibelwerk Stellen angedeutet werden, wo er dann bloß den Text und die Uebersetzung lesen dürfte, ohne sich mit den Noten zu beschäftigen. Denn nicht nur würden ihm diese theils unverständlich, theils unangemessen sein, sondern es herrscht auch im Allgemeinen ein Geist darin, den ich mißbillige. Es war mir daher auch sehr lieb, aus einigen Recensionen zu ersehen, daß der Unterschied zwischen meinen und des Verfassers Ansichten den Lesern nicht entgangen war. — Da mir die Umstände bis jetzt noch nicht günstig sind, um größere literarische Unternehmungen, die ich vorhabe, bald auszuführen, so suchte ich vorläufig mich durch diese und andere kleinere Arbeiten in periodischen Schriften einigermaßen bekannt zu machen, was mir auch schon ein wenig gelungen ist, wenn ich einigen Werth darauf legen darf, daß mein Name hie und da in den Journalen erwähnt wird. Ich bin vor Kurzem zum Mitarbeiter einer hier erscheinenden Encyklopädie aufgenommen worden, an welcher mehrere der hiesigen angesehensten Schriftsteller arbeiten. Aus einer Annonce, welche vor einigen

---

[1]) Es handelt sich um die vier ersten Bände der Cahen'schen Bibel. — [2]) Den ältesten Sohn der Schwester.

Tagen in dem Journal des Débats, der angesehensten Pariser Zeitung, erschien, ersehe ich mit Vergnügen, daß der erste Artikel, den ich geliefert habe, nicht unbemerkt vorüber gegangen ist. Einer obskuren Person, wie ich noch bin, muß es besonders lieb sein, neben einigen der ausgezeichnetsten Männer erwähnt zu werden, obgleich ich im Allgemeinen auf die Publicität wenig Gewicht lege, da sie oft ziemlich leicht zu erlangen ist, vorzüglich in Frankreich. Da die erwähnte Annonce[1]) sehr kurz ist, habe ich sie ausgeschnitten und hier beigelegt, bloß um Dir ein Vergnügen zu machen, keineswegs aber um sie fremden Personen zu zeigen. Ich weiß, daß bei uns auf dergleichen Dinge mehr Werth gelegt wird, als sie in sich haben, und das war es, was mich verhinderte, manchmal Blätter einzusenden, wo einiger kleinen Arbeiten von mir mit Wohlwollen erwähnt wurde. Denn was man Eltern und Geschwistern ganz unbefangen geben kann und soll, hat bei Fremden nur mit Recht den Schein der Prahlerei. Ich hoffe, daß Du diese Bemerkung beherzigen wirst. . . .

---

19. An die Mutter.

Paris, den 15. April 1834.

Theuerste Mutter! . . . . . Mit meinen Augen geht es jetzt wieder Gottlob recht gut; Du weißt, daß ich seit meiner Kindheit an Augenschwäche litt. Das Uebel hat seit einigen Jahren nicht zugenommen, und ich fürchte auch nicht, daß dieses der Fall sein werde. Wenn zufällig einmal eine etwas anhaltende Arbeit meine Augen ermüdet, so genügt mir immer eine Stunde Ruhe, um mich wieder gänzlich herzustellen. Im Sommer, wo ich wenig bei Lichte arbeite, sind solche Anfälle von Ermüdung sehr selten. . . .

---

20. An die Mutter.

Paris, den 26. Dezember 1834.

Theuerste Mutter! . . . . . Ueber diese Reise nach England habe ich noch keinen festen Entschluß gefaßt, obgleich mir soviel klar ist, daß ich sie früher oder später doch unternehmen muß. . . .

---

*) Sie lautet: La dix-huitième livraison du Dictionnaire de la Conversation vient de paraître. Une lecture rapide nous a permis d'y remarquer plus particulièrement un travail plein d'érudition et de profondeur sur la Cabale par Mr. Munk, l'un des plus savants Israélites de l'époque, ainsi que les articles Cacochymie, par M. Laurent; Cafés, par M. de Salvandy; et Calas, par M. de Pongerville. — Vgl. auch den Brief Nr. 14. —

Es ist garnicht daran zu denken, die Handschriften nach Paris kommen zu lassen. Es wäre schon eine große Begünstigung, wenn ich sie in Oxford selbst außerhalb der Bibliothek benutzen könnte; denn man ist in dieser Beziehung in England und in Deutschland weit weniger liberal als in Paris, wo ich fortwährend die Handschriften, die mich besonders interessiren, mit nach meiner Wohnung nehmen und nach Bequemlichkeit durchblättern oder abschreiben kann. — Die Seereise, welche Dir so viel Sorgen macht, verdient kaum, eine solche genannt zu werden; sie dauert nur ein paar Stunden und wird hier als eine Spazierfahrt betrachtet. Doch alle diese Pläne sind noch schwankend, nur das Eine habe ich fest beschlossen, eine Reise nach Schlesien zu machen. Alles übrige werden wir dann mündlich ausführlicher besprechen können, als es sich in Briefen thun läßt. Meine hiesigen Verhältnisse gestalten sich immer besser. Durch Meyerbeers Vermittlung bin ich mit einem der bedeutendsten Blätter (le Temps) in Verbindung getreten, wo ich Gelegenheit finden werde, mich von Zeit zu Zeit durch litterarische Artikel einem größeren Publikum bekannt zu machen; denn obgleich das Blatt ein politisches ist, so findet doch auch die Litteratur darin ihren Platz. , . . Mein Wunsch, an der Königlichen Bibliothek eine Anstellung zu erhalten, könnte sich durch diese Verbindungen vielleicht realisiren, das wäre immer ein guter Anfang . . . . In Deutschland ist ja für mich als Jude nichts zu hoffen . . . . Wir werden uns übrigens über alles dies mit Gottes Hilfe bald mündlich unterhalten. . . .

---

21. An die Schwester Charlotte Danziger in Grünberg.

Paris, den 6. Februar 1835.

Theuerste Schwester! . . . Meine Reise nach England werde ich wohl für den Augenblick aufgeben, zumal da mich ein glücklicher Zufall vor wenigen Tagen in den Besitz des Manuskriptes gesetzt hat, welches die Hälfte der Dokumente enthält, um derentwillen ich nach Oxford gehen wollte. Sollte ich auch dahin reisen, so wird mir doch jetzt ein kürzerer Aufenthalt genügen. . . . Ich habe bereits angefangen an dem Journal le Temps zu arbeiten, und es kommt viel darauf an, daß ich vor meiner Abreise festen Fuß darin fasse. Nach Kurzem hoffe ich, an diesem Blatte Beschäftigung genug zu finden, um bequem davon leben zu können, ohne meine Zeit mit Stundengeben hinbringen zu müssen. . . .

---

22. An die Mutter.

Paris, den 24. Mai 1835.

Theuerste Mutter! . . . . Ich gedenke Paris in den ersten Tagen des Juli zu verlassen. Da es mir in den letzten Tagen gelungen ist, meine litterarischen Sammlungen sehr zu erweitern, und nunmehr ein sehr kurzer Aufenthalt in Oxford genügen würde, um meine Materialien zu einem Werke zu vervollständigen, welches für die orientalischen Studien im Allgemeinen und besonders für das Judenthum von der größten Wichtigkeit sein wird, so würde ich eine große Pflicht verletzen, wenn ich meiner eigenen Zukunft und der Wissenschaft nicht dieses kleine Opfer brächte. Ich will also anfangs Juli eine kleine Reise nach England machen und meine Arbeit dort schleunigst vollenden, wenigstens das Unentbehrlichste, wozu mir 14 Tage bis 3 Wochen genügen. Ich trete dann ungesäumt meine Reise nach Schlesien an, wo ich im August einzutreffen gedenke, und wo ich meinen Aufenthalt bis über die Feiertage auszudehnen hoffe. Unterwegs werde ich mich wenig aufhalten. . . . . denn meine Reise hat keinen anderen Zweck als nur Dich und die Unsrigen wiederzusehen. Wenn es sich thun läßt, mache ich die Reise nach England noch früher, denn die Ungeduld, mit welcher ich der Stunde des glücklichen Wiedersehens harre, läßt mir nicht mehr die Muße zu ernsten Beschäftigungen, und ich würde mich auch der Arbeit in Oxford nicht unterziehen können, wenn sie irgend Anstrengung des Geistes erforderte und nicht bloß in einem materiellen Kopiren bestände, ich gewinne aber dadurch, daß ich in Deutschland bei meiner Ankunft etwas Positives versprechen kann und hoffentlich Subskribenten finde. . . .

---

23. An die Mutter.

London, den 2. August 1835.

Theuerste Mutter! . . . . Ich bin bereits seit zehn Tagen in London, wo ich im besten Wohlsein angelangt bin. Da es mir nun einmal vergönnt war, diese Hauptstadt der Welt zu besuchen, so konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, wenigstens das Merkwürdigste zu sehen. . . . . In Oxford, wo ich morgen, so Gott will, ankomme, geht es wieder recht tüchtig ans Arbeiten. Oxford ist ein kleiner Ort, der durchaus keine Zerstreuungen darbietet. Ich kann mich dort ohne eine Störung meiner Arbeit widmen und sie dort vollenden. Der Oberbibliothekar war früher mein Schüler in Berlin, und an einen andern Direktor bin ich von hier aus sehr gut empfohlen. Zeit und Raum gestatten mir nicht, Dir hier den Eindruck zu schildern, welchen London auf mich gemacht und alles

zu beschreiben, was ich hier gesehen habe. . . . . . Ich will Dir nur so viel sagen, daß ich von der Größe der Stadt und von dem imposanten Anblick, welchen sie gewährt, keinen Begriff hatte. Das Großartige derselben überraschte mich so sehr, daß mir Paris fast ein Dorf scheint. . . . . Unter unsern Glaubensgenossen habe ich mich ziemlich viel umgesehen, habe auch den רב[1]) besucht, dessen Frau, wie er sagte, mit uns verwandt war. Im Allgemeinen habe ich unter den Juden nicht viel Erfreuliches hier gesehen, hie und da einige gebildete Leute, wenig oder gar keine ausgezeichnete Männer und die Masse zwar sehr religiös aber höchst ungebildet. Es giebt mehrere Straßen, die fast ganz von Juden bewohnt sind und einen Anblick gewähren, wie man ihn selbst in Posen und Lissa jetzt vergebens suchen würde. Es bleibt den Juden hier gewiß noch mehr zu thun übrig als in Polen, um die vollkommene Gleichstellung mit den Christen ertragen zu können. Sie genießen indeß doch schon weit mehr Freiheiten als wir deutsche Juden. . . . .

24. An die Mutter.

Paris, den 31. Mai 1840.

. . . Was hier besonders unter den Juden jetzt viel Aufsehen macht, sind die traurigen Ereignisse in Damaskus, in welchen der französische Konsul eine so niederträchtige Rolle gespielt hat. Unter jedem anderen Ministerium wäre dieser Mensch schon abgesetzt und zur Verantwortung gezogen, aber leider steht jetzt grade einer der nichtswürdigsten politischen Männer[2]) an der Spitze, der zwar sehr liberal schwatzt, dem es aber an jedem moralischen Gefühl für Wahrheit und Recht gebricht. Er wird nun doch endlich gezwungen seyn etwas für die Sache zu thun; ich weiß aus sicherer Quelle, daß vor einigen Tagen sehr ernste Reklamationen von Seiten des Fürsten Metternich an das hiesige Ministerium gelangt sind. Nach den neusten authentischen Nachrichten von Alexandrien, hat die Verfolgung durch den dagegen erlassenen strengen Befehl des Vicekönigs bereits aufgehört. Die bisherige Prozedur gegen die Juden in Damaskus ist für null und nichtig erklärt. Alle durch die Tortur erpreßten Geständnisse sind bereits widerrufen, und es wird von neuem ein regelmäßiger Prozeß eingeleitet. Leider sind vier der Angeklagten unter den Martern gestorben.. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die noch Lebenden freigesprochen werden. Es ist bereits vom Vicekönig anerkannt, daß die Anklage aus der

[1]) = Rabbiner. — [2]) Bekanntlich ist von Thiers die Rede.

Luft gegriffen ist; ja, es ist nicht einmal erwiesen, ob der verloren gegangene Priester wirklich todt oder ob er nicht vielmehr in irgend einem Kloster versteckt ist. Wie dem auch sein mag, so war es ein christliches Komplott, bei welchem die Mohammedaner nur unbewußt als Werkzeuge dienten. Das schändliche Lügengewebe wird sich, Dank sei es dem edlen Eifer des österreichischen Konsuls, hoffentlich bald entwirren und es wäre möglich, daß wir den französischen Konsul nach einiger [Zeit] als Angeklagten vor einem hiesigen Gerichtshof erblicken....

---

25. An die Mutter.

Paris, den 26. Juni 1840.

Theuerste Mutter! ... Daß ich das Schreiben [an Dich] bis jetzt aufgeschoben, geschah darum, weil ich über eine ziemlich wichtige Angelegenheit sprechen wollte, die erst in den letzten Tagen zu einer sicheren Entscheidung gekommen ist. Ich bin nämlich dringend ersucht worden den Advokaten Crémieux, welcher nach Alexandrien reist, um dort den Prozeß der Juden von Damaskus zu leiten, als Sekretair und Dolmetscher zu begleiten, da er des Arabischen und Hebräischen unkundig, sich in jenem Lande durchaus nicht bewegen kann, und er jemanden bei sich haben muß, der nicht nur jener Sprachen kundig ist, sondern dem er sich auch vollständig anvertrauen kann, und der auch im Stande ist, ihn mit Rath in Betreff mancher jüdischer und arabischer Gesetze zu unterstützen. Es fand sich außer mir in Paris keine andere Person, welche alle jene Bedingungen erfüllen könnte, und da es sich hier um keine Privatsache, sondern um eine Angelegenheit handelt, welche die Gemeinsache der Juden geworden ist, so durfte ich meine Mitwirkung nicht verweigern. Ich würde mir dadurch einen gerechten Tadel zugezogen haben, der für immer auf mir gelastet hätte. Wir denken ungefähr in vierzehn Tagen abzureisen, vielleicht sogar noch etwas früher. Auch Herr Montefiore, einer der reichsten und angesehensten Juden der Londoner Gemeinde, geht mit uns in Begleitung seiner Frau, seines Arztes und Sekretairs, und von Livorno aus begleiten uns noch einige angesehene Mitglieder der dortigen Gemeinde. Ich werde mich also in einer zahlreichen und sehr interessanten Gesellschaft befinden. Die Reise macht man übrigens jetzt sehr schnell und sehr angenehm, indem von Marseille aus regelmäßig alle 10 Tage ein Dampfschiff des Staates nach Alexandrien abgeht. Die ganze Reise dauert etwa 18 Tage. Dabei hält man sich aber an mehreren Orten einen ganzen Tag auf, wie z. B. in Livorno, Malta und Smyrna. Eine Reise nach dem Orient kommt mir in

vieler Beziehung gut zu statten. Ich hätte freilich gewünscht, sie in andern Verhältnissen zu machen und hätte es mir nie träumen lassen, daß es wegen einer mittelalterlichen Judenverfolgung geschehen werde. Doch da die Vorsehung es so will, so betrachte ich es als eine göttliche Fügung, daß auch ich etwas zur Rettung der Unterdrückten beitragen soll, und ich fühle mich schon im Voraus durch dieses Bewußtsein vollkommen belohnt, zumal da alles, wie es jetzt steht, einen günstigen Erfolg unsrer Sendung erwarten läßt. Ich bin überzeugt, liebe Mutter, Dein frommer Sinn wird Dich diese Reise unter den heitersten Farben sehen lassen, Du wirst es auch einsehen, daß es mir unmöglich gewesen wäre, nicht darin einzuwilligen, und wenn ich Zeit gehabt hätte, Dich um Deine Meinung zu fragen, so würdest Du mir gewiß selbst dazu gerathen haben. Nach drei Monaten wirst Du Dich, so Gott will, meiner glücklichen Rückkehr freuen und Dir sagen können, daß ich zur Verrichtung eines großen und guten Werkes einiges beigetragen habe. Meine Vorgesetzten an der Bibliothek haben es ebenfalls eingesehen, daß ich nicht zurückbleiben darf und haben mir wegen der Wichtigkeit der Sache einen Urlaub bewilligt, obgleich meine Abwesenheit für die Verwaltung sehr störend ist. Es wurde mir sogar angekündigt, daß mir mein Gehalt während der Zeit meiner Abwesenheit nicht entzogen werden soll. Ich hoffe, liebe Mutter, Du wirst mir nur heitere Wünsche und gute Hoffnungen auf die Reise mitgeben und alle Besorgniß fahren lassen. Wir sind überall in der Hand der Vorsehung; die Verbindungen zwischen Frankreich und Aegypten sind jetzt so häufig, daß man hier die Fahrt nach Alexandrien, gleichsam wie eine Promenade betrachtet. Herr Crémieux, der für einige Zeit seine Frau und Kinder verläßt, bringt im Grunde ein größeres Opfer als ich, der ich doch von den Meinigen entfernt bin und mich nur etwas mehr entferne. Von dieser Seite hätte ich nicht einmal eine scheinbare Entschuldigung finden können.... Ich habe zu sagen vergessen, daß hier und in London bedeutende Summen von den reichsten Juden zusammengeschossen wurden, um die Kosten dieses großen Prozesses zu decken. Von diesen Geldern werden auch Herrn Crémieux und mir die Reisekosten vergütigt. Herr Montefiore, welcher sehr reich ist, reist auf seine eigenen Kosten....

---

26. Aus der Anschrift an den Schwager John Meyer in demselben Briefe.

... Die englischen Blätter vom 25., welche gestern hier angekommen sind, sprechen sehr viel von der jüdischen Angelegenheit, und alle ergießen sich in Lob der europäischen, besonders der eng-

lischen Juden, und in bitteren Tadel über den französischen Minister Thiers, der die Sache auf eine höchst unwürdige Weise behandelt hat, während Lord Palmerston sich der Juden auf eine sehr edle Weise annimmt. Die englischen Blätter enthalten auch einen ausführlichen Bericht über eine Versammlung, welche vor einigen Tagen in der Synagoge von Dukes Place gehalten wurde, und in welcher der ehemalige Sherif Sir Moses Montefiore sich auf eine rührende Weise verabschiedete. Dieser edle Mann hat schon zwei Mal mit seiner Frau aus bloßer Religiosität eine Reise nach Jerusalem unternommen. Im vorigen Sommer lernte ich ihn und seine Frau hier kennen, als er von seiner zweiten Reise zurückkehrte. Er ist in Aegypten sehr angesehen, und seine persönliche Gegenwart wird uns gewiß sehr nützlich sein. Die in Paris und London gesammelten Beiträge zur Deckung der Kosten belaufen sich schon auf 250 000 Franken, und die Geber haben sich verpflichtet, ihre Beiträge zu verdoppeln, wenn es nöthig seyn sollte. Wir erwarten Herrn Montefiore die nächste Woche in Paris, wo er sich einige Tage aufhalten wird. Am 21. Juli schiffen wir uns in Marseille ein und sind in den ersten Tagen des August, so Gott will, in Alexandrien. Ob wir nach Palästina gehen, ist zweifelhaft, doch sehr wahrscheinlich, zumal wenn, wie sich hoffen läßt, die Angelegenheiten in Alexandrien bald gut von statten gehen. . . .

---

27. An die Mutter.

Marseille, den 19. Juli 1840.

Theuerste Mutter! . . . Es wohnen hier viele Juden aus Syrien, welche mit dem Orient fortwährende Verbindungen unterhalten, und von denen man über die dortige Gegend und über manche Personen vieles Interessante und Nützliche erfahren kann. Einer derselben, ein gewisser Herr Altaras, ein sehr reicher und angesehener Mann und Vorsteher der hiesigen Gemeinde, besuchte mich Freitag gleich nach meiner Ankunft. . . . Ich mußte gestern bei ihm speisen und befand mich in arabischer Gesellschaft mit arabischer Kost bewirthet. Seine achtzigjährige Schwiegermutter, welche erst seit einem Jahre Syrien verlassen hat, befand sich da im orientalischen Sabbathkostüm ihrer Heimat, und ich unterhielt mich mit vielem Interesse mit der alten Frau in ihrer Landessprache, was sie sehr wunderte und ergötzte, da sie fast kein Wort französisch versteht. Die andern Mitglieder der Familie, welche schon lange Zeit hier wohnen, haben europäische Sitte und Bildung angenommen. . . . Unsre Abreise ist auf übermorgen festgesetzt. Es beruhigt mich sehr, liebe Mutter, daß Du diese Reise, wenn nicht

mit Gleichmuth, doch mit Ergebung und Ruhe betrachtest, wie es sich von Deiner Klugheit und Deinem frommen Sinn erwarten ließ. Für mich wird sie, abgesehen von dem höheren Zweck, viel Interessantes und Belehrendes haben, und ich verspreche mir davon für meine speziellen Studien einen großen Nutzen. Du würdest noch weit sorgloser sein, wenn Du wüßtest wie man hier zu Lande von einer solchen Reise spricht; man betrachtet sie fast wie eine Spazierfahrt. — Ich habe schon in meinem vorigen Briefe gesagt, daß Madame Montefiore mitreist und muß nun noch hinzufügen, daß Madame Crémieux ebenfalls den Entschluß gefaßt hat, ihren Mann zu begleiten. . . . Ich bitte Dich nochmals, theuerste Mutter, jede Sorge fahren zu lassen, und möge Deine Einbildungskraft Dir nicht Gefahren vor die Sinne führen, die in der Wirklichkeit gewiß nicht für mich existiren. In meinem ersten Brief aus Alexandrien werde ich Dir hoffentlich die beruhigendsten Versicherungen geben können. . . .

---

28. An die Mutter.

Alexandrien, den 6. August 1840.

Theuerste Mutter! Vorgestern sind wir nach einer vierzehntägigen Reise glücklich hier angelangt. Ich habe Dir von Malta aus geschrieben und Dir angezeigt, daß wir uns bis dahin des schönsten Wetters zu erfreuen hatten. Auch von Malta hieher ging es recht gut, obgleich wir 2 Tage lang eine recht stürmische See hatten. Doch war ich nicht einen Augenblick seekrank, und ich kann sagen, daß mich die Reise von Marseille nach Alexandrien weit weniger ermüdete, als die Reise im Postwagen von Paris nach Marseille. Herr Montefiore hat bereits eine Audienz beim Pascha oder Vicekönig gehabt, die aber ganz ceremoniell war und kein erhebliches Resultat hatte. Herr Crémieux soll morgen mit mir zum Pascha gehen, aber wir erfahren eben, daß dieser eine kleine Reise auf das Land machen soll, und es ist noch sehr die Frage, ob wir ihn vor seiner Abreise werden sehen können. Auf die Entscheidung des Pascha kommt alles an; nur mit einem Befehl von ihm ausgerüstet, der uns den Zugang zu den Verhafteten und das Abhören mancher wichtiger Zeugen möglich macht, können wir unsre Reise nach Damaskus antreten und dort etwas ausrichten. Wir fürchten sehr, die Sache möchte sich in die Länge ziehen, da der Pascha, welcher früher bereits die größte Hoffnung gegeben hatte, daß er die Angeklagten hier in Alexandrien vor einem neuen Gerichtshof werde erscheinen lassen, durch die Einflüsterungen des französischen Ministeriums wieder unschlüssig ge-

worden ist, doch ist der Pascha persönlich den Juden nicht ungünstig, und wir hoffen auf seine vielgepriesene Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe. . . .

29. An die Mutter.

Alexandrien, den 16. August 1840.

Theuerste Mutter! . . . Am sechsten abends hatten wir eine Audienz beim Vicekönig oder Pascha von Aegypten, welcher uns sehr freundlich aufnahm. Die Unterredung dauerte nur einige Minuten, der Pascha sagte uns, daß er eben im Begriff sey auf 8 Tage zu verreisen, und nach seiner Rückkehr wolle er uns über unsre Angelegenheit Bescheid geben. Wir hatten also Zeit uns hier umzusehen, und sowohl die Stadt, als ihre Einwohner näher kennen zu lernen. Am meisten verkehrten wir natürlich mit den Juden. Wenn schon das unsichtbare Band, welches die Juden aller Länder brüderlich mit einander verbindet, dem aus der Ferne gekommnen Glaubensgenossen eine brüderliche Aufnahme sichert, um wieviel mehr mußte das bei uns der Fall seyn, die wir eine so weite Reise unternommen haben, um die Sache des Judenthums gegen seine Verfolger zu vertreten. In den drei hier existirenden Synagogen, wovon eine den europäischen und zwei den arabischen Juden gehören, wurden wir feierlich bewillkommnet, und es wurden für den glücklichen Erfolg unsrer Bestrebungen besondere Gebete abgehalten. Im Allgemeinen stehen die hiesigen Juden auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Bildung, selbst die rabbinische Gelehrsamkeit ist höchst selten anzutreffen. Die Frauen sind ganz verwahrlost und können nicht einmal die Gebete lesen. Der Rabbiner, ein sehr geistreicher und gelehrter Mann, mit dem ich mich sehr befreundet habe, machte mir selbst ein sehr trauriges Gemälde von dem geistigen Standpunkte seiner Gemeinde. Es ist dies die Folge der Bedrückung und der Verachtung, unter welcher unsre Glaubensbrüder im Orient leben, und zu ihrer Veredlung müßte der Antrieb von Europa ausgehen. Man wird von diesen Umständen um so schmerzlicher berührt, wenn man sich erinnert, welche glänzende Rolle vor alten Zeiten die Juden in dieser Stadt spielten. Aber auch die Stadt selbst bietet nicht die geringste Spur mehr dar von all dem Glanze, in welchem sie ehemals geprangt; nur die weit umher sich ausdehnenden Schutthaufen bezeugen dem Reisenden ihre ehemalige Größe. . . .

Vorgestern Abend ist der Vicekönig zurückgekehrt. Montefiore und Crémieux begaben sich gestern zu ihm, und obgleich die hier eingetroffnen politischen Nachrichten ihn jetzt ganz in Anspruch

nehmen, so nahm er doch die beiden Abgeordneten wiederum sehr freundlich auf, gab ihnen aber noch immer keine entscheidende Antwort, sondern versicherte bloß, daß er gerecht seyn werde, und daß er mit den Consuln das Nähere besprechen wolle. Wir wissen also noch immer nicht, wann wir nach Damaskus abreisen werden. Es ist die Gewohnheit des Vicekönigs alles in die Länge zu ziehen, und einen Jeden lange mit Versprechungen hinzuhalten, ehe er sich zu etwas entschließt, und so fürchte ich, daß wir hier viele Zeit unnütz verlieren....

---

30. An die Mutter.

Alexandrien, den 26. August 1840.

Theuerste Mutter!... Leider kann ich auch heute nichts Erfreuliches über den Gang unsrer Angelegenheit mittheilen. Der Pascha hat noch immer keine entscheidende Antwort gegeben, und bei dem jetzigen Einfluß Frankreichs ist es kaum noch zu erwarten, daß wir unsere Sache hier durchsetzen, und daß der Pascha die früher versprochne Revision des Prozesses bewilligt. Unsere Hoffnung gründet sich jetzt einzig und allein auf die zwei österreichischen Unterthanen, welche in dem Prozeß verwickelt sind, und deren Sache nach ihren Landesgesetzen gerichtet werden muß. Dieses wird uns hoffentlich die Mittel in die Hände geben, dem ganzen Höllengewebe auf die Spur zu kommen. Noch eine andre Hoffnung ist uns in den politischen Ereignissen gegeben. Wenn der Pascha Syrien verliert, so wenden wir uns nach Constantinopel, wo uns der Sieg gewiß ist. In keinem Falle werden wir lange mehr in Alexandrien verweilen. Das Wahrscheinlichste ist, daß wir auf einige Tage nach Kairo gehen, und uns dann nach Constantinopel begeben, um dort die Begebenheiten abzuwarten, da für den Augenblick eine Reise nach Damaskus unnütz wäre und vielleicht auch, wenn Krieg ausbricht, unmöglich. Wir werden nicht unverrichteter Sache nach Europa zurückkehren, bis jede Hoffnung, Recht zu erlangen, dahin ist. Auf diesen Punkt sind wir aber Gottlob bei Weitem noch nicht gekommen, und wir vertrauen auf die Vorsehung, daß sie unserer gerechten und heiligen Sache den Sieg verleihen wird. . . . Ich habe für heute nichts weiter hinzuzufügen als die innigsten Glückwünsche zum herannahenden Neujahrsfeste. Möge der Himmel uns recht bald ein freudiges, glückliches Wiedersehen schicken, möge das nächste Jahr unser Volk für die Leiden des gegenwärtigen entschädigen. . . .

---

31. An die Mutter.

Alexandrien, den 6. September 1840.

Theuerste Mutter! ... Hoffentlich hast Du meine Briefe vom 6., 16. und 26. vorigen Monats erhalten, wodurch Du wenigstens über meine Person beruhigt sein konntest, wenn ich auch in Betreff unserer Angelegenheiten nichts Erfreuliches mitzutheilen hatte. Jetzt endlich habe ich die unaussprechliche Freude die Freilassung der Unglücklichen anzeigen zu können. Die bloße Gegenwart einer aus Europa kommenden Deputation hat diese Wohlthat bewirkt. Ich gebe hier eine wörtliche Uebersetzung des am 30. August von dem Vicekönig an den Gouverneur von Syrien erlassenen Befehls:

„Aus der Vorstellung und dem Gesuche der Herren Montefiore und Crémieux, welche sich im Auftrage aller in Europa ansässigen mosaischen Glaubensgenossen zu uns verfügt, haben wir ihren Wunsch erkannt, daß den Juden, welche wegen der Untersuchung in Betreff der im Monat דולחגה 1255 zu Damaskus nebst seinem Diener Ibrahim verschwundenen Mönchs Pater Thomas verhaftet worden oder die Flucht ergriffen haben, Freiheit und Ruhe bewilligt werden möchte. Da nun in Rücksicht auf eine so zahlreiche Volksmenge, ihre Bitte und ihr Gesuch nicht füglich zurückgewiesen werden können, so sollen die Verhafteten in Freiheit gesetzt, und den Flüchtlingen Sicherheit zur Rückkehr gewährt werden. Ihr werdet die Handwerksleute in ihrer Arbeit und die Kaufleute in ihrem Handel wiederum ihre gewohnten Geschäfte treiben lassen, und auf das Pünktlichste dafür sorgen, daß keinem einzigen unter ihnen, von welcher Seite es auch sein mag, irgend etwas zu Leide gethan werde, und daß sie ferner in Ruhe und Sicherheit verbleiben wie zuvor, und von allen Seiten zufrieden gelassen werden, wie es unser Wille ist.“

Somit ist wenigstens das Leben der Angeklagten gerettet, obgleich dieser Ausgang der Sache keineswegs unseren Wünschen entspricht. Wir wollten die Fortsetzung des Prozesses nach einer regelmäßigen Prozedur, aber der französische Consul that alles mögliche, um dies zu verhindern, und leider sind die französischen Beamten jetzt hier sehr mächtig, da der Pascha von Frankreich Hilfe erwartet. Dennoch gelang es dem Consul nicht, in den obigen Befehl das Wort Gnade hineinzubringen, wie er es versucht hatte. Wir protestirten dagegen und der Pascha befahl das Wort wegzulassen. Es ist also ein bloßes Aufheben des Prozesses, ohne irgend einen vernünftigen Grund. Jeder Unparteiische wird aber erkennen, daß unsere Feinde die Untersuchung fürchteten. Ich habe

darauf bestanden, daß wir nach Damaskus gehen sollten, um womöglich nun der Wahrheit auf die Spur zu kommen, aber Montefiore und Crémieux, welche allein an der Spitze der Deputation stehen, finden es für jetzt nicht zweckmäßig, diese Reise zu unternehmen. Ich als bloßer Gehülfe des Herrn Crémieux kann allein nichts ausrichten; vielleicht aber führt die Antwort, welche wir aus Damaskus erwarten, andere Entschlüsse herbei. — Ich habe heute noch viel nach Paris zu schreiben; auch muß ich Berichte an einige deutsche Blätter übersenden. Ich muß mich also kurz fassen, und will nur noch bemerken, daß wir dieser Tage einen Firman zu erlangen hoffen, in welchem der Pascha die auf den Gebrauch des Blutes gegründete Anklage ausdrücklich für absurd und grundlos erklären soll, wodurch er den ganzen Prozeß als ein Lügengewebe brandmarken würde. . . .

---

32. An die Mutter.

Kairo, den 2. October 1840)[1].

Theuerste Mutter! Meine Reise nach Kairo und den Pyramiden nöthigte mich, zwei Dampfböte unbenutzt absegeln zu lassen; ich hoffe, daß diese Unterbrechung meiner Correspondenz Dich nicht beunruhigt hat, da ich sie Dir im Voraus in meinem Schreiben vom 6. September angekündigt habe. Außer Deinem lieben Briefe vom 2. August habe ich bis jetzt keine Nachricht von Dir erhalten; es ist indeß möglich, daß in Alexandrien Briefe für mich angekommen sind, und ich muß Geduld haben, bis ich wieder dahin zurückkehre. Hier in Kairo bin ich seit 14 Tagen, und ich habe hier die Zeit viel nützlicher und angenehmer zugebracht, als in Alexandrien. Hier erst habe ich den Orient in seiner wahren Gestalt gesehen und über viele Gegenstände mannigfache Belehrung gefunden.

Kairo liegt in der Gegend, wo sich einst unser Erzvater Jakob mit seinen Söhnen aufhielt, und wo später seine Nachkommen unter dem Joche der Pharaonen schmachteten, bis sie von Moses erlöst wurden. Es sind nur wenige Tagereisen von hier nach der Wüste, in welcher der Berg Sinai liegt, und es ist mir wahrhaft schmerzlich, diese Gegenden verlassen zu müssen, ohne eine Reise durch die Wüste Sinai nach Jerusalem machen zu können, wie ich es anfangs wünschte und hoffte. Durch den in Syrien ausgebrochenen Krieg ist eine Reise dahin, welche ohnedies immer sehr beschwerlich ist, jetzt ganz unmöglich geworden; ich muß mich daher

---

[1]) Zuerst gedruckt in Klein's Jahrbuch für 1847, S. 49 ff., hier nach der Urschrift berichtigt.

für jetzt mit dem begnügen, was ich hier gesehen habe, bis es mir vergönnt ist, in ruhigen Zeiten wiederum eine Reise nach dem Orient zu machen, ohne, wie diesmal, auf eine kurze Zeit beschränkt zu sein. Ich habe jetzt schon länger, als ich es sollte, hier verweilt, und da ich auf der Rückreise zwanzig Tage auf der Insel Malta Quarantäne halten muß, so ist es unmöglich, daß ich mich zu dem mir von der Bibliothek festgesetzten Termin wieder in Paris befinde. Doch bin ich überzeugt, daß diese Zögerung keine nachtheiligen Folgen für mich haben wird, zumal da ich meinen Aufenthalt in Kairo auch für die Bibliothek durch Anschaffung seltener Manuskripte nützlich verwendet habe. — Das Merkwürdigste, was ich auf dieser Reise gesehen habe, ist der Nil und die Pyramiden von Gise. Der Fluß, welcher in der jetzigen Jahreszeit seine größte Höhe erreicht hat, bietet einen sehr großartigen Anblick dar. An vielen Stellen gleicht er einem Meere, so daß das Auge die Ufer kaum erreichen kann. Ohne die Ueberschwemmungen könnte Aegypten nicht bestehen, da es hier fast nie regnet. Dieses Jahr aber ist die Ueberschwemmung so groß, wie man sie seit Menschengedenken nicht gesehen hat, und sie hat viel Schaden angerichtet. Die schon ohnehin so unglücklichen Bauern dieses Landes sind sehr hart mitgenommen worden, was die unmenschliche Regierung nicht verhindert, sie zu bedrücken, um die Abgaben, welche oft den größten Theil ihrer Habe in Anspruch nehmen, durch Stockschläge zu erpressen. Wer Aegypten nicht gesehen, hat keinen Begriff von dem tiefen Elend, in welches die Tyrannei Mehmed Ali's dieses Land versetzt hat. Von den Pyramiden kann man durch alle Beschreibungen keinen vollkommenen Begriff erhalten; man muß diese Wunderwerke selbst gesehen haben, um über das Volk zu staunen, welches sie hervorgebracht hat, und zugleich alles Sonderbare und Geheimnisvolle zu fassen, welches sich an diese ewigen Denkmäler knüpft. Ich habe es unternommen, von vier Beduinen geführt, in das Innere der großen Pyramide hinein zu gehen, oder vielmehr hinein zu kriechen, was äußerst beschwerlich ist. Ich drang bis in die Kammern vor, welche einem Pharao nach seinem Tode zur Wohnung dienen sollten; alles ist darin wunderbar und schauerlich, und das hohe Alterthum dieser Denkmäler, an denen so viele Generationen und Völker vorübergegangen sind, erregt die ernstesten und feierlichsten Gefühle. Ich bedaure jetzt, daß ich nicht die übrigen Pyramiden und die Ruinen von Theben besuchen kann. Auch dieses muß ich auf ein anderes Mal ersparen. Die Stadt Kairo bietet auch manche Denkmäler aus der späteren jüdischen Geschichte dar. In Alt-Kairo existirt eine uralte Synagoge, welche noch vor der Zerstörung Jerusalems

erbaut sein soll. In jedem Fall ist sie sehr alt. Da jetzt in jenem Theil von Kairo keine Juden mehr wohnen, so wird nur zwei Mal des Jahres eine Wallfahrt dahin unternommen und eine Prozession mit den ספרים[1]) gehalten. Hier war auch der Ort, wo der berühmte Maimonides oder Rambam lebte und wirkte, und wo viele unserer gelehrten Juden neben ihm glänzten. Jetzt sind leider die hiesigen Juden auf einem sehr niedrigen Standpunkte der Bildung. Wir haben unsern Aufenthalt hier benutzt, um eine Schule zu gründen, in welcher außer dem Hebräischen und Arabischen auch Französisch und Italienisch, sowie Arithmetik und Geographie gelehrt werden soll. Herr Crémieux ist, nachdem er für die materiellen Bedürfnisse der Schule gesorgt, vor einigen Tagen abgereist. Ich bleibe noch bis nächsten Donnerstag hier, um alles, was den Unterricht betrifft, in Ordnung zu bringen. Dann gehe ich nach Alexandrien zurück, wo sich hoffentlich etwas Aehnliches wird gründen lassen. Wenigstens haben wir vor unsrer Abreise dort einige Anstalten dazu getroffen. Ich habe einen Aufruf in hebräischer und arabischer Sprache aufgesetzt, den wir den Gemeindevorstehern übersandt haben, und der vom Rabbiner in einer Versammlung öffentlich verlesen wurde. Ich gedenke den 11. in Alexandrien einzutreffen und mich am 17. nach Europa einzuschiffen. Herr Crémieux wird gewiß schon in diesen Tagen Alexandrien verlassen. Herr Montefiore hat sich bereits vor vierzehn Tagen eingeschifft. Die vielen Beschäftigungen, mit denen ich in den wenigen Tagen, die ich hier noch verweile, überhäuft bin, erlauben mir für heute keine längere Unterhaltung, und ich muß die in meinen vorigen Briefen versprochenen Antworten noch einige Tage verschieben. Lebe recht wohl, mehr von Alexandrien aus oder von dem Lazarethe zu Malta.

33. An die Mutter.

Malta, den 4. November 1840.

Theuerste Mutter!... Hoffentlich hast Du mein Schreiben aus Kairo pünktlich erhalten.... Nach der Abreise des Herrn Crémieux, der seinen Weg über Triest genommen hat, war mein Aufenthalt der jüdischen Schule gewidmet, welche wir dort gegründet haben. Es ist nun für die Civilisirung der Juden ein guter Anfang gemacht, und ich hoffe, unsere Reise wird für sie nicht fruchtlos sein. Wäre nicht der Krieg jetzt im Orient ausgebrochen, so hätten wir auch in Alexandrien und vielleicht in Syrien dasselbe versucht. Wir müssen es nun auf eine spätere Zeit verschieben.

[1]) Thorarollen.

Mit den sonstigen Resultaten unsrer Reise bin ich ... nicht ganz zufrieden. Auch schmerzt es mich sehr, daß es mir nicht vergönnt war, eine Reise nach Jerusalem zu machen, wohin ich in ruhigen Zeiten von Alexandrien aus in 4—5 Tagen hätte gelangen können. Die Angelegenheit von Damaskus betrachte ich als noch nicht vollendet. Sobald diese Stadt, wie es sich jetzt hoffen läßt, wieder dem Sultan in die Hände fällt, muß die ganze Sache von Neuem untersucht und die klare Wahrheit ans Licht gezogen werden. Doch wird wohl hierbei die Gegenwart europäischer Abgeordneter nicht nothwendig seyn....

---

34. An die Mutter.

Rom, den 26. November 1840.

Theuerste Mutter! Wie ich es Dir in meinem Schreiben aus Malta angezeigt, habe ich von Civitavechia aus ... einen Abstecher nach Rom gemacht, um im Vorbeigehen diese weltberühmte Stadt zu sehen. Es würde ein Jahr kaum hinreichen, um die unzähligen Denkmäler der Kunst, welche hier aufgehäuft sind, im einzelnen zu übersehen, doch was mich am meisten interessirt, sind die Ueberreste des Alterthums, und diese kann ich in den wenigen Tagen meines hiesigen Aufenthaltes genugsam überschauen.

Einen betrübenden Anblick gewährt das Ghetto oder die Judenstadt. Unsere Glaubensgenossen leben hier unter dem tiefsten Drucke. Sie sind in einen der elendsten Theile der Stadt verbannt, welcher seiner Lage nach zu dem alten Rom gehört. Hier sind ihnen wenige schmutzige Straßen angewiesen, in welche man durch verschiedene Thore gelangt, die des Nachts gesperrt sind. Die meisten treiben Kleinhandel, nur einige wenige können jetzt Professionen erlernen. In Folge der Unterdrückung herrscht unter ihnen eine große Unwissenheit und nur durch das Bedürfniß bilden sich unter ihnen einige Aerzte. Nahe dem Judenviertel sieht man noch den Triumphbogen, durch welchen Titus seinen Einzug in Rom hielt, als er von der Zerstörung Jerusalems zurückkehrte, und man bemerkt darauf mehrere von den Tempelgefäßen abgebildet, wie z. B. den goldnen Leuchter und den Tisch. Die Juden machen gewöhnlich einen Umweg, um nicht durch diesen Triumphbogen zu gehen. Doch sieht man rings umher das alte Rom in Ruinen verwandelt und ausgestorben, während das Judenthum noch besteht und ewig bestehen wird. Gleichsam den stolzen Prachtgebäuden zum Trotz liest man beim Eintritt in die einfache große Synagoge auf einem schwarzen Viereck die Worte: „Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so vergesse mich meine Rechte.“ Für mich ist alles

dies interessanter und erhebender als alle die Pracht, womit das Christenthum hier prangt, welches in ganz Italien ein wahres Heidenthum ist. Es wird sich an mir das Sprichwort bewähren, „in Rom gewesen, und den Papst nicht gesehen“. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen, ihn zu sehen, und ich werde mich auch weiter nicht darum bemühen. . . .

---

35. An die Schwester Charlotte Danziger in Grünberg.

Rom, 27. November 1840.

Theuerste Schwester! . . . Die in Deinem Schreiben besprochenen Punkte sind nun verjährt; ich habe seit der Zeit in mehreren Briefen den Lauf und den Ausgang unserer Geschäfte in Aegypten mitgetheilt, und habe auch zu erkennen gegeben, wie wenig ich mit allem, was geschehen ist, zufrieden bin. Es hat nicht an meinem guten Willen gefehlt, wenn nicht mehr geschehen ist, und die beiden Häupter der Mission haben es allein zu verantworten. Du wunderst Dich, daß ich nicht neben diesen Männern in den Zeitungen genannt war, aber ich habe es von Anfang an gesagt, daß ich Herrn Crémieux blos als Orientalist begleitete. Auch Herr Montefiore war noch von zwei anderen Personen begleitet; wir dienten der Sache mit Rath und That, aber als officielle Abgeordnete wurden bloß jene beiden Herren betrachtet, und die Sache litt schon zu sehr durch die unter ihnen stattfindende Eifersucht, als daß wir Andere uns noch durch persönliche Eitelkeit hätten geltend machen dürfen. Uebrigens erwähnt man in den Zeitungen nur die, welche gern erwähnt werden wollen, und es selbst veranstalten, und ich lege zu wenig Werth darauf, als daß ich einen Schritt oder einen Federzug dafür thun wollte. Es gewährt mir mehr Befriedigung etwas zu wirken, und so habe ich denn auch bei der Gründung der Schule von Kairo, deren erste Idee mir angehört, mich auf das Wirken beschränkt, und das Ausposaunen in den Zeitungen Herrn Crémieux überlassen, welcher der Schule sogar seinen Namen gab. Doch scheint nach meiner Abreise der Schulvorstand es gefühlt zu haben, daß mir wenigstens einige Anerkennung gebührte; denn in Malta erhielt ich ein Schreiben aus Kairo vom Präsidenten der Schulcommission, welcher mir im Namen sämtlicher Mitglieder anzeigt, daß mir in der nach meiner Abreise gehaltenen Sitzung das Prädicat eines „ursprünglichen Protectors der Schule von Kairo“ beigelegt worden, und ich von ihnen aus Erkenntlichkeit gebeten werde, diesen Titel anzunehmen. — Ich weiß bis jetzt nicht, ob Herr Crémieux etwas von meiner Mitwirkung in den Journalen hat verlauten lassen, was mir übrigens ganz gleichgültig ist. M-



Du die Journalfabrik hättest kennen lernen, wie ich, so würde Dir auch wenig daran liegen. — Mein Aufenthalt in Rom war nur kurz, aber reich an Eindrücken mancher Art. Ich verlasse diese Stadt morgen Abend, um Sonntag, den 29., mit dem Dampfbote von Civitavecchia nach Marseille abzureisen. Bekanntschaften habe ich hier nur sehr wenige gemacht; ich benutzte die kurze Zeit lieber, um des Sehenswerthen so viel als möglich in Augenschein zu nehmen. Doch habe ich nicht ermangelt, den als Sprachkenner berühmten Cardinal Mezzofanti zu besuchen. Dieser Mann hat nie den römischen Staat verlassen, und doch spricht er unzählige Sprachen geläufig und ohne fremdartigen Accent. Mit mir sprach er hebräisch, deutsch, arabisch und persisch; als ich ihm sagte, daß ich aus Schlesien sey, so fing er an polnisch zu sprechen, wovon ich aber leider nichts verstand. Dieses Sprachgenie ist etwas Außerordentliches und Unbegreifliches; doch beschränkt sich der merkwürdige Mann auf das bloße Sprechen, die Litteratur der verschiednen Sprachen scheint ihm minder geläufig. . . .

---

36. An die Schwester Charlotte Danziger.

Paris, den 22. Mai 1844.

Meine theure Schwester! Wo soll ich Worte finden für den namenlosen Schmerz, der in meinem Innern tobt? Noch vor wenigen Tagen gab ich mich der Hoffnung hin, der Himmel würde bald den sehnlichsten und inbrünstigsten meiner Wünsche erfüllen, und würde es mir vergönnen, meine vielgeliebte Mutter nach jahrelanger Trennung in meine Arme zu schließen. Noch vor wenigen Tagen beglückte mich ihr Schreiben, welches mir ihre mütterlichen Wünsche überbrachte, und plötzlich folgt die schreckensvolle Kunde, daß sie nicht mehr ist! — Der Gedanke an ihre nie befriedigte Sehnsucht, das Bild ihres Kummers zerreißt mir das Herz. Trostlos verweilt mein Geist bei ihrem Lager in der letzten Stunde. Hätte der Himmel mir wenigstens das Glück gewährt, ihre letzten Tage zu erheitern; hätte wenigstens ihr sterbendes Auge noch einen letzten liebenden Blick auf mich werfen können, so würde ich darin einige Linderung für meinen Schmerz gefunden haben. So aber giebt es keinen Trost für mich. Das Bild meiner in der fernen Heimath sterbenden Mutter wird immer vor meinem Geiste schweben, und auch wenn Jahre hingehen, und der Himmel an anderen mir theuren Personen seine Vaterhuld bewährt, so wird, ich fühle es, keine ungemischte Freude mein Herz erheitern, denn der Gram, welcher in der Tiefe meiner Seele wurzelt, wird auch die heitersten Bilder der Gegenwart durch einen Schattenzug trüber Erinnerung

verdüstern. — Du, geliebte Schwester, hast wenigstens den Trost, unserer geliebten Mutter durch Deine Gegenwart und die Deiner Kinder manche heitere Stunde bereitet zu haben; ihr Alter fand oft in Euch eine Stütze und Pflege; ich aber, durch die Fügung der Vorsehung in ein fernes Land versetzt, konnte nichts für sie thun. Nur eine kleine Beruhigung fand ich in der geringen Gabe, die ich ihr dann und wann reichen konnte; aber alles hoffte ich, würde anders werden, und ich träumte mir ein Glück im Sinne unsrer Mutter, das ihre letzten Tage vollkommen erheitern würde. Oft beschlich mich zwar der Gedanke, es könnte zu spät seyn, und Thränen traten mir in die Augen; aber ich verscheuchte immer die trüben Gedanken und tröstete mich in dem Vertrauen auf die Vorsehung, welche die Tugenden unsrer Mutter durch ein glückliches Ende belohnen würde. Ja, ihren Lohn wird sie sicher finden in einem besseren Leben; mir aber ist der Trost versagt worden, noch hinieden der Schöpfer ihres Glückes zu seyn; die Gottheit hat mich einer so großen Gnade nicht würdig geachtet. — Und nun, theure Schwester, willst Du mir einige Linderung gewähren, so erzähle mir von der letzten Lebenszeit unsrer seligen Mutter, wie sie gelebt und wie sie geendet; ich werde die kleinsten Umstände mit der tiefsten Rührung lesen, und Rührung allein ist es, was meiner jetzigen Stimmung gemäß ist; alle Trostreden können in meinem Herzen noch keinen Anklang finden. — Ich vergesse, liebe Schwester, daß auch Du der Tröstung sehr bedarfst, aber alles, was ich jetzt in dieser Beziehung zu thun vermag, ist schweigen, und meinem vollen Herzen Einhalt zu thun, um Dich nicht noch mehr zu erweichen. Gott sende uns beiden seinen himmlischen Trost. . . . Meine gute Frau hat mir in diesen Tagen die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben. Die Trauerbotschaft griff ihre zarte Natur im ersten Moment fast noch mehr an, als mich selber; sie hatte unsre gute Mutter, ohne sie zu kennen, lieben und verehren gelernt. Sie kann ihren Finger noch nicht mit Leichtigkeit bewegen, will sich aber doch bemühen, hier ein Wort beizufügen. . . .

---

37. An die Schwester.

Paris, den 8. September 1844.

Theuerste Schwester! . . . Vom ersten Oktober an werde ich bei dem Central-Consistorium das Amt eines Sekretairs bekleiden. Dieser Posten nöthigt mich zwar manches Andere aufzugeben, doch sind die sicheren Einkünfte immer den ungewissen vorzuziehen, selbst wenn diese etwas reichlicher ausfallen sollten. Das anzutretende Amt bringt mir jährlich 1500 Franken oder 400 Thaler ein, und

später vielleicht noch hundert Thaler mehr. Hingegen aber bin ich mit der Bibliothek fortwährend im Kriege, indem meine Vorgesetzten ihren Versprechungen nicht nachkommen, und ich, nachdem ich wichtige Dienste geleistet habe, noch immer für meine Rechte kämpfen muß. . . !

---

38. An die Schwester.

Paris, den 15. November 1844.

Theuerste Schwester! . . . . . . Meine eigene Lage ist nichts weniger als glänzend; ich erwerbe zwar das Nöthige, aber nur durch die größte Anstrengung und die Anwendung einer jeden Minute. — Die Stelle in der Bibliothek habe ich behalten, da mir eine ordentliche Bestallung zu Theil geworden ist, die mir mehr Ansprüche auf Avancement giebt. Ich erhalte jetzt 1200 Franken jährlich; dafür muß ich aber jeden Tag fünf Stunden in der Bibliothek zubringen, was keine geringe Last für mich ist. Ich muß der Zukunft dieses Opfer bringen; für den Augenblick aber muß ich mich sehr dabei anstrengen, denn meine beiden Aemter bringen mir kaum die Hälfte meiner Bedürfnisse ein, und ich muß mich noch viel mit Unterricht und andern Privatarbeiten beschäftigen, was meiner litterarischen Thätigkeit sehr hinderlich ist, . . .

---

39. An die Schwester.

Paris, den 3. September 1850.

Theuerste Schwester! . . . . Ich habe aus Deinem Schreiben vom 23. Juli ersehen, daß eine Aeußerung in meinem vorigen Briefe, in Betreff meiner Augen Dich sehr bekümmert hat. Ich will Dir daher den wahren Zustand nicht verhehlen, der freilich arg genug ist, aber doch der Art, daß bei gehöriger Schonung nicht Schlimmeres zu befürchten ist. Mein Zustand ist im Ganzen noch ungefähr so wie er bei Louis Anwesenheit in Paris war. Das rechte Auge hatte bereits damals alle Sehkraft verloren, und das linke wurde und wird noch jetzt von Zeit zu Zeit, besonders des Abends oder bei trübem Wetter von einem Nebel umhüllt, der manchmal so stark wird, daß es mir unmöglich ist, allein zu gehen; daher sagte ich Dir, daß es mir in meinem jetzigen Zustande materiell unmöglich wäre, allein zu reisen, da ich, wenn jener Nebel eintritt, eines Führers bedarf. Der Schlaf stellt mich immer wieder her, und daher sind es denn die Morgen-

stunden, die ich zu den nöthigsten Arbeiten benutze, sowie zur Korrespondenz, die ich so viel als möglich einschränken muß. . . .

Ich muß Geduld haben und auf die Güte der Vorsehung hoffen. . . .

40. An den Neffen Dr. S. Meyer.

Paris, den 8. August 1851.

Lieber Samuel! . . . . Dr. D. Löw hat mir Vertrauen eingeflößt, und ich befolge seine Vorschriften aufs Pünktlichste. Die Mittel, die er mir vorgeschrieben hat, haben vorläufig zum Zweck, das Uebel aufzuhalten, welches nicht im Fortschreiten begriffen ist; er fand den ganzen Glaskörper angegriffen und verhehlte mir nicht, daß das Auge (denn es bleibt mir nur noch eins) sehr in Gefahr sei. Wenn es gelingt, den Fortschritt des Uebels zu hemmen, so ist auch eine gänzliche Wiederherstellung zu hoffen . . .

41. An die Schwester.

Fontainebleau, den 20. August 1858.

Theuerste Schwester! Obgleich ich auf mein Schreiben vom 8. dieses [Monats] noch Deine Antwort erwarte, so lasse ich demselben doch diese Zeilen folgen, um Dir eine Nachricht mitzutheilen, die Du von mir zuerst erfahren sollst, bevor sie Dir durch öffentliche Blätter zukommt. Ich bin nämlich ganz unverhofft durch ein kaiserliches Decret zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden und gebe Dir weiter unten eine Abschrift des Ministerial-Schreibens, welches ich gestern erhalten habe. . . .

Paris, le 18. août 1858.

Monsieur,

Par un décret en date du 13. août rendu sur ma proposition l'Empereur vous a nommé chevalier de la Légion d'honneur. Sa Majesté a voulu par cette distinction récompenser l'Orientalist distingué à qui la science est redevable de travaux justement appréciés. Je me félicite vivement, Monsieur, d'avoir pu appeler sur vos titres la haute bienveillance de l'Empereur.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma considération très distinguée.

Le Ministre
de l'Instruction publique et des cultes.

(Unterschrift).

42. An die Schwester.

Paris, den 4. Dezember 1858 (Abends).

Theuerste Schwester! Ich habe gestern Abend gegen 5 Uhr meine Ernennung zum Mitgliede der Akademie, welche eben erfolgt war, sogleich durch den Telegraphen nach Breslau berichtet und hoffe, daß Dir diese glückliche Neuigkeit sogleich wird mitgetheilt worden sein. Ich wollte es nicht wagen eine Depesche nach Grünberg zu schicken, welches außerhalb der telegraphischen Linie liegt. Ich kann mir denken, welche Freude und welches Aufsehen die Nachricht bei Euch erregt haben wird. Ich kann Dir für heute nur diese wenigen Zeilen zukommen lassen, da ich sie noch schnell Sonnabend Abend vor Abgang der Post dictire. . . . .

43. An die Schwester.

Paris, den 29. Dezember 1858.

Theuerste Schwester! Du hast hoffentlich die wenigen Zeilen erhalten, durch welche ich Dir direkt und etwas ausführlicher als der Telegraph die Nachricht von meiner Ernennung mittheilen wollte, bevor sie die Zeitungen Dir überbrächten. Seit der Zeit haben alle deutschen Blätter mehr als genug über meine Wahl gesprochen. Auch habe ich vor mehr als 14 Tagen, unsrem Samuel mehrere nähere Umstände mitgetheilt, die wenigstens zuverlässiger sind als manche Zeitungsberichte. Es ist dies also jetzt ein altes Thema, worauf ich jetzt nicht mehr zurückzukommen brauche. Nur will ich Dir nochmals direkt meinen innigsten Dank für Deine schwesterlichen Glückwünsche ausdrücken, welche mir Dein liebes Schreiben vom 4. dieses [Monats] überbracht hat. Die mir gewordene Auszeichnung ist mir dadurch doppelt werth, daß sie Dich und alle die Unsrigen so sehr beglückt hat, und indem ich Eure Freude sehe, bin ich wahrhaft glücklich, daß es mir nach so harten Prüfungen noch gelungen ist, Euch eine so große Befriedigung zu bereiten. Ich bin den 17. dieses [Monats] installirt worden, und habe nun schon zweien Sitzungen beigewohnt. An den Arbeiten der Akademie werde ich freilich keinen sehr großen Antheil nehmen können, da mir in meiner Lage schon meine persönlichen Arbeiten voll auf zu thun geben. Doch werde ich mein Möglichstes thun, und vielleicht noch mehr leisten, als man von mir erwartet, da die Akademie hauptsächlich nur zur Absicht hatte, meine vergangenen Bestrebungen durch die mir erwiesene Auszeichnung zu belohnen.

[illegible]

[illegible] hat [illegible] großes [illegible] mir Dr. [illegible] den er am 21. [illegible] im Druck erschienen ist [illegible] meinen warmen Dank abzustatten [illegible] Schen vor der [illegible] Schilderungen [illegible] gemeint und wie [illegible] wird jener Vortrag [illegible] Mank, Professor am [illegible] Jellinek. Wien [illegible] nur ein Exemplar [illegible] sich in Berlin leicht verschaffen [illegible].

[illegible] verstorbene Dr. [illegible] einen Namen gemacht hat.

Maskir.

Novelle von S. York-Steiner.

„Wie theier is Ihre Gerste?“
„Am Jontef hob' ich ka Geschäft.“
„Gott wie nobel.“
„Psst — Psst —“ der Tempeldiener suchte das Gespräch zu dämpfen.

Der Frager, ein rothhaariger, junger Mann mit hellem Schnurrbart im glattrasirten Gesicht zuckte die Achseln und blickte gelangweilt zur Frauengalerie empor, damit Niemand merke, daß die Zurechtweisung ihm gelte.

Das Vorlesen der Thora wollte kein Ende nehmen. — Acht Abschnitte. — Zu jedem wurde ein Mann aufgerufen, der sich für diese Ehrung, die ihm ein Freund „gekauft“ hatte, durch Spenden an den Armenfond und an die anderen Wohlthätigkeitseinrichtungen der Gemeinde erkenntlich zeigen wollte. Langweilig, langweilig, diese endlosen hebräischen Formeln, „die Mischeberachs“, die solche Schenkungen begleiteten, die immer zu Ehren einer oder mehrerer Personen angewiesen werden.

Der Rothhaarige blickte ostentativ zur Frauengalerie empor. Rechts oben stand Fanny Rothhauser, ein brünettes üppiges Mädchen, neben ihrer Mutter, und blickte neugierig herunter. Er nickte leise. Sie bemerkte es und lächelte. „Schade,“ dachte er, „daß sie keine Zehntausend hat! Die gefiele mir.“ Sein Nachbar, den er um den Preis seiner Gerste gefragt hatte, ein ältlicher Mann mit etwas ungepflegtem, vollem Bart, hatte inzwischen einige Male dem Tempel-

diener zugewinkt. Dieser nahm hierauf eine mit weißen Blättern besteckte Tafel herab, die er hoch in der Hand gehalten hatte. Ein Theil der Blätter war mit hebräischen Worten beschrieben, ein anderer mit Ziffern. Es war ein stilles Bieten für die Ehre, beim Vorlesen eines Bibelabschnittes an der Thora assistiren zu dürfen. Nochmals hielt der Tempeldiener die Tafel hoch, wartete eine Weile und zog dann stille an allen Bänken vorbei; Niemand bot mehr, auch „Maftir“ war verkauft.

„Wem sind Sie's mechabed, Herr Baruch?“

„Meinem Nachbar, dem rothen Singer geb' ich die Ehr'!“

Das war Baruchs Rache für die Zumuthung, im Tempel Geschäfte zu machen. Er wußte, daß die jungen Leute nicht gern zur Thora aufgerufen wurden, besonders zu „Maftir“ nicht, denn zu diesem Abschnitt aus den Propheten, der immer der Vorlesung aus der Thora folgt, werden viele Segenssprüche laut und mit besonderer Betonung recitirt. Die jungen Herren waren aber alle Ignoranten, das heißt, sie verstanden das Geschäft sehr gut und führten das Wort wie Feuer und Schwert, aber an der Thora blamirten sie sich stets, insbesondere beim „Maftir“.

Jacob Singer war verblüfft, als ihm die Botschaft der besonderen Ehre wurde, die er seinem Nachbar verdankte. Im ganzen Tempel lächelte man über Roth-Singer, der heute zur Strafe „Maftir“ „aufgerufen“ werden soll.

„Er kann keine Broche sagen.“

„Er is ja e so gescheidt, soll er sie noch schnell lernen . . .“

„Aus Spaß soll man Niemand aufrufen lassen . . .“

„Heut' is ka Tag zu Spasetteln, heut' is Maskir!“

„No, no, vielleicht, wenn sich Kobele an sei' Mutter erinnert, giebt er was her für die Chewres, sonst is e so ka Kreuzer aus ihm herauszukriegen!“

Auch auf der Frauengalerie wurde das kleine Ereigniß besprochen.

Frau Rothhauser lächelte verlegen.

„Das sind doch längst überlebte Formen,“ flüsterte sie ihrer Nachbarin zu. „Wenn die jungen Leute nur ihr Geschäft gut verstehen, das ist die Hauptsache heutzutage.“

Die Nachbarin nickte. Im nächsten Augenblick hatte sie ihrer Freundin zur Linken zugewispert: „Zwischen dem rothen Singer und Rothhausers geht was vor!"

„Roth-Singer kriegt Farb' zu," lächelte die Andere schlau.

„Ja," kam es zurück, „ich hab' gesehen, wie Fanny ihn angelacht hat!"

Bald sprach die ganze Galerie von Fanny Rothhausers Mitgift und von Singers Geschäften.

Nur an zwei Damen ging das Ereigniß des Tages unbemerkt vorüber, an Frau Doctor Schönfeld und Frau Gutspächter Tischler. Die Damen hatten die Kleider ihrer andächtigen Schwestern kritisirt.

„Was sagen Sie zu den Volants der Frau Gelbhaus?"

„Lächerlich, viel zu schmal! Und der neue Rock der Frau Maier, ganz veraltet, in Glockenform geschnitten! Unsinn! und die Farbenzusammenstellung!"

„Sehen Sie die Ehrenstein aus Wien?"

„Na — der Hut imponirt mir gar nicht. Sie denkt gewiß, für hier ist er gut genug. Und der Bräutigam ist ihr sicher!"

„Aber sie sind ja noch gar nicht verlobt."

„Nein — aber hier bei seiner Mutter soll die Geschichte fest werden."

„Und wer ist der junge Mann neben Robert Seeliger?"

„Ein Cousin von ihr, ein Professor, der sie und ihre Mama begleitet."

„Ein schönes Paar, Robert und die Ehrenstein."

„Ja, und beide so gebildet. Ich bitte Sie, er hat nicht nur eine große Praxis als Arzt, jetzt kommt er gar an die Universität als Docent, und er schreibt Werke, die Aufsehen machen."

„Aber sie ist sehr reich."

„Ja, reich, schön, gebildet, jung, gesund — er macht sein Glück. Ueberhaupt diese Seeligers, die haben viel Glück; sie, die Mutter, ist doch dabei eine sehr simple Person und kommt in eine so feine Familie. Die Ehrenstein's gehören zu den ältesten Wiener Häusern, alles solid, gediegen. Sehen Sie die feine alte Dame, das ist ihre Mama. Die im Schwarzseidenen mit weißen Spitzen."

Jacob Singer hatte bemerkt, welches Aufsehen seine Berufung zur Thora erregte. Es summte in der Synagoge wie in einem Bienenstock, er jedoch heuchelte Gleichgültigkeit und ging sicheren Schrittes hinauf zum Almemor*), wo er leise den ersten Segensspruch recitirte: „Gelobt seist Du, ewiger Gott, König der Welten, der Du uns auserwählt von allen Völkern, indem Du uns die Thora gabst!“

Inzwischen hatte sich der Tempel zur Hälfte geleert, alle, denen Vater und Mutter lebten, entfernten sich — so wollte es der Ortsbrauch beim Maskir, dem Seelengebet. Die Thore der Synagoge wurden dann geschlossen.

Bevor der Tempeldiener jedoch die Thüre anlehnte, erblickte er zwei junge Leute, von denen er nicht wußte, ob sie bleiben oder gehen wollten. Der Eine, schlank, mit einem wohlgepflegten, blonden Bart schien dem kleineren, kräftigen Manne zuzureden. Sie kehrten zurück und ließen sich in der letzten Bank nieder.

„Mich widert dieser formlose Gottesdienst an, dieses Ausbieten der Funktionen. Rechts neben mir verhandelt der Mann, den Du mir als Schulvorsteher vorgestellt hast, mit seinem Nachbar über die Cultussteuer, die dieser viel zu hoch findet. Hinter mir flüstert ihm ein anderer Herr zu, er möge vierzig Prozent als Ausgleich für seine Schuld nehmen. Ringsumher ein Surren und Plaudern, und dann dieser schauderhafte Dialekt! Nein, lieber Robert, hier bekommst Du mich nicht wieder hinein! Ich bin froh, daß ich dem Ghetto entronnen bin!“

Der Schlanke neigte sein Haupt ruhig zur Seite. Die Augen waren, wie im stillen Sinnen, halb geschlossen. Ohne merkliche Erregung, aber fest und bestimmt, mit einer Geste, die keinen Widerspruch duldete, griff er nach der Hand des Anderen. „Nein, lieber Eduard, dieser Vormittag gehört mir! Warte!“

Diese Worte mußte er, um gehört zu werden, sehr laut sprechen, denn der große, helle Raum war plötzlich mit dumpfen Rufen und geräuschvollem Schluchzen erfüllt. Der rothe Singer

*) Erhöhung in der Synagoge, gegen Osten gelegen, auf der manche Funktion, wie das Vorlesen der Thora stattfindet.

lag über die Thora gebeugt und hielt ein Tuch vor dem Gesichte. Von der Frauengallerie herunter klangen im wirren Chor gebrochene Worte, die hebräischen Formeln des Maskir, der Todtenfeier. Ein jeder gedachte seiner todten Lieben mit Namen und Muttersnamen, der Eltern, der Großeltern, der verstorbenen Geschwister, der Onkel und Tanten. Jene, die ihrem Herrgott eine längere Liste zu empfehlen hatten, murmelten und schluchzten noch immer, während die Anderen nach und nach zur Ruhe gekommen waren und sich mit geröteten Augen auf ihre Sitze niederließen. Noch ein letztes Weinen, ein Aufzucken tief empfundenen Schmerzes, ein Räuspern und Husten, dann dumpfe Stille. —

In klagenden Molltönen erhob sich, von seltsamen Tonfolgen verbrämt, die Stimme des Kantors:

„Mögest Du, Vater der Barmherzigkeit, der Redlichen und Schuldlosen erbarmungsvoll gedenken, sowie der ganzen Gemeinden, die für die Heilighaltung Deines göttlichen Namens ihr Leben hingegeben haben. Schneller als Adler, stärker als Löwen waren sie, wo es galt, den Willen ihres Schöpfers zu vollziehen. Und er wird das vergossene Blut seiner Knechte rächen; er hält Gericht unter den Völkern, häuft Leichen, zerschmettert die Häupter in weiten Landen! — Wer aus dem Bach am Wege trinken muß, kann der darob stolz das Haupt erheben?"

Das Gebet war zu Ende. Der Tempeldiener reichte dem Kantor einen großen Folianten, dessen Aeußeres Jahrhunderte seiner Existenz verriet. Ein leises Flüstern erhob sich wieder im Raume: „Das Memorbuch".

Robert beugte sich zu Eduard herab. „Das ist die große Todtenliste, die einmal im Jahre gelesen wird; sie enthält die Namen vieler Märtyrer, die im großen Kampfe der europäischen Völker gegen die Juden gefallen sind. Von manchen weiß man nur das Datum und den Ort, wo sie erlagen, während die Namen verschollen sind; von vielen Tausenden sind sie erhalten geblieben".

„Wer hört etwas von jüdischer Geschichte? Man lernt in der Jugend etwas vom alten Testament, weil dies üblich ist oder von der Staatsbehörde verlangt wird, aber die Geschichte der Juden unter den Völkern, das, was sie in den letzten

zweitausend Jahren erlebt und erlitten und woraus wir lernen könnten, davon erfahren wir nichts."

Der Kantor recitirte nun in wehevollen Tönen:

„Gott wird gedenken der Seelen aller Märtyrer Israels, welche erschlagen, erdrosselt, verbrannt, zu Tode geschleift, geschlachtet, ertränkt, gehenkt und gerädert wurden, weil sie die Einheit des göttlichen Namens bekannten. Dieses Verdienstes wegen möge der Heilige, gelobt sei er, ihrer gedenken mit der Seele Abrahams, Isaks, Jacobs, Sarahs, Rebekkas, Rahels und Leas und der Seele der übrigen frommen Männer und Frauen! Sie mögen theilhaftig werden des Paradieses! Amen!"

„Vorerst kommt Oesterreich daran. Hörst Du die Liste? In mehr als dreißig Orten, in Villach und Budweis, in Znaim und Trebitsch, in Krems und Salzburg, überall wurden sie hingeschlachtet, weil sie Hostien geschändet haben sollten oder ähnlicher angeblicher Vergehen wegen."

„Gedenke der Juden von Wien, die sich selbst das Leben nahmen und auch jener, die in Heiligung Deines Namens verbrannt wurden, ihrer Frauen und Kinder."

Eduard blickte fragend zu Robert auf.

„Es ist eine seltsame Geschichte. Die Meßnerin zu Enns hatte Hostien gestohlen, um Blut auszupressen. Da mußten Juden mit im Spiele sein. Am 23. Juni 1420 wurden sie alle zusammengejagt und ins Gefängniß geworfen. Ob schuldig oder unschuldig, lebendig kamen sie selten heraus, im günstigsten Falle wurden sie zu Krüppeln gemartert. Das wußten sie. Die Männer knüpften daher die Gebetriemen an die Zellenfenster und erhenkten sich mit dem heiligsten Namen auf den Lippen, die Frauen schnitten sich die Adern auf. — Dir schaudert? — Hm, Nerven darf man nicht haben, wenn man jüdische Geschichte treibt. — Ich wollte nur hinzufügen, daß die Uebriggebliebenen auf der Gänseweide in Erdberg verbrannt wurden: die Meßnerin mit ihnen." — — — Hörst Du, wie er die Liste herunterschnarrt? Hunderte und Aberhunderte alterthümlicher Namen, wen vermögen sie noch zu rühren? Das ist die Liste von Köln. Wie viele aber wissen noch etwas vom Martyrium der Voreltern? Sie haben gar schöne Geschäfte, die Juden, en gros und en detail, und sie bewundern den Dom und zeigen ihn jedem Fremden

als ihren Stolz, genau so wie den Johann Maria Farina. Der Geruch des gesengten Fleisches ist längst in Eau de Cologne ertränkt.“ — —

„Die alte Frau Rahel, welche ertränkt wurde; Frau Ogia, welche ertränkt wurde; der Bräutigam R. Samuel, der junge, welcher geschlachtet und ertränkt wurde; R. Jacob, Sohn R. Isaks, welcher ertränkt wurde; Mar Jechiel, Sohn R. Samuels, welcher geschlachtet und ertränkt wurde; der alte R. Samuel, welcher geschlachtet wurde; R. Menachem; Mar Eleasar, Sohn R. Levis und Frau, welche Hungers starben; R. Jacob, Sohn R. Samuels Halevi; sein Bruder R. Gerschom, Schwiegervater R. Jacobs Halevi, seine Frau, sein Sohn und seine Töchter; R. Astorio; R. Gerschom, welcher geschlachtet wurde; Mar Juda, Sohn R. Abrahams, welcher geschlachtet wurde; sein Schwiegersohn R. Joseph, welcher geschlachtet wurde; R. Juda, Sohn des Rabbiners R. Samuel Halevi, welcher geschlachtet wurde; R. Peter, Sohn R. Ivez' der sich vom Thurme herabstürzte; der Gemeindevorsteher Mar Juda, Sohn R. Abrahams; Mar Juda und seine Frau Hazecha, die Proselytin und ihre beiden Töchter . . . .“

„Ob keine Behörde diesem blutigen Schlachten Einhalt gethan? Das war verschieden. Zum Theil veranstalteten sie selbst diese kleinen Schlächtereien als Beweis ihrer Machtstellung gegenüber den Regierungen, die solchen Greueln entgegen waren; manchesmal wurden die Juden nach städtischem Recht geschlachtet oder nach kirchlichen Vorschriften verbrannt. Wenn die Juden im Frieden soviel Kraft, soviel Opfermuth und soviel Heldenthum beweisen würden als in Zeiten äußersten Greuels . . . .“

„Mar Eljakim aus Ellern, der seine Söhne schlachtete und seine Töchter; Mar Schemaja in Dortmund, der seine Frau und seine drei Kinder schlachtete und den man mit ihnen lebendig begraben hat — —“

„Wieviel vergeblich geflossenes Blut!“

„Vergeblich sagst Du, Eduard! Ja, Du hast Recht! Wenn dieser tausendfache Opfertod uns nicht Kraft zu geben vermag, wenn dieser Fanatismus im Bekennen der Wahrheit nur ein Geschlecht von Krämern — — —“

„Um unserer Sünden willen hast Du uns heimgesucht, gestraft wegen unseres Lasters — — Gedenke der Todten in Bamberg: Frau Gutta mit ihrem vier Tage alten Kinde: Frau Gnennelin, die ihren Knaben Salomon und drei Kinder mit eigenen Händen

geschlachtet hatte; das junge Mädchen Matrona und ihre Schwester Rahel, die sich ins Feuer stürzten; der Knabe Josef; Hanna, die Heldin in Blois, mit dem Kinde, das sie im Feuer geboren — —"

„Hörst Du, Eduard, im Feuer geboren — —! Was sagen Deine Nerven?"

„Und gab es nichts, nichts, was diesem allgemeinen Schlachten Einhalt thun konnte?" flüsterte dieser ihm zu. „Gab es keine Hülfe, konnte man nicht mit Geld . . ."

„Geld! Siehst Du, lieber Freund, das ist stets unser Fluch: das Geld, das wir hatten, und das Geld, das wir nicht haben, aber haben wollen. Das Geld ist unser Verderben; es lenkt den Blick von heute auf morgen und zieht ihn von den nächsten Generationen ab, die stets am Gelde der vorigen zu Grunde gehen."

„Glaubst Du nicht, daß sie ihre christliche Umgebung durch allerlei Ränke und Schliche zum Aeußersten getrieben haben? Jeder dieser Abschnitte fängt ja mit dem Satze an: Wegen unserer Sünden haben wir gelitten."

Robert blieb eine Weile still, in tiefes Sinnen versunken. Dann flüsterte er erregt: „Ja, sie wurden oft klein und schlecht, die Juden — aber später erst, als sie schon wußten, daß ihr Leben nur von einem Schlachten zum anderen dauere. Und bei all dem frage ich mich: Was hält diese farblosen Menschen ohne Ueberzeugung, diese Krämerseelen an einem so lebensgefährlichen Glauben, inmitten einer so verschmähten Nation? Sie sind mir ein Räthsel, diese Juden von heute, ein Räthsel Alle, die sich nicht davon schleichen!" — —

„Erlösung, meinst Du, sollen wir suchen, Erlösung im Wissen der Völker, unter denen wir leben? Und das soll helfen?"

„Ei freilich . . . ."

„Gedenke des Isak und Josua Halevi, die in Lemberg zu Tode geschleift, geviertheilt und verbrannt wurden — — —"

„Da lebten in Lemberg zwei Brüder Reitzes, Vorsteher der großen Talmudschule, und dabei erfüllt von weltlichem Wissen. Sie haben Latein gewußt und Deutsch wie nur einer zu jener Zeit. Und da geschah es, daß ein abtrünniger Israelit nach Lemberg zurückkam; der erzählte, daß einer der beiden Brüder ihn wieder in den Schooß des Judenthums

aufgenommen habe. Darauf wurden beide zum Feuertode verurtheilt. Der ältere aber vorerst an den Schweif eines Rosses gebunden, mit den Füßen nach oben, mit dem Kopf nach unten, und so von dem gehetzten Thiere durch die Stadt geschleift, bis man endlich durch Bezahlung von 35 rothen Gulden einen Lanzenstich des Henkers erkaufte, der diese Qualen endete. Dann wurden die beiden Brüder geviertheilt und verbrannt — —"

„Ach, wenn sie die Liste nur in allen Judengemeinden vorlesen würden! Es gäbe eine Anzahl Abtrünniger und eine Unzahl Elender, die uns und unsere Existenz vergiften, weniger!" flüsterte Eduard ihm zu. Roberts Gesicht röthete sich ein wenig, doch er entgegnete ruhig, wenn auch grollend: „Welch' eine Rasse — diese Juden, daß sie noch so viele redliche Männer und tüchtige Frauen hervorzubringen vermag nach all dem, was sie von den Menschen erduldet hat."

Er war etwas lauter geworden und der Tempeldiener winkte warnend; er lenkte rasch ab: „Horch, nun liest der Kantor die Geschichte unserer Gemeinde!"

„Du meinst die Todtenliste?"

„Ja, wir Juden haben keine andere Geschichte seit zwei Jahrtausenden. Hörst Du?"

„Nein, lieber Freund, ich höre nicht, ich bin dieser Greuel müde und gehe."

„Nein, Du sollst nicht gehen, aus dieser Todtenliste sollst Du lernen."

„Verzeih, lieber Freund, aber ich mag gar nicht lernen, d. h. ich lerne nur das eine, daß wir kein Recht haben, ein Sonderleid zu empfinden. So wie es Judenprocesse gab und Judenmorde, gab es Hexenprocesse und Ketzergerichte."

„Processe — hm." Ein rasches, schweres Lächeln war Roberts Antwort.

„Die Welt kommt aus der Finsterniß und wandelt ins Licht, und ich, ich gehe mit ins helle Jahrhundert, ins blühende Leben. Jeder lernt etwas Anderes aus demselben Text. Mir sagt diese Todtenliste das Gegentheil von dem, was sie dich lehrt."

Und er ging wirklich. Robert schaute gespannt in die

Höhe, zur Frauengallerie, dorthin, wo Martha Ehrenstein stand. Sie nickte fragend.

„Bleiben Sie?“ hieß das Nicken.

„Ja.“

„Oh!“ Sie verzog schmollend ihre vollen Lippen. „Aber Eduard geht doch“ deutete ein anderer Blick.

Er zuckte die Achseln.

Sie war piquirt. „So, dann gehe ich mit Eduard,“ meinte ein stolzes Aufwerfen des Kopfes, und sie ging auch und mit ihr verließ auch Mama Ehrenstein die Gallerie.

Ueber Roberts schmales Gesicht flog ein Schatten, dem ein leises, wehes Lächeln folgte. Dann schloß er die Augen. Nun war er allein, allein mit seinen Gedanken, mit seinen Todten. Ob er nicht frevelte, da er blieb? Ein blühendes Leben erhellt von Wissen und Können, schmiegt sich ihm an. Martha Ehrenstein wollte sein Weib werden. Martha, dieses angebetete, vielbegehrte Mädchen. Nur noch das letzte Wort war zu sprechen. Er mochte es nicht gesagt haben, ehe sie nicht einmal sein Elternhaus gesehen, den Ort seiner Geburt und die Gemeinde, der er entstammte. Die stolze Redlichkeit und die stillwirkende Kraft seiner Mutter und die Anziehung, die seine alte Judengemeinde auf ihn übte, sollte sie begreifen lernen. Sie sollte nicht nur ihn kennen wie er geworden und sich entfaltet hatte, sondern auch die Wurzeln seines Wesens und dessen Erdreich. Nun war sie gegangen. Je nun — sie langweilte sich. — — — Ja, diese Langweile. — Er aber, er schloß die Augen und verfiel in tiefes Sinnen.

Eine Sage aus der Zeit, da er zu denken begonnen, kam ihm zur Erinnerung. Die Großmutter hatte sie erzählt, da er frug, warum beim Maskir soviele Menschen den Tempel verlassen müßten.

„Damit Platz werde, Raum für die Todten, die da in den Himmeln warten und zur Erde schweben um die Zeit der Todtenfeier. Sowie ihr Name genannt wird, kommen sie ins Gotteshaus auf die leeren Plätze.“

Und es ist ihm, als sollte er rücken, auf daß die Seelen der Geschiedenen nicht zu arg gedrängt sitzen. Seine Todten. Ja, seine, die er nie los wurde, die seinen Schritten folgten, sein Thun regierten, die er stets, stets sah.

Er blickte starr, mit großen Augen in eine unsichtbare Ferne. Die Worte des Kantors schlugen kaum an sein Ohr, und wie er sie hie und da hörte, zogen sie ihn wieder fort in verwehte Zeiten, in die düstere Vergangenheit. „Warum mir diese finstere Gabe, überall das vergeblich vergossene Blut meiner Ahnen zu sehen? Warum mir die Furcht vor der Zukunft meines Stammes? Warum flüchte ich nicht an das liebenswürdige Herz Marthas? Warum suche ich nicht Vergessen im Leben, im Leben, wie es den Anderen gegönnt ist? Was will ich, was suche ich, was werde ich finden?“

Einige stärker betonte Namen lenkten seine wandernden Gedanken von sich ab, zurück zur Geschichte der Gemeinde.

„Reb Perez aus Wien; Frau Bassel aus Neustadt ....“

Das war 1655, als man alle Juden aus Wien und Umgebung verjagte. Ihre Synagoge wurde zur Kirche umgestaltet, aber ihre Häuser mußten ihnen bezahlt werden — —

Also doch ein Fortschritt gegen früher, würde Eduard sagen.

„Rabbi Scholem Loria, Rabbi Isak Landau aus Lemberg ..“

Nun zählen wir 1664. Die Juden Galiziens waren in den Raubzügen der Kosaken zu Hunderttausenden hingeschlachtet. Die Ueberlebenden zahlten mit den Christen zusammen die Brandschatzungen und verhielten sich im Kriege so tapfer, daß die Bürgerschaft von Lemberg sich wiederholt weigerte, sie dem Kosakenhetman Chmelnitzky auszuliefern. Und doch wurden sie kaum zehn Jahre später in derselben Stadt, an der Stätte ihrer Tapferkeit, bei einer von den Jesuitenzöglingen vorbereiteten Hetze niedergemetzelt. Sie flüchteten in alle Welt, zum Theile auch hierher, und brachten das Studium der Talmudlehre, das ihnen in dieser Form aus Deutschland überkommen war, wo diese Wissenschaft im Mittelalter blühte. Und das corrupte Mittelhochdeutsch, ihr Jargon zog mit ihnen und ihrem talmudischen Wissen durch Europa.

„Hendel Spira aus Prag; Chaim Spira aus Prag; Rabbi Moses Löw aus Prag .....“

Diese sind nicht von den Christen, sondern von den Juden vertrieben worden. Sie hatten durch Generationen in Prag gelebt, allerdings ohne Rechtstitel, denn die Zahl der jüdischen Familien war gesetzlich beschränkt. Ein Concurrent

zeigte sie der Behörde an und viele hunderte Menschen mußten Prag verlassen. Dasselbe geschah auch in Wien — — — Das alles weiß er und noch viel mehr! Die berühmte Zusammengehörigkeit der Juden ist eine große Lüge; nur wenn sie von außen her zusammengepreßt werden, dann schmiegen sie sich aneinander. Sie sind für die reine Gotteslehre oder auch für das todte Wort gestorben, aber selten hat Einer für die Anderen gelebt.

„Die Nachkommen des Rabbi Loria aus Galizien und die des Rabbi Löw aus Prag."

Die alten Rabbiner, sie stritten miteinander über die Form, in der die Gotteslehre zu verbreiten sei. Die Prager vertheidigten die pilpulistische Methode und wiesen mit Scharfsinn nach, wie man aus drei Meinungen eine und aus einer drei machen könne, die polnische Schule verlor sich in die Geheimnisse des siebenten Himmels und in die kabbalistischen Formeln des Sohar.

Doch diese Lehren hielten das Judenvolk zusammen und flößten ihm Ehrfurcht für die Vergangenheit, Furcht vor der Sünde ein.

„Salomon Beer, der Lehrer aus Prag, und seine Ehefrau Chaile — —"

— — — Ein großer Germanisator, dieser alte Jude! Kurz nach dem Regierungsantritte Kaiser Josefs wurden die sogenannten Normalschulen errichtet, damit die Juden das geistige Leben ihrer Zeit verstehen lernten. Josef Beer kam in diese Gemeinde, um das weltliche Wissen zu verbreiten. Das wird so hundert Jahre auf den Tag sein. Die Frommen bekämpften ihn. Man wollte ihn in den Bann legen, die Berührung seiner Bücher wurde als Sünde erklärt. Sie waren Fanatiker? — Aber wie sie es geworden, wie jede Berührung mit der Außenwelt ihnen Wunden geschlagen hat! Weder weltliches Wissen, noch tapferer Kriegsdienst haben die Juden davor bewahrt, verjagt oder ermordet zu werden. Sie verschlossen sich daher in die Deutungen ihre Geheimbücher und kehrten der Welt den Rücken.

Ein leises Schluchzen unterbrach das monotone Recitiren. Vor Robert saß ein kleines Männchen, bis über den Kopf in den Gebetmantel eingehüllt und weinte. Kaum war das

Schluchzen hörbar geworden, da war es auch schon von einem Winseln übertönt, von einem Klagelaut, der nichts Menschliches hatte.

„Der große Gaon, Rabbi Salomon Jehuda, der Gerechte, unser Lehrer, das Haupt unserer heiligen Gemeinde — — —“

Bisher hatte Niemand in der Synagoge der Vorlesung besonders geachtet, das war das dürre Holz der Vergangenheit. Aber nun kam die Geschichte dieses Jahrhunderts an die Reihe, die todten Worte trafen das Herz der Lebenden.

Wie war doch die Geschichte des Rabbi Jehuda? — — Sein Sohn hatte sich, durch Peter Beer angeregt, dem Studium der deutschen Sprache gewidmet. Es war ein hochbegabter Mensch, der mit scharfem Verstande den Talmud und die Commentatoren durchforscht hatte und dessen reger Geist nach neuer Nahrung suchte, dessen Kräfte Entfaltung forderten, die der enge Kreis der Lehre ihm nicht bot. Vergebens wies ihn der Vater zurecht, vergebens suchte er ihn in der „alleinseligmachenden“ Lehre zu erhalten, ihm zu beweisen, daß alles Heil, alle Kraft im Worte Gottes liege. Immer wieder wies er auf den Psalmvers, der heute beim Maskir recitirt worden war:

„Wer aus dem Bach auf dem Wege trinken muß.
Darf er darob stolz sein Haupt erheben?“

Die Gotteslehre war ihm die reine Quelle, das übrige Wissen blos der Bach am Wege. Un sein Sohn verließ die Jeschiwa als Talmudschüler! Zu Fuß zog er nach Berlin, wo er sich eifrig dem Studium moderner Wissenschaften widmete. Nach Jahr und Tag saß Rabbi Salomon Jehuda auf einem Sack voll Asche und zerriß seine Kleider. Seine Frau mußte sich neben ihn setzen und die Gemeinde kam, Mann für Mann, wortlos in das Zimmer, ohne Gruß, sowie dies bei Trauerbesuchen Sitte ist; und ohne Gruß gingen die Besucher wieder fort, nachdem sie von Thora und Talmud, von Gotteslehre und Gemeindewesen gesprochen hatten. Von dem Sohne, der zum Christenthume übergetreten war, der Vater und Mutter und die Heimat verleugnet hatte, sprachen sie nicht. — Jahre später erzählte man, „er“ sei damals wirklich gestorben, getödtet durch des großen Vaters kabbalistischen Fluch.

Robert, der in tiefes Nachdenken versunken war, schlug die Augen auf und blickte zur Höhe. Ein fester Wille leuchtete aus seinen Mienen.

„Sie sollen nicht mehr davonlaufen, sie dürfen nicht! Rabbi Salomon Jehuda tröstete sich damit, daß sein Sohn für ihn gestorben war! Aber dieser Sohn war gut und edel, und Gute und Edle laufen immer wieder davon, und zurück bleibt? Wer? Was? Die todte Masse? — Welch ein Schicksal für den geistig Strebenden unter den Juden!“

Das kleine Männchen, das vor ihm saß, war ein Enkel Rabbi Salomon Jehudas, ein Asket, der noch heute im Alter von achtzig Jahren durch Fasten und Kasteien gut zu machen suchte, was seines Vaters Bruder verschuldet hatte! Er fastete jeden Montag und Donnerstag, er aß nichts am Neumond, er saß nachtweise im Beth Hamidrasch*), damit Gott endlich die große Sünde vergebe, und lernte in Mischna und Talmud. — — —

Die winselnde Klage aber war von seinem Bruder gekommen, der neben ihm saß. Dies war ein hochaufgeschossener, hagerer, bartloser Mensch, den man im ganzen Orte nur „der Stumme“ nannte. Sein eigentlicher Name war längst vergessen und verschüttet unter dieser Bezeichnung. Seit Menschengedenken war es zum ersten Male geschehen, daß ein Judenkind taub zur Welt kam. Ein Taubstummer in dieser frommen Familie! Das konnte nur eine Strafe für den Abtrünnigen sein, für den „Todten“. Salomon Jehuda, der nach dem Großvater genannt war, lebte immer für den stummen Mahner der Familiensünde und für deren Buße. Dem Stummen war die Schuld an seinem Schicksal nicht verborgen geblieben, er wußte, daß er für die Gottlosigkeit seines Oheims leide, und er lebte daher in fanatischem Eifer für die heiligen Gebote der Religion. Er saß zusammen mit seinem Bruder nachtweise bei den Folianten, die er nicht verstand, bewegte die stummen Lippen, wenn er betete, fastete, wenn er nichts aß, und heulte, wenn er weinte.

Wie aber kam es, daß er mehr des „Abtrünnigen“ gedachte, als der zwei alten, armen Männer, die sich ihm

---

*) Versammlungsort der Gelehrten, wörtlich Haus der Lehre.



opferten? War jener nicht auch ein Ganzer, ein Gottsucher gewesen? Nicht freyler Uebermuth hatte ihn der Mehrheit zugetrieben, sondern der Zweifel am Judenthum und der Glaube ans Christenthum. So hatte er es gehört von Unparteiischen, die sein späteres Leben kannten. Es bleiben nun einmal nur zwei Wege für den Juden, der nicht verzweifeln soll, der Mehrheit sich einfügen — — Nein, er könnte es nicht; er verdammt Niemand, Niemand, aber er könnte es nicht, es würde ihn zerbrechen. Nun denn, so bleibt nur die andere Straße, die man aber nicht allein gehen kann. Es hieß, den eigenen Namen zu neuem Leben wecken. Und warum soll die einstige Größe nicht wieder Juda erheben, der große Geist sie nicht wieder erhellen und erleuchten? Weil sie heute dem Krämerthum verfallen sind und das „goldene Kalb“ anbeten? Noch glüht in Vielen das Interesse für die höchsten Güter der Menschheit und auch die Zusammengehörigkeit ist nicht erstorben.

Kürzlich erst war etwas geschehen, was ihm wohlgethan hatte, was ihn aufrichtete. Eine Depesche war aus Niederösterreich gekommen. Ein Mann, namens Schönberger, der aus der Gemeinde stammte, frug, ob man seiner Frau ein Grab gönnen wolle, er wüßte nicht, wo ihr die letzte Ruhe verschaffen, da sie im Orte, wo sie bisher gelebt hatten, keinen ehrlichen Platz für ein Grab bekämen. Der Mann war vor dreißig Jahren als dreizehnjähriger Knabe aus der Gemeinde gezogen. Vor fünfzehn Jahren hatte er sich ein Mädchen aus der Heimath zur Frau genommen. Und nun flossen die Familien-Erinnerungen. Es war Estherl, das rothblonde Estherl Reb Oschers. Reb Oscher, in „Gan Eden“ soll er ruhen, ist zwölf Jahre todt; er war ein Ehrenmann, seine Mutter Zartele hat gutes Brot gebacken, der Vater war ein Gelehrter — — und ein Geschwisterkind von Seeligers, die Mutter ein Geschwisterkind von des Vorstehers Großmutter. Die ältesten Leute suchten ihre Erinnerungen zusammen und in einer Stunde lebten Dutzende von alten Namen auf, von verwandtschaftlichen Verbindungen mit allen Familien, so daß es in der Gemeinde kaum einer Berathung über das Gesuch des Mannes bedurfte. Wagram, der Mehlhändler, der Vorstand der Chewra Kadischah, der die Obhut der Todten und des

Friedhofes anvertraut ist, meinte zwar, man solle auch den Preis des Grabes angeben, aber da kam er schön an. „Wenn er Geld hat, wird er zahlen, wenn nicht, wird Gott es zahlen.“ „Seh' an, der da!“ rief ein anderer Beisitzer. „Wagram hat leicht reden, er ist Herr vom ganzen Friedhof, er kann sich zehnmal begraben lassen: was weiß er, wie das ist, im fremden Oesterreich draußen mit ä todt Weib herumfahren und nit wissen, wo er se begraben soll.“

Wagram murmelte von „Friedhof kost' Geld — hat sich nie um uns gekümmert — mehr Christ als Jud der — jetzt kommt er — Gemeinde immer ärmer —“, aber er unterzeichnete doch die Depesche, welche der todten Estherl Reb Oschers ein Heim bot für die letzte Ruhe.

Das war dann ein seltsamer Tag. Noch heute verklärte er in der Erinnerung Alle, die Theil an ihm hatten.

Wie sie horchten, die zur Seelenfeier Versammelten. Jetzt muß bald ihr Name an die Reihe kommen. Der Kantor macht vorher eine Pause und schnörkelt den Ton, damit er länger gehört werde, der Name dieses Estherl, der Tochter Reb Oschers. Und Einer blickt befriedigt zum Anderen. Das haben wir damals gut gemacht. Ja, das hatten sie wahrhaftig.

* * *

Tamnitz liegt in einem sehr breiten Thale, aus dem man die Straßen übersehen kann, die von den Hügeln herab führen. Am Morgen nach dem Berathungstag hieß es „Sie kommt!“ Jeder wußte, wer gemeint sei. Man hatte kein Programm gemacht, das giebt es nicht in Judengemeinden, aber es ging wie nach beredeter Ordnung. Man ließ den Frühstückskaffee stehen und schaute vorerst hinauf zum Oreszkoer Berg. Das mußte er sein, der Wagen, die blanke Truhe, die hell aufblinkte, verrieth es. Dann kam alles ganz von selbst ohne Ansage oder Abrede. Erst gingen die Männer. Die Frauen aber, obwohl sie sonst bei Leichenbegängnissen nichts zu suchen haben, wollten diesmal nicht daheim bleiben. Galt es doch ein Weib einzuholen, eine Schwester. Die Kinder konnte man dann auch nicht allein lassen. So

gingen sie alle. Es blieben nur jene, die die Geschäfte zu bewachen hatten. „Aber jetzt kommt ja doch Niemand einkaufen“, meint Einer und schließt die Thüre. Kaum sehen das die Anderen, so folgen sie seinem Beispiele und wandern der Gemeinde nach.

Die Landstraße ist besäet mit Menschen. Man versucht einige Ordnung in die Masse zu bringen. Zuerst der hochwürdige Rabbi, dann der Kantor mit seinen Sängern, der die Melodie eines Psalmes vor sich hinbrummt, dann die Chewra Kadischah und endlich die anderen Männer, zum Schluß die Frauen und Kinder. Leichte Herbstnebel liegen über der Landschaft. Die starren Stoppelfelder sind vom dicken Thau befeuchtet, von den Bäumen, die an der Straße sich reihen, fällt feuchtes, dunkles Laub schwer zur Erde. Es zieht ein Frösteln durch die Natur. Starre Herbstruhe.

Die vielen Menschen bewegen sich lautlos vor, die Frauen ziehen ihre Tücher enger über die Brust, manche nimmt ein Tuch aus der Tasche und trocknet die Augen. Der Wagen mit der Todtentruhe rollt heran. Am Fuße des Hügels staut sich die Menge, das Pferd bleibt stehen. Todtenstille, nur ein Rabe steigt auf im nahen Gehölz und fliegt krächzend über die Köpfe. Der Rabbi hebt die Arme hoch. „Sei mir willkommen im Namen des Herrn!“ Nun fällt der Kantor ein. Eine düstere Melodie erhebt sich in die Lüfte, zu der die weichen Stimmen der Sängerknaben eine leise Harmonie bildeten, deren erste Accorde schon ans Herz griffen. Mehr konnte man nicht hören als die ersten Worte und Töne, dann ein großes Weinen, ein hundertfaches Schluchzen. — —

Auch Robert mußte die Thränen trocknen, die diese seltsame Todtenfeier ihm entlockt hatte. Aber er ließ sich nicht so hinreißen wie Vater und Mutter. Er wollte sehen, schauen. Der Arzt in ihm wurde wach, und noch etwas regte sich in seiner Seele — — — etwas Gutes, Starkes. Seine großen dunklen Augen bohrten sich in das Bild, er wollte schauen und er sah. Als der Wagen den Hügel herabrollte, saß der Mann, der ihn führte, in sich gekauert und blickte stumpf auf die Landstraße hinaus. Als das Pferd stehen blieb, schaute er erstaunt auf. Es war, als verstünde er nicht, was vorgehe, und dann, als traue er seinen eigenen Augen nicht.

Diese Augen! Robert konnte ihren Ausdruck nie wieder los werden. So trocken und brennend blickten sie hinaus, suchend, hungernd — — Erstaunen malten sich in dem verfallenen Gesicht bei den Worten des Rabbi, als aber der Gesang anhob und das Schluchzen in die Luft zitterte, flog ein Verstehen durch den starren Körper, ein weiches Fühlen in die Augen. Er hob sich empor, blickte erst über die Trauergemeinde, dann wendete er sich zu dem Sarge hinter ihm, ein Schrei schnitt durch die Lüfte, Singen und Schluchzen übertönend, ein dumpfer Fall — Man eilte zum Wagen. Wagram winkte ab. Man tröstet nicht in Gegenwart des Todten. Es ist gegen Gesetz und Brauch.

Ueber die Holzkiste geworfen, lag Schönberger und schluchzte und weinte die ersten Thränen. Er spricht zu seiner lieben Todten. Man versteht es kaum, so im Schluchzen, und er redet in einem eignen Dialekt, den man schwer enträthselt. „Hörst es, Alte, Du, wegen Dir kummens alle, ja, und kennen Di gar net amal recht mehr. Und dorten, dorten — —“

Endlich mußte er vom Wagen hinunter. Er sollte hinterhergehen, der Leiche nach, wie es die Sitte verlangt. Das Pferd rührte sich nicht und blickte zurück. Da nahm er es beim Zügel und fuhr durch ein Spalier von Trauernden. Er nickte allen dankbar zu. „Dank' schön, Herr Vetter. Vergelt's Gott, Frau Muatter.“ Dabei rollten immer wieder dicke Thränen über seine Wangen. Auch als er an den Leuten vorbei war, sprach er noch immer. Er sprach mit dem Pferde, dem er die wirren Haare streichelte und den Thau vom Fell wischte. „So, Bräunderl, 's Frauerl kriegt ihr scheen's Platzerl, so — so . . . hüt, hü!“ Auch die eigenen wirren Haare strich er sich zurecht und den herabhängenden blonden Schnurrbart. Dann richtete er sich auf und ging festen Schrittes neben seinem Wagen dem Friedhof zu.

Dort hat man sie begraben in allen Bräuchen, wie sie einem ehrlichen Judenweibe geziemen.

Und der Mann? Der freilich war gebrochen. Zurück in jenes Dorf, dem er sein Lebelang fast angehört hatte, das aber sein todtes Weib ausgestoßen hatte, wollte er nimmer, und in der Gemeinde, die ihm ihre Treue bewiesen, fand er

keine Nahrung. „I g'hör' neam'd mehr zua, i geh' nach Amerika!“

Da war Reb Joine vorgetreten und in seiner heftigen, heißen Weise hatte er gerufen: „Warum nach Amerika, warum nicht in die „Heimath“? Die anderen Leute suchten den hageren Talmudisten wegzuziehen, aber er ließ sein Opfer nicht los. „Wir sind aus Palästina, aus Palästina, aus Palästina. Sind wir von dort oder sind wir nicht von dort, von dort?“ rief er herausfordernd. Da man seine fixe Idee kannte, wagte Niemand, ihm zu widersprechen. Robert blickte erstaunt auf Reb Joine, der einst sein Talmudlehrer gewesen war, ihm stieg es wie ein Lächeln auf über sich selbst. Er erinnerte sich der Zeit, da er dem Talmudlehrer entlaufen war. Sie hatten erst einen Tractat zu lernen begonnen, der einige interessante Rechtsfragen behandelt, so z. B. über das Recht auf ein gemeinschaftlich gefundenes Kleid, auf die Früchte eines Baumes, der zwischen zwei Gärten wächst und dergleichen.

Eines Tages gefiel es dem Talmudschüler des Rabbi, denn das war Reb Joine, der ihn lehrte, einen Tractat zu wählen, der von den Maaßen handelte, von den Maaßen des salomonischen Tempels, von den Maaßen der alten Altäre. 32 Ellen lang und 32 breit, 5 Ellen hoch wurden die Wände gegossen. Damals verstand er es nicht, wie man Mauern gießen könne. Am Palatin in Rom hatte er es später gelernt. — Doch zurück zum Altar: man rückte dann 1 Elle hinein und baute 3 Ellen hoch, so fort bis zu — — kurz er hätte können einen echten Altar aufbauen, wie er je in Palästina geraucht hat.

Dann kam die Casuistik des Opferthieres. — Das Sühneopfer wird dem Priester gestiftet, der es essen darf, ein Ganzopfer aber muß verbrannt werden.

Wenn ihm eine Frau ihr Reinigungsopfer brachte — er zählte damals 13 Jahre und hatte keinen Begriff von der Herkunft dieses Opfers — so bestand dies aus zwei Tauben; eine als Sühnopfer, eine als Ganzopfer. Sollten die Tauben, nachdem ihre Bestimmung feststand, verwechselt werden: was hatte zu geschehen? Mußte der Priester, um dem Sacrileg zu entgehen, ein als Ganzopfer bestimmtes

Thier zu essen, beide Tauben verbrennen? Und nun, oh Schrecken, wenn die Tauben entflogen waren und ihrem Schlage zueilten, sind alle Tauben desselben Schlages vom Genusse ausgeschlossen? Und wenn man nicht genau weiß, welchem Hause sie entstammen und in welchen Schlag sie zurückflogen: sind alle Tauben der Stadt zn verbrennen, damit ja Niemand das Ganzopfer genieße? — Sie ist nicht gar so einfach, diese Frage. Besonders für ein Knabengehirn des neunzehnten Jahrhunderts. Dies meinte auch Robert, indem er ganz einfach den Lehrer sitzen ließ. Er hatte der Mutter zuliebe dieses Studium betrieben. Sie stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie und meinte: Lerne die Weisheit unseres heiligen Volkes, ehe du das weltliche Wissen Dir aneignest; es bleibt Dir erspart, es einst zu verachten, ohne es zu kennen. Du wirst dann auch uns nie bei Seite schieben, uns alte Leute, die Eltern, die an der heiligen Lehre hängen. Lerne alles.

„Was man weiß, und was man kann, ziert die Frau und hilft dem Mann."

Nun aber war es aus. Er mochte keine Altäre ausmessen, die nie zu bauen sind, und keine Opfertauben suchen, wo es keine Altäre gab.

Und doch sollte die Mutter Recht behalten, er hatte es nie gelernt, diese veralteten Lehren und ihre Jünger zu verachten. Sie saßen lange Nächte hindurch über ihre Folianten gebeugt, schrieben lange Abhandlungen und mühten sich nach Maßgabe ihres Verstandes, die Tauben der Stadt zu retten, während er in Wien das Gymnasium besuchte.

Es waren die letzten Zuckungen des Mittelalters in seiner Heimat. Der alte Rabbi erzog noch fünfundzwanzig Schüler, die nach altem Brauche von der Gemeinde nothdürftig erhalten wurden. Mit jedem Jahre wurden ihrer weniger und schließlich verschwanden sie ganz, die hageren Männer mit ihren langen Röcken und geringelten Schläfenlocken, Gestalten, die wie Rückbildungen in die alten finsteren Ghettozeiten umherschlichen. Es war kein Platz mehr für sie, ihre Tage waren um. Nur einer war geblieben, Reb Joine, sein Lehrer, denn er hatte im Orte geheirathet.

Einstens galt es als Ziel einer reichen Familie, einen Talmudjünger „einzusetzen“. Sie wurden die Schwiegersöhne der reichsten Männer und studirten weiter in der Lehre Gottes, um Gotteswillen, oder sie wurden Kaufleute.

Aber Reb Joine war nicht mehr zeitgemäß. Es galt nur noch der Besitz an Geld und Gut. Aus Wien kamen fabelhafte Berichte von Ortskindern, die zu großem Reichthum gekommen waren, und Alles strebte nach Besitz, hie und da nach Bildung, Niemand nach der alten, veralteten Gotteslehre, deren Gebote übertreten wurden, so oft der Gelderwerb es nothwendig machte.

Der alte „Bocher“ nahm die Tochter des verstorbenen Rabinatsassessors zur Frau, ohne sie vorher jemals von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Sein religiöses Gewissen verbot ihm, einer fremden Frau oder einem Mädchen ins Antlitz zu schauen. Man lachte hinter Reb Joine her, wenn er über die Straße ging. Die Kinder riefen: „Reb Joine — sie hat einen Buckel!“ und er konnte damals gar nicht widersprechen. — Aber sie hatte keinen, sondern ein großes Kreuz an ihrem Herrn Gemahl. Nicht daß sie es empfunden oder gar gesagt hätte. „Ein Kreuz.“ Sie wagte nicht einmal, an ein solches zu denken, viel weniger, dieses Wort auszusprechen — aber sie hatte es doch. Denn nach der Hochzeit stellte es sich heraus, daß Reb Joine verrückt sei, total verloren. Er wollte auswandern. Und frug man, wohin, so erwiderte er: „Ich geh' nach Hause, nach Haus.“ „Wie heißt nach Hause?“ „Nun nach dem heiligen Lande. Bin ich von dort zu Haus oder bin ich nicht von dort her?“ ereiferte er sich. „Ich will keine Kinder haben in der Fremde, Kinder in der Fremde, in der Fremde.“ Seine junge, mädchenhafte Frau wurde stets verlegen und feuerroth bei diesen Worten. „Ich will keine Abtrünnigen erziehen. Alles wird gottlos hier, Alles sündigt, ich geh' in die Heimath!“

Robert verfiel in ernstes Sinnen. Dieser Reb Joine, dieser halbverrückte Romantiker, beschäftigte seine Einbildungskraft. Das war erst recht ein Ganzer, ein Character aus einem Stück: er lebte beengt. Er strebte weg. Er fühlte sich fremd, da suchte er die Heimath. — Und wir Anderen,

wir passen uns an, wir geben um unseretwillen uns selbst auf. Die Starken werden schief, verkrüppelt, und die Kleinen stumpf oder bös, und Alle bleiben halb.

Und was wollte er, der Halbe, unter den Bösen? Nein, sie sind nicht bös, nur auf schiefer Bahn. Ihnen fehlt ein Messias, ein Großer, an den sie glauben. Ob sie wissen, daß so nach und nach sein ganzes Leben sich ihnen zuneigte, ihrer Vergangenheit — ihrer Zukunft.

Es mußte wohl sein, denn er fühlte es, wie sich die Gesichter ihm zuwandten, die Augen aller liebevoll die seinen suchten. Die Verstorbenen des Vorjahres rückten der Vorlesung näher und auch sein Todter kam an die Reihe. Es war, als wollten sie sagen: „Nimm Dich zusammen, laß' es nicht zu hart auf Dich einwirken“, oder sollte es blos Neugier sein, wie er es aufnehmen werde? Wie sie nun verändert waren diese schwatzenden, gleichgültigen Menschen!

„Aaron Seeliger, der Sohn Abrahams.“

Das war sein Vater. Unter den geschlossenen Lidern quollen die Thränen hervor. Das kam wie infolge eines mechanischen Reizes — sein Herz weinte nicht. Er hatte den Vater nicht verloren. Er lebte sein Leben weiter, das Leben des Vaters fand in ihm eine Fortsetzung und Erweiterung durch die neuen Interessen, die Zeit und Bildung ihm gebracht hatten. Das Glied einer Kette schien er sich, die vom Anfang der Menschwerdung, die mit dem Entstehen der Eingotteslehre zusammenfällt, bis zu ihm reichte.

Abraham und Moses, die Richter und Propheten, die Makkabäer, die Essener und Nasiräer, die Geistesverwandten des Johannes und des Jeschua von Nazareth, die Märtyrer des zweiten Jahrtausends und die alten kleinen Juden seiner Heimath, sie lebten in ihm. Sie lebten und regten sich, und so wenig er seinen schlichten Vater verleugnen mochte, so wenig konnte er sie aus seinem Leben weisen, ihr Wesen leugnen, ihre Nachkommen lassen.

Der Kantor hatte geendet, das Memorbuch wurde ihm abgenommen, Robert stand auf, und wie er suchend den schmalen Kopf erhob und seine Gestalt sich reckte, schien er größer als er war. Während er nochmals die Anwesenden mit den Augen wie grüßend überflog, schloß er einen festen

Bund mit dem Vater im Grabe und mit allen seinen Vatersvätern in den bekannten und unbekannten Ruhestätten. Dann ging er zur Treppe der Frauengallerie und wartete demüthig seines alten Mütterchens. Wie stolz sie blickte, als ihr die männliche Gestalt des Sohnes gegenüberstand, wie sich die thränengetrübten Augen plötzlich erhellten! — Sie lehnte auf seinem starken Arm und schaute zu ihm empor. Ihre Blicke trafen sich. Das erste Maskir um den todten Vater — die erste Seelenfeier nach dem Trauerjahre. Er sah, wie sich ihre Augen wieder feuchteten und bat sanft:

„Sei gut, liebstes Mammchen“.

„Oh, es sind keine schweren Thränen, mein Kind. Es sind Dankopfer, Dankesthränen. Ich habe Dich, Du gutes treues Kind und bekomme vielleicht bald eine Tochter.“ Sie versuchte zu lächeln und blickte fragend zu ihm auf.

Er antwortete nichts, sondern schritt stumm neben der Greisin durch die breite Gasse mit den kleinen Häuschen. Welche Kraft ihm aus diesen welken Armen zuströmte, welche Stärke der gebeugte Leib ihm bot! Ihr Leben war stille Arbeit gewesen und stetige Liebe. Mit klugen Verweisen und linden Worten hatte sie ihn geleitet und es so gehindert, daß er als Mann seiner Abkunft untreu geworden. Und nun hatten sie immer noch ein Gemeinsames, so sehr sein Gesichtskreis sich geweitet, seine Bildung zugenommen hatte. Sie theilten das tiefe Leid, die Sorge um die Vergangenheit und die Zukunft des Stammes, dem sie entsprossen, sie lebten zusammen, zusammen im Herzen — auch wenn sie getrennt waren. Er war Eins mit ihr, seiner Mutter, mit ihr, die ihm Zärtlichkeit und Liebe gegeben und gelehrt hatte. Dieses Glück durchströmte ihn, und alle Liebe aller Mütter, die gewesen, schlug über seinem Haupt zusammen, wenn sie dankbaren Blickes zu ihm aufschaute.

„O, wie schön ist es doch, Mutter, wie schön,“ und sie stützte sich dann fester auf seinen Arm und streichelte verschämt seine Hand, die von ihrem Umhängtuch bedeckt war.

Bald waren sie an ihrem Hause angelangt. Martha Ehrenstein und ihr Cousin Eduard lehnten lachend am Fenster und nickten ihnen fröhlich entgegen. Die Mutter lächelte glückstrahlend zurück, er vermochte es nicht. Es verletzte ihn

etwas in diesem Lachen, und sie lachte so oft und so häufig ohne Grund, und er liebte es sonst, dieses Lachen. Heute schmerzte ihn es, jetzt, wo — Sollte Eduard ihr nichts gesagt haben? Verstand sie so wenig von jüdischem Gebrauchthum? Aber an seinem ernsten Gesichte hätte sie — Ah bah, er will froh sein, daß sie Helligkeit, Freude und Lust am Leben und an seinen kleinen Genüssen in sein Dasein pflanzt. Man darf nicht immer den trüben Sorgen um die ganze Menschheit sich hingeben. Dieses stete Suchen nach dem Glücke des ganzen Volkes und nach dem wahrem Gotte, der es verbürgt, hat die Juden zerstört und das Christenthum verdüstert. Heiterkeit — Helligkeit — Griechensonne — freilich auch die Griechen sind verdorben und verschwunden! Also die rechte Mitte! Nazarenerthum mit Griechenthum gepaart. Hm! Wenn das so ginge.. Wenn man zwei Leben leben könnte in Einem! Aber versuchen muß man es, versuchen . . .

Auch er lächelte den Zweien entgegen. Wie Eduard und Martha zusammen passen? Warum mußte er das denken? Sie liebte doch ihn — das wußte er — und doch — — Vielleicht war es nur Eitelkeit, der Wunsch, einen „Namen" zu — Mußte er fürchten? War er mißgestaltet? Nein, sie würde zu ihm halten, sicher — aber Liebe, Liebe! Jenes große, starke, unbezwingbare Gefühl! Sich — aufgeben, aufgehen — wollen im Anderen, ohne sich zu verlieren. — Ja, die Probe muß es gelten. Deshalb hatte er sie zu seiner Mutter gebracht. Liebe versteht alles, Liebe trägt alles, Liebe — —! Wieder drückt er den Arm seines Mütterchens. Sie lächelt selig zu ihm empor. Liebe, das ist die Mutter. Und die Frau muß einst die Mutter ersetzen, sie muß mit mir Eins sein, wie ich es mit meiner Mutter bin.

„Mutter, weißt Du, was Liebe ist?"

„Liebe, mein Kind? Sich gern haben, Einer den Anderen."

„Nein, Mntter, ich meine die Liebe zwischen Mann und Weib."

„Ja, Du meinst, so leben und sterben für einander."

Ja, das meinte er — leben und sterben für einander! — Das ist die Liebe, die er sucht!

Sie waren in der Stube.

„Oh, wie spät!“ rief Martha schmollend. „Sehen Sie, Frau Seeliger, so macht er es immer; die alten todten Leute sind ihm lieber als die jungen Lebendigen, die ihn erwarten.“

„Wir hatten heute die erste Seelenfeier nach dem Vater,“ wehrte die alte Frau ernst dem neckischen Ton.

„Bei uns Juden herrscht diese schöne Sitte, die als Seelenmesse und Allerseelenfest ins Christenthum übergegangen ist,“ suchte Robert abzulenken.

Martha war feuerroth geworden und schwieg verlegen.

„Oh, wie poetisch,“ meinte ihre Mama, die fühlte, daß sie in eine schiefe Situation gerathen waren. „Ueberhaupt die Gebräuche bei uns Juden sind sehr ehrwürdig, sehr poetisch. Schade, daß man sie so wenig beachtet, es steckt so viel Anregendes, Erhebendes darin.“

Frau Seeliger verstand zwar nicht jedes Wort, aber sie war doch versöhnt.

Die schöne alte Frau mit den wohlgepflegten weißen Haaren, den bleichen, etwas eingefallenen Wangen und den schmalen zarten Händen imponirte ihr. Wie fein sie war und gar nicht hochmüthig, so ganz einfach. Wie vornehm sie aussah im schwarzen Spitzenkleid und dieser Brille auf hohem Schildkrotstiel, die man nur so vor den Augen hält. Freilich, rechte Juden waren sie nicht, die Ehrensteins, aber Frau Seeliger verstand es wohl, daß eine so feine Dame nicht das Fleisch „aussalzen“ und „einweichen“ könne, damit das Blut ausgelaugt werde, daß sie nicht die Zeit habe, das Milchgeschirr vom Fleischgeschirr zu sondern. Und die Dienstmädchen! Das kennt man. Die kümmern sich wenig um die jüdischen Speisegesetze.

Trotz der versöhnlichen Stimmung der beiden Frauen verging das Mittagessen doch recht still und leblos. Robert bediente die Damen mit ritterlicher Artigkeit; man sprach über gleichgültige Dinge, aber es war, als ob sich eine unsichtbare Wand zwischen den Menschen aufrichte, daß einer nicht zum anderen kommen könne.

Und endlich verstummte das Gespräch vollends. Jeder fühlte, daß der Andere spreche, was ihn nicht beschäftige. Man wurde des Versteckenspielens müde.

Frau Ehrenstein hoffte durch die Erinnerung an den verstorbenen Vater eine Ablenkung zu schaffen.

„Wie schade, daß Sie nicht vor einem Jahre daran dachten, uns in Ihre Heimath einzuladen, Herr Doktor, wir hätten dann noch das Glück gehabt, Ihren Herrn Vater kennen zn lernen.“

Frau Seeliger blickte dankbar auf die Dame, die ihres Mannes so liebevoll gedachte. Robert blieb eine Weile still, dann zog er die Stirnfalten hoch und machte ein zweifelndes Gesicht. Sein Vater wäre für ihren Geschmack zu einseitig gewesen, das wußte er. Die Mutter war schmiegsam und bewunderte die beiden Wienerinnen, aber der Vater, nein — — — der hätte sich gleich und gleich gestellt und das — — —? Wenn er vergleichen wollte! Die gediegene Pracht des sichtbaren Wohlstandes bei Ehrensteins, das feine Alt-Wiener Porzellan, die zierlichen Bestecke, die Blumenvasen und Fruchtschalen. Und hier! Die alten dicken Steingutteller, die plumpen Silberlöffel und altmodischen Bestecke! — — — Diese einfachen Sessel und derbgemalten Wände!

Der Vater aber war stolz auf sein selbstgeschaffenes, einfaches Heim. Und wenn er am Samstag nach dem Essen seinen schwarzen Kaffee löffelte, dann strömte von ihm Glück und Behagen durch die ganze Stube.

„Der Kaiser hat's net besser wie ich,“ pflegte er dann zu sagen. Und wenn die Frau zweifelnd lächelte, rief er eifrig: „Kann unser Kaiser — Gott laß' ihn lang leben — ä silbernes Beffsteck essen? Kann er den Wein mitsammt dem goldenen Becher trinken?“ Denn daß der Kaiser den Wein aus goldenem Becher trank, das war klar, hatte doch jeder Jude seinen silbernen Samstagsbecher. Und Vater Seeliger hob mit weihevollem Uebermuth den Kelch und sang mit heller Stimme dem Herrn ein Danklied. Sein Sohn stimmte ein. Und diese Augenblicke, da er mit dem Vater die hebräischen Lieder sang, die waren ihm theuer, sie erwärmten sein Herz. Er erzählte jetzt den Damen davon und begann die Melodien zu trällern. Eduard lächelte malitiös, Martha sah verlegen zu Boden. Sie konnte es gar nicht fassen, daß Dr. Seeliger, der angesehene ernste Nervenarzt, der gediegene Gelehrte, der feine Salonmann,

sich so kindisch gehabe. Und auch der junge Gelehrte fühlte, daß er sich lächerlich mache, lächerlich vor diesen Leuten. Seiner Mutter aber standen die Thränen der Rührung in den Augen, als sie die trauten, alten Melodien vernahm. Wie ein Blitz erleuchtete es ihn: „Diese Menschen sind Dir hier, wo Du sie endlich fesseln wolltest, von innen verketten mit Dir, ferner denn je; sie werden Dich nie begreifen — — nie!"

Und es packte ihn stolzer Trotz, daß sie nicht lachen sollten, sein nicht, nicht des todten Vaters, dessen Sohn er war. Er schaute von einem zum anderen und sagte: „Ja, das waren glückliche Augenblicke für mich. In jenen alten Gesängen und einfachen Melodien, in jener Ursprache der Bibel, in jenem vollklingenden Idiom meines Volkes lag für mich eine harmonische Einheit. Ich war eines mit meinem Vater, mit meines Vaters Vergangenheit, es war mir, als bade ich meine Seele rein von Verstellung und Lüge."

Eduard frug erstaunt: „Welche Lüge drückt Dich, Dich den Wahrheitsfanatiker?"

„Lügen wir uns nicht täglich vor, Germanen zu sein? Und sind doch nur deutsche Juden."

Er sah, wie Frau Ehrensteins Gesicht sich röthete, er sah Martha erblassen und in Eduards Gesicht ein leises Lächeln.

Ach, er kannte sie genau. Sie winden sich unter ihrem Judenthum, die Armen, und er wollte sie mit dieser Geißel so lange streichen, bis sie gleich ihm den Hieb nicht mehr spüren oder bis — — sie ihn verlassen werden. Wenn man sie noch Israeliten nannte, aber Juden? Je nun, es galt die Probe — — — die Probe für das Leben.

„Ja, Juden sind wir und je mehr wir's leugnen oder abschütteln wollen, desto mehr haftet es an uns, dieses ewige Judenthum."

„Aber wir sind doch kein Volk," rief Eduard.

„Das heißt, Du fühlst Dich nicht als Kind des Judenthums, aber frage die Christen, ob sie die Juden für ein besonderes Volk rechnen, oder die Millionen rechtloser, gedrückter und ihres Volksthums wegen heimathloser Juden des Ostens, ob sie sich nicht als Volk fühlen."

„Wie kommst Du mit Deinem aristokratischen Wesen, mit Deinem Sinn für Form und Raffinement immer wieder

auf die armseligen polnischen, russischen und rumänischen Juden zurück? Du allein kannst ihnen nicht helfen. Warum läßt Du Dich vom großen Mitleid verzehren? Hast Du Deinen Nietzsche so ganz ohne Nutzen gelesen? Den auserlesenen Naturen gehört die Welt! Dir ist es gelungen, aus dem Ghetto herauszuwachsen. Dein Name gilt in der Wissenschaft und wird immer mächtigeren Klang gewinnen, so laß' doch endlich die werthlose Masse, die sich nicht emporzuringen vermag — — —"

Robert blieb äußerlich ruhig, er sah nur Marthen ins Gesicht und bemerkte am Spiel ihrer Gesichtsnerven, wie sie jedem Worte Eduards innerlich zustimmte.

Da wußte er viel, aber noch nicht Alles. Er mußte klar sehen, sollte auch ein zu starkes Wort oder eines über seine Meinung herausfallen.

„Man kann in seinen Formen sehr vornehm sein, das Raffinement der modernen Genüsse lieben und sich doch im Herzen zu den Armen hingezogen fühlen. Uns Juden paßt diese Aristokratie des Geistes, wie Nietzsche sie meint, recht übel. Abgesehen davon, daß ich diese ganze Theorie vom Uebermenschen hasse, weil sie zur Unmenschlichkeit führt, weiß ich nicht, woher der Uebermensch kommen soll, wenn die Massen verwahrlosen. Von oben kam nie die Erlösung, die Oberen — — das sind ausgebrannte Dochte. Aber nehmen wir an, Nietzsche hat die Wahrheit gefunden, wir Juden können uns um diese Reaktion eines freien Geistes gegen die Furcht vor der Herrschaft der Massen doch nicht kümmern. Wir müssen für unsere Juden, für unsere Massen leben, wenn wir nicht an ihnen sterben wollen. Denn sie rücken nach und dringen in unser Leben; in jedem Falle aber kommen ihre Sünden über uns. Beweist nicht das allein schon, daß wir von aller Welt als ein Volk angesehen werden?"

„Aber ein Volk muß doch eine Heimath haben!"

Robert schwieg betroffen. Ja, das hatte er selbst oft empfunden.

Damals, als Frau Schönbergers Leiche heimathlos umherirrte, war es ihm zuerst gekommen, und als er hörte, mit welchem Eifer Reb Joine von der „Heimath" sprach, blieb dieser

Gedanke als offene Frage in seiner Seele hängen. Wie ein Lächeln stieg es in ihm auf. Er, der starkgeistige Gelehrte, der bekannte logische Kopf, der aus den Vibrationen der Nerven den ganzen Menschen errieth, er wandelte den Weg Reb Joines, des Schwachkopfes! Und doch — — —. Es war Erdgeruch in diesem hageren Manne, Kraft sprach aus ihm.

Eduard benützte dieses Schweigen, das er als Verlegenheit deutete, zu einem neuen Angriff:

„Und wenn wir Juden ein Stamm sind, warum sprechen wir Dutzende von Sprachen und nicht die eigene?"

„Meinst Du, weil Du und Deinesgleichen nicht hebräisch kennen, daß diese Sprache ausgestorben ist?"

„Aber Du glaubst doch nicht, daß hebräisch — — —"

Alle außer Robert lachten. Eduard aber meinte dann sehr ernsthaften Tones: „Sprich diese Ideen nirgends aus, sie würden Dir viel Feinde bringen."

„Ja, aber nur unter den Juden, weil ihrer zu viele auf dem Sprunge sind, davon zu laufen?

„Und Du stößt sie ins Ghetto zurück, aus dem sie alle hinausstreben."

Robert schaute auf. Martha saß blutroth im Gesichte, mit Thränen in den Augen, verlegen auf ihren Teller blickend. Frau Ehrenstein konnte ihren Unwillen nicht beherrschen: „Es ist schade, daß wir nicht früher von diesen Ideen wußten!" sagte sie kurz. Martha stand auf, um das Beben ihres schlanken Körpers zu verbergen. Sie fürchtete einen Bruch, den Bruch mit Robert, der Mama so reizte. Sie ging ans Fenster und wandte das Gesicht der Straße zu. Die guten Augen im runden Gesichte waren gefeuchtet. Am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen und hätte gerufen: „Nein, ich lasse Dich nicht. Ich will Freud' und Leid mit Dir theilen." Aber das ging doch nicht, er hatte sich noch gar nicht erklärt. Sie konnte ihm doch keine Liebeserklärung machen. Dann, was würde Mama denken, Mama, die sich so schwer entschlossen hatte, herzufahren. Und nun diese Stimmung!

Frau Ehrenstein war merklich kühler geworden. Sie hätte zur Noth diesen Tag in der Judengemeinde mit freundlicher Miene ertragen, aber ihr ganzes Leben mit diesen Leu-

ten in Verbindung mit dem Ghetto, es war schon schlimm genug, daß er keine Familie hatte — aber gar — Und ihre Tochter? Nein, die sollte nicht einem Hirngespinnst geopfert werden! Nun erschien ihr alles anders, als am Vormittag, das enge, kleinbürgerliche Zimmer, die alte Frau Seeliger in ihrem unmodischen Pepita-Halbseidenkleid, mit der Bänderhaube und den langen Ohrgehängen aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. — — Wie konnte sie nur so herabsteigen!

Dann diese singende Sprechweise! Ach nein, wenn ihre „Damen", sie hätten sehen können, hier sehen können! Sie durfte hier nicht länger bleiben.

Frau Ehrenstein frug nach dem nächsten Zuge. Martha schrak zusammen und blickte flehend zur Mutter. Auch Frau Seeliger war unangenehm berührt, sie hatte doch alles gethan, um es den Gästen behaglich zu machen. Dann war es auch ein Anderes, was sie beängstigte. Es war Sabbath, Niemand fuhr ohne Nöthigung an diesem Tage, d. h. es gab einige Leute, die es thaten, aber es galt nicht für ehrbar.

Robert bemerkte die Verlegenheit seiner Mutter.

„Gnädige Frau können erst den letzten Zug benützen, weil Sie von uns nicht vor Sabbathausgang wegfahren sollten. Da dieser Zug aber spät Nachts in Wien ankommt, so bitte ich Sie, noch bis morgen unser Gast zu sein."

„Wir bleiben ja gerne," rief Martha, „ich habe ohnehin noch nichts von Ihrer Heimath gesehen."

Frau Ehrenstein konnte nun nicht mehr zurück.

Sie gingen dann zusammen durch das kleine Städtchen. Das Haus der Seeliger stand auf dem großen Platze nächst der Kirche. Von dort zogen sie unter Bäumen die Gassen entlang, vorbei an den niederen Häusern, aus denen nur hier und da ein stockhohes Gebäude herausragte. Sabbathruhe herrschte in den Straßen, die Geschäfte waren zumeist gesperrt, denn sie gehören fast alle den Juden. Aus allen Häusern liefen die Leute auf die Straße oder ans Fenster, um Robert Seeliger mit seiner Zukünftigen zu sehen. Alle schauten ihnen freudig entgegen und boten herzliche Grüße.

Martha schritt elastisch neben Robert dahin. Wie sie zusammen paßten! Alle Welt sah es. Die schlanke und doch in den Formen volle Gestalt der jungen Dame neben dem

hohen, eleganten Manne. Wie schön sich ihr volles Gesichtchen, das üppige schwarze Haar von seinem länglichen Kopfe mit dem wohlgepflegten Blondbart abhob! Sie wiegte sich an seinem Arme und fühlte im gleichmäßigen Fortschreiten die Harmonie der gemeinsamen Bewegung. Die Sonne schien durch die Straßenallee, beleuchtete die netten Häuschen und die sabbathlich geputzten Menschen. Ach, es war doch schön! — — — — — —

Martha vergaß den Zwiespalt, der sich heute aufgethan und plapperte von vielen Dingen, die ihr durch das lustige Köpfchen schossen. Frau Ehrenstein aber hatte nicht vergessen und sie wollte nicht, daß ihre Tochter sich mit Robert „affichire", wie sie Eduard zuflüsterte. Sie trat neben Martha hin und sprach von Wien, von dem Theaterbesuch am Montag, von den Jours der nächsten Woche, von einer Soirée bei einem Sektionschef, zu der man Toiletten bestellen müsse, so daß zwischen den jungen Leuten nichts gesprochen werden konnte.

Inzwischen war man zur ehemaligen Judengasse gekommen, oder wie es hieß „Die Judenhöfe". Die Häuser waren hier niedriger als draußen in den Gassen und, wenn auch nicht unsauber gehalten, so doch verfallen.

„Hier wohnten früher alle Juden", erklärte Robert, „und hier, halb in die Erde versenkt, stand die alte Schul'. Es war ein stimmungsvolles Gotteshaus, zu dem man auf vielen Stufen hinabstieg. Altes Geräth, von der Patina dreier Jahrhunderte überzogen, gab dem Raum etwas Ehrwürdiges, was dem hellen, modernen Tempel mit seinen Blechkuppeln und falschen Minarten fehlte. Wenn hier am neunten Ab die Männer unbeschuht auf der Erde saßen und ihre Kinos, die alten Klagegesänge, anstimmten, dann fühlte man den Schmerz der neunzehn Jahrhunderte um das zerstörte Heiligthum in Jerusalem, die Klage um die verlorene Heimath. Jetzt glaube ich, hat dieser Brauch schon aufgehört, was soll er auch in dem modernen Leben!"

Während Roberts Erklärung wurden zankende Stimmen gehört, die immer lauter ertönten.

„Abtrünniger! Gottesleugner! In die Erde wirst Du

versinken! Wer den Sabbath schändet, ist dem Götzendiener gleich."

Dazwischen ertönte ein Geheul wie von einem verwundeten Thiere.

„Seien sie verflucht," erscholl es wild.

Im Nu fanden sich eine Anzahl Leute, die den streitenden Stimmen nachliefen. Das Geschrei wurde immer drohender, die Stimmen schwollen an. Sie kamen näher.

Ein kleiner Mann, in einen langen, losen Pelz gehüllt, der heute am warmen Frühlingstage recht sonderbar anmuthete, ließ fortwährend heftige Worte hören.

„Gott wird ihn schon strafen. — — — Wie die Rotte Korah wird er mit seinem Weib und seinen Kindern in die Erde versinken."

Das wilde Rufen tönte immer wieder dazwischen. Nun hörte es sich an wie das Kriegsgeschrei wilder Buschmänner.

„Was geht ihm die Frau und die Kinder an?" rief eine Frauenstimme aus der Menge.

„Ja, eine Keckheit — — — wirklich," stimmten Andere ein. „Was verflucht er die unschuldigen Kinder?" meinte eine dicke Frau mit pechschwarzem Haar.

„Püh," rief ein Skeptiker, „was das denen schaden wird!"

„So, er ist ein Enkel von Reb Salomon Jehuda, der seinen eigenen Sohn durch die Kabbala verflucht hat, so daß er gestorben is! Das is nicht nur so!"

„Warum flucht Reb Salomon?" frug Robert.

„Roth-Singer hat heute Gerste verladen lassen und fahrt jetzt zur Bahn. Reb Salomon kann sich nicht d'rein finden, daß die Zeiten vorwärts gehen," erzählte derselbe Herr weiter. „Heutzutag' heißt's, auf's Geld schauen. Morgen am Sonntag verlangt der Bauer um einen Gulden mehr für die Fuhr', und Montag soll der Wagen von der Station in die Malzfabrik abgehen. Reb Salomon sitzt und betet den ganzen Tag und büßt noch immer für den todten Onkel, der sich vor sechzig Jahren in Berlin getauft hat, er weiß alles von Gott und nix von der Welt."

Reb Salomon Jehuda war inzwischen ganz nahe herangekommen. Sein eingefallenes Gesicht bebte in nervöser

Aufregung, die Augen glühten in heftigem Zorn, die Stimme klang heiser. Aber noch abstoßender, fast grauenerregend schaute „der Stumme“ drein. Die Augen waren von innerer Wut aus der Höhle getreten, der Mund schäumte, die Brust keuchte und die Arme flogen hastig auf und nieder.

Die Damen traten ängstlich zu Robert.

Ein Mann und eine Frau waren inzwischen in den Knäuel gedrungen und suchten den Fanatiker zu beruhigen. Es war Reb Joine und sein Weib. Robert erkannte seinen alten Lehrer wieder. Das heißt, alt war er nicht, etwa 38—40 Jahre nur, genau genommen. Die hagere, vornüber gebückte Gestalt war dieselbe geblieben, aber das Gesicht hatte sich merkwürdig modellirt. Eigentlich sah man nur die flackernden Augen und die Nase; die Stirn war von einer Pelzmütze verdeckt und das übrige Gesicht verhüllten überreiche Barthaare. Aber die Augen sprachen von tiefem Leid, von ungestillter Begier, von unerfüllten Hoffnungen. Merkwürdig frisch blickte die Frau drein, die nun in zehnjähriger Ehe mit diesem Sonderling lebte. Eigentlich lebten sie zu Vieren, denn Reb Salomon Jehuda und der Stumme wohnten mit ihnen.

Die Frau streichelte jetzt den Stummen und machte ihm mit den Händen Zeichen, um ihn zu beruhigen; dann führte sie ihn in ein kleines Seitengäßchen, in das ihr Mann schon aorher Reb Salomon gebracht hatte.

Diese Scene mit ihren widerlichen Einzelheiten hatte die Damen unangenehm berührt. „Welch' ein tolles Quartett,“ rief Martha. Sie wendeten sich ab und strebten nach Hause. Robert mußte ihnen folgen, obwohl er am liebsten mit den vier sonderbaren Leuten gegangen wäre.

Von Ferne hörte er die müde Stimme des Reb Joine, der hastig rief: „Wir sind im Golus, Reb Salomon, im Golus sind wir, im Golus. Seid ruhig, ruhig. Hier sind Alle schlecht, sind Alle schlecht — — — schlecht — — — — — — gottlos — — — gottlos — — —“

Robert suchte das Wesen der unangenehmen Scene zu deuten. „Ein Widerspruch, einer der vielen Widersprüche im Judenthum. Hier der alte, gläubige Jude, dort der streb-

same, junge Kaufmann, dem die rituellen Gebote gleichgültig sind. Zwischen beiden der Kampf. Wer löst diese Wirrniß?"

Eduard war rasch mit der Antwort. „Die Zeit Gottes ist vorüber wie die der Juden. Wir haben unseren Tod überlebt und stoßen daher überall auf Verwesung oder doch auf Gegensätze mit dem wirklichen Leben, das sich entwickelt, das fortschreitet. Uns bleibt nur eine Aufgabe, in den Völkern aufzugehen, mit denen wir leben. Dann giebt es keinen Sabbath und keinen Widerspruch mit dem Sonntag."

Robert winkte mit der offenen Hand. Diese Bewegung von oben nach unten bedeutete soviel: Das kenne ich schon. Ganz kurz sagte er: „Ja, ich würde auch das annehmen, auch das Aufgehen mag gut sein; die Völker, mit denen wir leben, wollen bloß nicht, daß wir in ihnen aufgehen. Ich glaube, daß einst —, einst in fernen Jahrtausenden die Menschenliebe alle Trennungen überwinden wird, aber die Liebe zu allen Menschen setzt bei dem, der sie fühlen soll, eine innere Gleichstellung voraus, die man uns heute noch verweigert."

„Aber Ihnen doch nicht," erwiderte Martha, die seit jener Streitscene merklich verstimmt war. „Sie müssen doch nicht immer den Juden herauskehren, besonders in Ihrer Stellung, es wird Ihnen sehr schaden."

Robert blickte sie ernst, fast strafend an und erwiderte scharf: „Sie glauben doch nicht, daß ich mit meinem Judenthum Verstecken spielen werde."

„Aber es ist doch nicht nothwendig, die ganze Welt zu brüskiren."

„Brüskiren, wenn ich mich als Jude bekenne?"

„Nun ja, es ist einmal so und man muß — —"

„Nein, man muß nicht, sondern weil man sich versteckt, weil man sich immer feige verkroch, gilt es jetzt als ein Verbrechen, Jude zu sein. Soll der Christ das respectiren, was wir verbergen wie den Aussatz?"

Martha ging wortlos an seiner Seite, ernst sinnend, schweren Herzens. Robert war ihr lieb geworden. Sein männliches Wesen, das Bestimmte, Beruhigende in ihm, das seinen Kranken so viel Kraft und Halt bot, es war auch ihr

eine Stütze. Aber die Stütze wankte jetzt. Was sollte sie thun, was lassen? Ihm folgen? — —

Ja, ihm folgen. Er war fest und sicher, er würde sie gut leiten.

Und fester stützte sie sich auf seinen Arm, Schritt um Schritt, in rythmischem Wiegen. Ach, sie würde ihn schon herumkriegen, mit Lachen und Scherzen, mit Necken und Kosen von diesen abscheulichen Ideen ablenken. Sein Beruf und die zahlreichen gesellschaftlichen Verbindungen des Hauses Ehrenstein, die er mit in die Ehe bekäme, sollten das Uebrige thun.

Ihre Mutter theilte ihre Meinung durchaus nicht. Als sie ihr am Abend ihren Entschluß mittheilte, Robert trotz seiner eigenthümlichen Schrullen das Jawort zu geben, kam es auch zu ernsten Auseinandersetzungen.

Die beiden Damen richteten sich in ihrer Stube für die Nacht ein, ohne jedoch zu Bette zu gehen.

„Hat Dr. Seeliger sich Dir erklärt, so daß Du nur Ja zu sagen brauchst?“ frug die Mutter.

„Nein, noch nicht, aber ich erwarte heute Abend oder morgen vor der Abreise seine Frage.“

Frau Ehrenstein sah ernst drein und schwieg eine Weile; sie ordnete ihre Gedanken. Sie fürchtete, Robert werde sich nicht erklären, und fast hoffte sie es. Sie begann ihn zu verstehen. Er war ein Fanatiker, einer von diesen Männern, die eine Idee, ein Princip, das Wohl der Allgemeinheit, wie sie es nennen, höher stellen als eine Frau, als die Familie. Nein, er sollte sich nicht erklären! Oder doch, aber Martha mußte ihm dann einen Korb geben. — Ja, einen solennen Korb, denn eigentlich war es insolent, sie hierher zu locken in diese kleinen, armseligen Verhältnisse, damit sie sich ducken lernen, ins Ghetto kriechen.

Sie wußte aber auch, daß man Marthen nicht offenen Widerstand leisten durfte, wenn man sie von einem Gedanken abbringen wollte, daß man ihr wie allen schwachen Naturen, scheinbar Recht lassen müsse, um ihren Willen durch einen festen Gegendruck nicht fest zu drücken.

„Also dieser Entschluß steht fest?“

„Welcher?“

„Daß Du ihm keinen Korb giebst?“

Martha schaute befremdet auf die Mutter.

„Ich dachte, Mama, es sei Dir recht, ja angenehm.“

„Ei, gewiß, es freut mich doppelt,“ — hier zögerte sie ein wenig — „daß ich Deinen Charakter nicht überschätzte.“

Martha blickte immer erstaunter drein.

„Aber wieso, Mama —“

„Je nun, es gehört doch ein gewisser Muth dazu, nach den Erörterungen, die wir hier vernommen. Ich denke, daß Seeliger sich unmöglich macht, ganz unmöglich.“

„Du meinst seine Schrullen? Ach, die werde ich ihm bald abgewöhnen.“.

„Abgewöhnen? Dem? Du wirst schauen. Das ist kein Mann, dem man etwas angewöhnen oder abgewöhnen kann, der entwickelt sich aus sich selbst, nach der Linie seiner Empfindungen und Ideen. Und gewöhnlich ist die Linie solcher Männer ein Kreis, eine Linie also, die dort endet, wo sie begonnen hat, d. h. bei den Eltern, bei der Kindheit. Manchmal geht sie auch auf Ahnen zurück.“

„In diesem Falle also leitet sie hierher, nach Tamnitz? — Na, ich danke.“

Frau Ehrenstein's Blick streifte die einfachen, ja mehr als einfachen Möbel.

Martha vermochte keine rechte Antwort zu geben.

„Aber Robert — Dr. Seeliger — liebt mich doch,“ preßte sie ängstlich heraus.

„Er liebt Dich? Das weiß ich nicht. Doch ja, er liebt Dich, so wie solche Männer lieben, so nebenbei...“

„Nun, Mama, eine brennende romantische Leidenschaft paßt Dir doch auch nicht, Du sagtest es ja oft genug.“

„Je nun, das wäre. Aber ich meine, daß Seeliger immer mehr seiner Idee, seinen Juden leben, daß er Dich vernachlässigen wird. Es wäre denn, daß Du den polnischen Judenkindern die Schläfenlöckchen reinigen wolltest, die Mägdlein lehren, Zöpfe zu flechten...“

„Aber Mama, Du bist ja boshaft.“

„Durchaus nicht. Uebrigens meint Eduard, daß alle Nervenspezialisten und Irrenärzte einen Sporn hätten. Reflex-

wirkung nennt er das, Angewöhnung des Verrücktseins von den Patienten. Dann wäre es allerdings heilbar, dieses abgeschmackte Justament-Judenthum, wenn man ihn mit recht viel vernünftigen Leuten zusammenbrächte... Uebrigens wüßte ich ein Mittel, seine Neigung auf die Probe zu stellen. Laß' uns heute noch abreisen — aber ohne Besuch, sage ihm, er möge zu uns kommen, bald kommen. Er ist sehr sensitiv und fein, er merkt bald, was Du meinst."

Martha ging in's Wohnzimmer zu Frau Seeliger, um Robert zu erwarten, der zugesagt hatte, bald zurück zu kommen.

Beide Frauen dachten sein und nur sein, so daß sie bald, ihren Gedanken folgend, von ihm zu sprechen begannen.

Ob der Herr Doktor, ihr Sohn, eigensinnig sei?

„Nein, eigensinnig nicht, nur festen Willens. Er hat zwei Arten, die Dinge anzugehen. Die Aeußerlichkeiten, und was so „kleine Sachen" sind, sehr sorgfältig, aber leicht nachgiebig und gut zu lenken. So hat er sich nie geweigert, eine Speise zu essen oder Medicin einzunehmen, und wenn sie noch so widerlich war. Aber in manchen anderen Dingen, da war er eisenköpfig, so z. B., als er eines Tages erklärte, er lerne nicht mehr im Talmud. Da half kein Bitten, kein Drohen, er that es einfach nicht, aber er gab gute Gründe dafür und bat flehentlich um Verzeihung. Und so wie er als Kind war, so ist er geblieben. Er überlegt lange, aber an seinem ernsten Entschlusse ist nicht zu rütteln."

Sie meinte, weiß Gott, wie klug zu sprechen, die gute Frau, wenn sie die Festigkeit seines Charakters hervorhob. Sie wollte dem Fräulein klarmachen, daß er treu an ihr hängen werde, wenn er sich erst vorgenommen habe, sie zu nehmen. Sie wollte auch entschuldigen, daß er sich nicht rasch erkläre.

Martha aber hörte nur, daß sein Wille unumwandelbar sei. Sollte ihre Mutter Recht haben und tiefer sehen als sie?

„Aber, wenn man ihn recht bittet, wenn eine liebe Person ihn anfleht, besteht er dann auch auf seinem Willen?"

Martha hatte dies ängstlich, fast schmerzlich gesagt, so daß Frau Seeliger bemerkte, es sei etwas nicht in Ordnung.

Aber „die Wahrheit zuerst, dann die Gescheidtheit," das war ihr Spruch und demgemäß sagte sie: „Ich kann da nicht viel reden, aber ich glaube, das hilft nicht viel. Er widerspricht nicht, oder doch so, daß kein Streit entstehen kann, geht still seinen Weg und thut, was er gesagt hat."

Martha saß eine Weile in Gedanken versunken. Dann frug sie nach seiner Heimkehr.

„Er wird bald zurück sein, er ist nur zu Reb Joine gegangen. Das war nämlich sein Talmudlehrer, dem er davongelaufen ist. Und jetzt seit ein paar Jahren, so oft er hier ist, geht er zu ihm. Wissen Sie, liebes Fräulein, ich glaube, er interessirt sich für ihn, weil er eine fixe Idee hat. Er sagt nämlich immer, daß er aus Palästina stammt, daß er wieder hinfahren muß, weil es seine Heimath ist. Einen Nervenarzt interessirt so etwas."

Martha war nun recht verstimmt. Zu diesen fürchterlichen Leuten war er gegangen, zu diesem verrückten Quartett. Dieser Menschen wegen ließ er sie allein, sie, die seinetwegen gekommen war. Ach, Mama hatte Recht, der liebt die Frau nur so nebenbei, neben Reb Joine, Reb Schlome und wie sie alle heißen. —

Dr. Seeliger war inzwischen in die Judenhöfe gegangen, um das verrückte Quartett, wie Martha es nannte, aufzusuchen. Trotzdem er in dem kleinen Städtchen jedes Haus kannte, war es doch nicht so leicht, die Wohnung Reb Joines in dunkler Nacht zu finden.

Er tastete durch einen langen schmalen Hof, schaute prüfend in die spärlich erleuchteten Fenster, ohne sich jedoch zurecht zu finden. Ein gleichmäßiges Surren und klagendes Recitiren leitete ihn endlich vor eine kleine Thür, an die er leise klopfte. Ein Riegel wurde zurückgeschoben, die Thüre geöffnet und beim fahlen Schein einer Talgkerze sah er Malke, die stets erröthende Frau seines ehemaligen Lehrers. Malke hieß sie, „Königin". Und stattlich wie eine kleine Königin war sie von Gestalt, trotz des einfachen Hauskleides aus Barchent, das mehr einem Spitalskittel glich, als einem Kleidungsstück. Sie war eben dabei gewesen, ein Bett, das in der Küche stand, zurecht zu machen. Als sie den Besuch erblickte, schlug sie es jedoch rasch zu.

„Herr Doktor wollen zu meinem Mann? Er sitzt drin und lernt.“

Sie wies auf die Nebenthüre, hinter der das Recitiren ertönte. Robert öffnete vorsichtig. Reb Joine saß über den Tisch gebeugt, der Kopf wackelte auf und ab wie ein Perpendikel. Die Augen fielen auf und zu und der Mund öffnete sich in regelmäßigen Intervallen, um die gedämpften Klagelaute zu entsenden.

Das Zimmer war mittelst eines Vorhanges abgetheilt. Auch von der anderen Seite ertönte ein gleichmäßiges Recitiren, jedoch ohne Klage. Hie und da wurde es durch einen Laut unterbrochen, der wie das Knurren eines jungen Hundes erklang. Der unsichtbare Recitator war Reb Schlome, der dort lernte, vom taubstummen Bruder bewacht.

Reb Joine hatte den Besucher nicht gesehen, er sah überhaupt nicht viel, denn das Talglicht war tief niedergebrannt nnd qualmte aus seinem schwälenden Docht.

Hier und da blickte er in die Schrift, die vor ihm lag, und dann sang er wieder in schmerzvollen Tönen, die manchesmal, wenn er den Mund in tiefem Leid schloß, dumpf aus seinem Kopfe drangen.

Robert horchte auf. Alte Namen waren es, die er zu hören bekam, untermischt von Seufzen und Schluchzen. Die Erregung Reb Joines steigerte sich.

„Frau Gnellemann, die ihren Knaben Salomon und ihre drei kleinen Kinder mit eigenen Händen geschlachtet hat, das junge Mädchen Matrona und ihre Schwester Rachel, die sich ins Feuer stürzten . . .“

Die dicken Thränen liefen ihm in den Bart. Ein tiefer Seufzer, dann ging es weiter.

„Hanna, die Heldin von Blois mit dem Kinde, das sie im Feuer geboren hat . . . . . das sie im Feuer geboren hat. Herr der Welten, Du hörst es, im Feuer geboren hat — im Feuer geboren.“

Er streckte beide Arme aus, öffnete starr die halbgeschlossenen Lider. Da sah er Robert, der mit einem Gruße auf ihn zutreten wollte.

„Pst, pst.“ Reb Joine streckte die zitternden Hände vor. „Siehst Du sie nicht? . . . . . Laß' — — laß“. Er

wehrte die dargebotene Hand Roberts ab. „Die Mutter nimmt ihr eigen Kind, ihr Schlomele, ihr Fleisch und Blut, und schneidet ihm die Kehle durch. Hörst Du, eine jüdische Mutter schlachtet ihren eigenen Sohn, ihren Kadisch, den Sohn des Mannes! Und den kleinen, kleinen Kindern, die sich an ihrem Herzen wärmen, schneidet sie auch den Hals durch und das Blut spritzt um sie, es spritzt, es spritzt, und das Herz bricht, aber die Hand zittert nicht. Ach, „höre Israel", jetzt legt sie das Messer an ihre eigene Kehle." — — —

Er legte die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf. Dann flüsterte er in seiner hastigen Weise: „Und weißt Du, Reb Ruben" — — — er nannte Robert nie bei seinem deutschen Namen, sondern beim hebräischen — — „weißt Du, warum sie ihre eigenen Kinder geschlachtet hat? Weil das Messer schneller ist als das Feuer. Sie hat nicht erleben wollen, wie ihre Herzenskinder am Markt vor allen Leuten sich im Schmerze winden, sie hat nicht hören wollen, wie sie schreien, nach der Mutter jammern, die ihnen nicht helfen kann, weil sie angebunden ist und im Feuer vergeht. — — — — — Siehst Du, Reb Ruben, wie ich mit ihr," er wies mit dem Daumen nach der Küche, „in diese Stuben gekommen bin, vor zehn Jahren, mit ihr, mit meiner Malke, ich hab' schon die Broche gesagt gehabt und alle bösen Geister verjagt. Da sind sie plötzlich gekommen, die Todten aus dem Memorbuche, verbrannt und zerschunden, geschlachtet und gerädert. Und sie, die Hanna aus Blois, weißt Du hier — — hier . . ." er blätterte rasch die Stelle im Memorbuche auf und recitirte: „Hanna, die Heldin aus Blois und ihr Kind, das sie im Feuer geboren hat. — — — Da ist sie vor mir gelegen in ihren Wehen, beleuchtet vom zehrenden Feuer. Das Kind hat man ihr in die Arme gelegt und sie hat es an sich gedrückt mit ihren gebundenen Händen und die Flammen sind über sie gekommen und haben sie eingehüllt und so is — so is sie hinüber zu ihm, zu dem gelobten Namen. Und wie ich, ich hab' wollen zu Malkele und ihr den ersten Kuß geben, da is sie vor mir gelegen, Hanna mit dem Kinde, und ich hab' mich gefürchtet und ich hab — hab sie nicht berührt. Und so — — — — so — — is es geblieben. Ich will hier keine Kinder haben. Es ist gefährlich — — gefährlich

— — mein Sohn, mein herziger Reb Ruben — — — gefährlich! Und wenn sie Gott leben läßt, die Kinder, dann verleugnen sie ihren Vater, sie werden schlecht — — schlecht werden sie hier alle — — schlecht. Alle — — — alle! Du nicht; Reb Ruben, Du bist ein großer Mann geworden und kommst doch zu uns — — — kommst — — — kommst zu mir — — — zu mir, zu dem armen Melamed.[1])."

Robert war verblüfft über das eheliche Verhältniß, das sich ihm hier offenbarte. Er trat nahe an den alternden Mann, der jetzt, wo er aufrecht stand, ihn fast überragte, und sah in seine brennenden Augen. Mit dem Blicke des Arztes schaute er ihm auf den Grund seines Empfindens. Nein, er war nicht irre, es lag nichts Krankhaftes in diesen Augen, nur überreizt waren sie und dabei doch müde.

Er legte seine Hand auf die Schulter Reb Joines, hielt die Augen auf ihn gerichtet und sagte im festen Tone des überlegenen Arztes:

„Das ist nicht alles, Sie können sich doch nicht immer gefürchtet haben."

Reb Joine preßte den Zeigefinger vor den Mund und flüsterte:

„Sie soll nix hören, es thut ihr weh, hart und weh, und mir auch, denn ich hab' sie gern, sehr gern. Aber wie ich gesehen hab', daß mir der gesegnete Namen solche Gesichter schickt, da hab' ich angefangen nachzudenken. Und ich hab' gefunden, daß mir nur ein Ausweg bleibt, ein Weg, nur einer: weg von hier nach der Heimath, nach dem Lande Israels, nach Jeruscholajim. Wie ich so weit war, hab' ich geschworen: „Herr der Welten, ich berühre mein Weib nicht, bis ich sicher bin, daß wir hinüber gehen, nach Haus, wo man Kinder haben kann, die nicht erschlagen werden, oder, Gott soll behüten, sich taufen lassen, wie —." Er winkte mit dem Daumen nach dem Vorhang, hinter dem das gleichmäßige Surren des alten Asketen ertönte. „Malkele spart schon zehn Jahre, fünfundachtzig Gulden hat sie beisammen. Wir brauchen noch zweihundert, dann fahren mer in Gottes Namen, dann fahren mer — fahren mer. — Alle Jahr',

---

[1]) Talmudlehrer.



wenn das alte Memorbuch vorgelesen wird, nehm' ich mer's über Nacht und begeh' nochmal Maskir für mich allein — allein. — Das giebt mir Kraft, damit ich meinen Schwur nicht vergeß'."

Robert war bewegt, und so sehr er es versuchte, dies Geständniß humoristisch aufzunehmen, es wollte nicht gelingen. Und doch zog ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht, als er frug:

„Und wenn Ihr erst in zwanzig Jahren das Geld beisammen hättet?"

„Dann ist es Gottes Wille, daß wir zwanzig Jahr warten."

„Aber Gott hat Ihnen doch nicht befohlen zu schwören."

„Wie kann ich schwören, wenn Gott nicht will? Wer bin ich, daß ich etwas kann ohne seinen Willen? — Es ist Gottes Wille, daß ich nach Jeruscholajim geh', es ist Gottes Wille, daß wir alle hinkommen in's Land unserer Väter, denn es steht geschrieben — es steht geschrieben —." Wie ein Ruck flog es durch seinen Körper, als er nun daranging, das heilige Buch, die Bibel, zu citiren. Der gebeugte Körper richtete sich kräftig empor, die flackernden Augen blickten mit einem Male ruhig und die hastende Stimme klang gleichmäßig und sonor: „Gott der Allerbarmer will, daß wir wieder nach dem gelobten Lande ziehen sollen, und wir werden hinkommen. Jeremias sagt:

> „Du aber fürchte nicht, mein Diener Jacob, spricht Gott, ängstige dich nicht, Israel; denn ich helfe dir aus der Ferne und deinen Kindern aus dem Lande ihrer Verbannung, und Jacob wird zurückkehren und wird ruhig wohnen und ungestört.
>
> Denn ich bin mit dir, spricht Gott, um dir zu helfen; denn ich werde untergehen lassen die Völker, unter welche ich dich verbannt habe, dich aber werde ich nicht untergehen lassen."

Und in Jesaias heißt es:

> „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Aus dem Osten bringe ich deine Kinder und aus dem Westen sammle ich dich. Ich sage dem Norden: „Gieb' sie heraus" und befehle dem Süden: „Schließe sie nicht

ein"; Bringe meine Söhne aus der Ferne und meine Töchter vom Ende der Welt."

„Gott wird mir helfen, daß seine Verheißung mir und seinen unwürdigen Kindern erfüllt werde. Ja, er wird helfen — er wird helfen." Mit Inbrunst stieß er diese Worte heraus, und ein wahres Verlangen sprach aus Wort und Mienen. Robert war auf's Tiefste bewegt durch die feste Zuversicht, die den sonderbaren Schwärmer beseelte. Er legte nun beide Hände auf seine Schultern, sah ihm starr in die Augen, wie um seinen Blick festzuhalten und den ganzen Menschen zu beruhigen. So sah er ihn eine Weile an, dann sprach er langsam und fest zu ihm:

„Könnt Ihr ruhig sein?"

Reb Joine blickte fragend.

„Könnt Ihr eine große, plötzliche Freude ertragen?"

Er riß die Augen weit auf und öffnete halb den Mund. Sein Herz klopfte, aber er suchte sich zu fassen.

„Der Herr der Welten in seiner Gnade wird mir Kraft geben. Ja, er wird mir Kraft geben — wird mir Kraft geben."

„Nun denn, morgen bekommt Ihr von mir das Geld, damit Ihr nach Palästina fahren könnt."

Da beugte Reb Joine in Demuth sein Haupt und biß den Mund zusammen, damit er keine Tollheit begehe. Dann richtete er sich hoch auf. — Tiefe Inbrunst lag über seinem Gesichte, selige Verzückung strahlte aus seinen tiefliegenden Augen, eine Verklärung, deren Eindruck auch Robert nicht widerstand. Keiner sprach ein Wort. Und als die Spannung der ersten Ekstase vorüber war, meinte Reb Joine überlegen lächelnd:

„Nun, Reb Ruben, hab' ich Recht behalten? So wie ich gesagt hab', Gott wird mir helfen, so hat Gott mir geholfen. Ja, Gott hilft, Gott hilft, er und nur er in aller Ewigkeit."

Das Surren hinter dem Vorhang hörte auf. Reb Joine sprach nun immer lauter:

„Gott will, daß ich hinübergehe, Gott will, daß wir Alle gehen. Lach' nicht, Reb Ruben, Du wirst der Erste sein, ja, der Erste, der mir nachkommt. Einmal bist Du

mir davongelaufen, aber merk' Dir nur: Du kommst mir nach, Du bist mir sicher. — Ja, und Altäre werden wir bauen, Du wirst schon sehen, Reb Ruben — weißt Du noch? 32 Ellen lang, 32 breit, 19 hoch, 19 breit, dann eine Elle hineinrücken. Und die Opfer wirst Du sehen, die Tauben, alle Tauben werden geopfert, alle."

Es war etwas wie eine wilde Fröhlichkeit über den alten Jünger gekommen, und er sprach so heftig und so laut, daß Reb Schlome mit seinem stummen Bruder hinter dem Vorhange hervorkam. Reb Joine war nun aus seinem wilden Humor in ein Schluchzen verfallen. Er umarmte die Beiden und rief immerzu:

„Ich geh nach Hause, ich geh nach Jerscholajim!"

Reb Schlome verstand ihn sofort, aber der Stumme schüttelte wehmüthig das Haupt; er konnte den Sinn der Aufregung nicht fassen. Man ahmte die Bewegung eines Wagens nach, dann wurde das große Wasser angezeigt, dann ein inbrünstiger Kuß gegen die Erde geworfen. Nun verstand er, daß sein Beschützer nach Palästina gehe, ins heilige Land. Und er fürchtete, daß sein Leben noch vereinsamter sich abrollen werde. Er deutete fragend auf seine Brust.

„Nein, armer Kerl, Du mußt hier bleiben."

Da begann er zu heulen und zu winseln, lief hinter den Vorhang und vergrub sein Gesicht in den Kissen des ärmlichen Bettes.

Der Bruder eilte ihm nach, um ihn zu trösten, vorher aber mußte Reb Joine versichern, daß er ihm einen großen Sack Erde aus Palästina schicken werde, damit einstens im Grabe der Boden des heiligen Landes ihn umschließe.

Robert wandte sich zum Gehen. Er grüßte in der Küche die Frau, die verlegen lächelnd auf ihrem Bette saß, ohne zu ahnen, wie in der Stube sich ihr Schicksal gewandelt habe. — Als er aber in den finsteren Hof trat, da hörte er hinter sich einen Schrei, der klang so weh und doch jauchzend, wie der Ruf eines Schiffbrüchigen, der zum ersten Male nach langer Todesangst festes Land betritt.

„Malke, meine theure Malke, mein Weib!"

Und während er sich langsam aus dem Dunkel des

langen, schmalen Hofes tastete, küßte drin der alte Talmudjünger zum ersten Male im Leben ein Weib.

*
* *

Robert ging seine Straße, ohne zu wissen, daß er sich fortbewege. Als er vor dem Elternhause stand, erwachte er aus seinen Träumen. Der überspannte Talmudgrübler hatte ihn bezwungen. Der arme Phantast hatte sein Ziel erreicht, er hatte seine Heimath gefunden; und ganz gleich, was ihm dort drohen möge, Noth und Elend, Jammer und Leiden: er wird es ruhig tragen, ja, selbst der Tod wird ihm leicht werden, weil sein sterblich Theil in dem heiligen Boden ruhen wird. — Und nun kamen seine Gedanken ins Wandern. Was jener in seiner kindlich-romantischen Schwärmerei ersonnen, sollte es nicht auch im höheren geistigen Sinne auszuführen sein: Die Rückkehr zum Judenthum, zur alten Heimath des Glaubens, zur Religion der Propheten und Psalmisten? Sollte das der Weg sein, den er suchte, der Pfad, auf dem Alle zu packen, in der Seele zu rütteln wären? — Was ihm, dem alten Talmudisten, das Memorbuch geworden, das Ziel, das es ihm wies, sollte es nicht Allen. — — Man wird ihn für toll verschreien. Ah bah! der Sucher gilt stets für einen Narren, der Finder war weise, und hier gilt es nicht, Neues finden, nur das alte Judenthum mitten unter den Bildungen einer neuen Zeit wieder aufrichten. — Aber Martha — Frau Ehrenstein — Ja, Martha, wenn sie — Immerhin, es gilt die Probe! Und wenn sie — — Nein sagt — Nein?

Da reckte er sich hoch auf, so hoch, daß er Reb Joine hätte Aug in Aug schauen können.

„Was Du vermochtest, ist weit mehr — Soll ich nicht entsagen können, wo ich noch nicht besitze? — Weg mit allem Halben! Ich bin jetzt meines Weges sicher, und vollwerthig soll mein Weib mir gelten. Sie wird mit mir gehen, denn im Grund ihrer Seele ist sie echt und treu, nur ist Alles geschwächt, verschüttet und verstaubt in ihr, durch die Kleinlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens verdorben.“

Er aber wollte ein großes Ziel vor sie hinstellen, die Erlösung der Bedrückten, und als Lohn sollte sie zwei Seelen

empfangen: die ihre, die sie sich in dieser Arbeit erlösen müßte, und die seine mit all' seinem Herzen, seiner Kraft und seinem Wollen. —

So trat er ruhig und gefestigt in die Stube. Dort war alles Bewegung und Unrast. Frau Ehrenstein hatte sich nach einer neuerlichen Zwiesprache mit der Tochter erinnert, daß sie für den nächsten Tag beim Herrn Hofrath versagt war. Der Herr Sectionschef würde dort sein, und sie konnte ihren alten Piquetpartner nicht im Stiche lassen; eher müsse sie die Nacht opfern. Der Entschluß der Damen stand fest, sie wollten nur noch den angebotenen Thee nehmen.

Robert war betroffen. Sollte das der Bruch sein? Er suchte die Augen Marthens. Sie wich ihm aus. Sonst war sie froh, seinen Blick zu fühlen und zu erwidern. Er mußte warten und einen Augenblick des Alleinseins benützen, wollte er erfahren, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war. Endlich stand er mit ihr allein im Fenster, Aug in Aug.

„Wann sehen wir uns wieder, Martha?"

Er sprach ruhig, aber seine Stimme klang bewegt.

„Wann immer Sie zu uns kommen werden, Herr Doctor. Denn nur in unserem Heim können wir uns verständigen."

„Und auf diesem Boden nicht?"

„Nein! Nie!"

Sie zögerte. Dann ergriff sie seine Hand.

„O Robert, kommen Sie zu uns. Ich kann mich nur dort zurecht finden, wo ich eingewurzelt bin; ich fühle mich fremd hier, gedrückt und gequält in dieser Enge."

„Und wenn ich Ihnen den Weg weite, und wenn ich neue Pfade suche und finde?"

„Wozu neue Wege suchen? Lassen Sie uns glücklich sein in der Weise der anderen Menschen."

Nun wußte er, daß Alles für ihn vorbei sein müsse, und er zog sich straff und stolz in die Höhe und sprach fest, ohne Zittern, ohne jede Bewegung, ganz schlicht:

„Ich aber strebe hoch und darf nicht allein glücklich sein, weil ich nicht kann. Aber mein Weg ist nicht eng und mein Leben nicht arm. Vielmehr ist mein Herz zu voll und mein Blut zu bewegt, als daß ich nur mir leben könnte; der

Jammer der Anderen läßt mich nicht ruhen, er ist mir zu eigenem Leide erwachsen."

Eduard war inzwischen ins Zimmer gekommen, so daß er die letzten Worte gehört hatte.

„Ja, mein Gott, wir alle kennen ja das große Elend in der Welt, deswegen darf man nicht verzweifeln!" warf er ein.

Inzwischen waren die beiden alten Frauen eingetreten. Frau Ehrenstein in voller Reisekleidung. Sie wurde von Frau Seeliger zum Thee genöthigt. Das Gespräch war leise weiter geführt worden, dann wurde es immer lauter.

„Ich verzweifle nicht an der Menschheit, wohl aber an der Zukunft meines Stammes, den ich liebe und den ich wieder erheben will."

„Aber das grenzt ja an eine fixe Idee!" rief Eduard entsetzt.

„Ja," entgegnete Robert melancholisch, „mag sein. Ich bin von dieser Idee durchaus erfüllt."

„Aber Sie werden keinen Dank ernten für Ihre Absichten", meinte Frau Ehrenstein ohne jede Ironie.

„Nein."

„Man wird Sie verlachen."

„Ja."

„Und das alles wegen solcher Idee!"

Sie sah ihn voll wirklichen Mitleids an.

Martha stand noch immer am Fenster, um ihre Thränen zu verbergen. Sie hörte wie durch eine Wand, was gesprochen wurde. Sie fühlte nur das Eine, daß jetzt etwas Schönes, Großes aus ihrem Leben schwinde und daß sie nicht die Kraft besitze, es zu halten.

Nun sprach Robert:

„Es lebte in Warschau ein armer Judenknabe, Namens Gottlieb. Dem hatte die Natur die Gabe verliehen, zu sehen und das Geschaute nachzubilden. Da er arm war, mußte er hungernd durchs Leben gehen, aber in Hunger und Entbehrung erhob ihn der eine Gedanke: sein Volk so in Farbe nachzubilden und zu verherrlichen, wie er es geschaut. Als seine bildnerische Kraft gewachsen war, malte er die Synagoge in seiner Heimath am großen Tage der Versöhnung. Er legte

alle Kraft der Empfindung, Weihe und Zerknirschung in die Gesichter der Männer, aber auch Rührung und Liebe, denn er malte den Augenblick des Maskir, der Seelenfeier. Der Kantor las die Namen der Verstorbenen und auf dem Pergament stand deutlich in hebräischen Lettern: „Gottlieb" und die Jahreszahl. Der Maler hatte in dieses Gemälde sein ganzes Leben gesteckt und gefühlt, daß es nun zu Ende sei. Im selben Jahre starb er, uud sein Name wurde mit der Jahreszahl verbunden, wie er es ahnend gemalt hatte. Das Bild aber lebt und wird uns alle überdauern, zur Verherrlichung des jüdischen Stammes. Und am Tage des Seelengedächtnisses, wenn sein Name genannt wird, dann horchen sie hoch auf, die Alten, und segnen sein Andenken, und die Jungen erbeben in sittlicher Erregung und alle guten Geister werden lebendig in ihnen. — Das ist alles, was ich für mich verlange, was ich meinem Leben abgewinnen will. — Wenn sie mich einstens der Todtenliste einfügen und meinen Namen verlesen, dann soll ein Zittern durch die Trauergemeinde gehen, die Alten sollen in Frieden meiner gedenken, die Jungen aber versuchen, mir nachzustreben. Ist es mir mißlungen, dann wird unter ihnen Einer erstehen, mein Wollen in Thaten umzusetzen, damit seinem Israel der Friede werde, den es seit Jahrtausenden vergeblich sucht!"

„Und das soll Dir Ersatz sein für ein einsames Leben?" fragte Eduard mit wirklicher Theilnahme.

„Menschen meiner Art sind immer einsam, gleichviel, ob sie das Leben Anderer an sich ketten oder nicht".

Er blickte auf und sah in das schmerzhafte Gesicht seiner Mutter — da setzte er wehmütig lächelnd hinzu:

„Das heißt, wenn ihnen kein Mütterchen lebt, das sie so liebt, wie mich das meine."

Die schwarze Riwke.

Von

J. Loewenberg.

I.

Auf dem Osterberg unter einem Schlehdorn lagen zwei kleine Jungen und spähten eifrig den Weg nach Borgeln hinab.

„Die Mame tommt nich, Ruben", sagte betrübt der kleinere, ein Bürschchen von etwa drei bis vier Jahren.

„Sie kommt doch, und sie kommt auch hier vorbei," beruhigte ihn der um einige Jahre ältere Bruder. „Ich weiß es ganz gewiß. Ich bin schon mal mit Mama in Borgeln gewesen, ja, Lexe."

„Bringt denn Mame auch das Hiselamm mit?"

„Mama hat's gesagt, un denn thut sie's auch."

„Das Hiselamm hört mir."

„Un mir auch, Mama hat's gesagt."

„Un Minna auch."

„Minna is ja todt. Die is ja in Himmel."

„Kiegt sie in Himmel auch en Hiselamm?"

„Ach, Du! —"

Er wandte sich mit überlegener Miene von dem kleinen Dummkopf ab und ritzte mit einem spitzen Steinchen die Erde auf. Dabei kam ein Wurm zum Vorschein.

„Guck mal Lexe, ein Wurm."

„Für Hiselamm mitnehmen!"

Ruben lachte laut auf.

„Hiselamm ißt gar keine Würmer. Hühner essen Würmer. Hiselamm muß Gras haben un junge Schlohen. Weißt Du,

Lexe, jeden Tag hüten wir's in Wessels Tweete, und dann nehmen wir'n großen Korb mit. Da is ganz langes Gras, so lang," und er zeigte die volle Länge seines Aermchens, „das holen wir. Un dann bauen wir 'n Stall hinter unserm Haus un ne Scheune, un dann —"

Ein Peitschenknall ertönte. Ein Bauer fuhr mit seinem Wagen vorüber, um Saatkorn in's Feld zu bringen.

„Blagentüg, wat makt je da? Up de füchte Eer sitten in de Märztid? Wöl je wull na Huus!" Und er drohte ihnen mit der Peitsche.

„Dat sind de schwarte Riwke ehre," bemerkte der Knecht, „de könnt 't verdrägen."

„Deut nix. Wöl je wul na Huus!"

„Wir wollen unsre Mama abholen," entgegnete Ruben in weinerlichem Ton, während der Bruder sich an ihn schmiegte.

„Na, dann staht up und makt je net krank und verdarwet ju dat Teug net. De Meume hert't nich so dicke; de mut sick genaug plagen."

Die Kinder gehorchten und der Bauer fuhr von dannen.

In bangem Schweigen sahen die Knaben ihm nach; aber kaum war er einige Schritte von ihnen entfernt, da kehrte ihr frohes Selbstgefühl wieder.

„Der olle dicke Himwelmeier!" rief Ruben halblaut in verächtlichem Tone. „Un wenn ich erst groß bin, dann kaufe ich mir auch en Wagen und zwei Pferde, und dann holen wir das Gras für Hiselamm immer auf'n Wagen."

Seit Wochen war das Hiselamm der einzige Gedanke der Kinder. Nach langem Bitten und Quälen hatte die Mutter versprochen, ihnen ein Ziegenlamm mitzubringen, das schon fressen könnte und das sie nicht schlachten wollte. Sie sollten es ganz allein für sich haben. Seit der Zeit hofften die Kinder von Tag zu Tag auf die Erfüllung des Versprechens, als ob ihr ganzes Dasein durch den neuen Lebens- und Spielgenossen ein völlig andres werden müßte. Alle frühern Wünsche und Interessen waren zurückgetreten. Sie lebten nur noch für das Hiselamm.

Und heute sollte es ankommen.

Von früher Morgenstunde an hatten sie den Vater gefragt,

ob die Mutter bald zurückkäme. Fürsorglich hatten sie schon Gras geholt und in das kleine Kämmerchen gestreut, das zur Wohnung des Zickleins bestimmt war. Aber der Tag war so lang, und das Hiselamm wollte noch immer nicht kommen.

Da hatte sie denn nach dem Mittagessen ihre Sehnsucht hinausgetrieben, erst in den Heckenweg zwischen den vertrauten Gärten, dann in das einsame Feld, dann weiter über die geländerlose Ammerbrücke, über die eigentlich Kinder nicht allein gehen sollten, und endlich den hohen Osterberg hinauf. Vor jeder Strecke hatten sie Rast gemacht und gewartet, und nun waren sie oben auf dem Berg und getrauten sich nicht weiter. Die Welt war doch größer, als sie gedacht hatten, und die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Sie warteten und warteten.

Längst hatten sie sich trotz der Warnung des Bauers wieder auf die Erde gesetzt. Es fror sie in ihren dünnen Kittelchen in der herben Märzluft. Auch der Hunger stellte sich ein, und sie fingen an zu verzagen.

„Mame tommt nich, nach Haus gehen!" wimmerte der kleine Alex.

„Mama muß kommen," tröstete Ruben; aber auch seine Stimme durchklang schon ein leises Bangen.

„Ich will Bot haben," hub der Kleine nach einer Weile wieder an und begann zu weinen. „Ich bin so hungerig."

„Ich auch Lexe," stimmte Ruben ein, und gerührt über das eigene Leid, weinte er mit.

Da saßen sie nun beide, den Kopf zur Erde geneigt, und schluchzten bitterlich.

Das Weinen wurde leiser und leiser, die Aeuglein wollten ihnen schon zufallen, als eine Stimme vom Wege her rief: „Kinders, Kinders, was is passiert?"

Jedes andre Kind würde sich entsetzt haben, hätte es die rauhe Stimme gehört und die lange hagere Frau gesehen, die mit ihren rothgeränderten Augen, dem struppigen schwarzen Haar, den harten knochigen Zügen so sehr an die Schreckgestalt des Märchens erinnerte. Aber die beiden Kinder sprangen glückselig in die Höhe, rannten auf die häßliche Frau zu, umschlangen ihre Kniee und schluchzten und jubelten: „Mame, Mama!"

„Kinders, wie kommt ihr denn hierher? Weiß der Papa davon?"

„Nein, Mama," versicherte Ruben stolz, „wir haben den Weg ganz allein gefunden. Wo is denn das Hiselamm?" und er lugte forschend in den Korb, den sie am Arme trug.

„So ihr Nixnutze, das wolltet ihr holen, und Papa is nu in Angst um euch. Und ihr hättet euch verlaufen können, und hättet in's Wasser fallen können, ihr schlechten Jungens."

Und sie bückte sich zu ihnen nieder und küßte sie.

„Wo is das Hiselamm denn?" fragten sie beide wieder.

„Das is schon längst hier vorbeigekommen. Menken Stine bringt es euch. Sie ist schon vorausgegangen. Habt ihr sie denn nicht gesehen?"

„Nein, Mama."

„Dann ist sie schon lange bei uns. Seht ihr wohl, wäret ihr artig zu Haus geblieben, dann hättet ihr es jetzt schon, ihr Nixnutze."

„Mama mach rasch," drängte Ruben und zerrte an dem Korb.

Der Kleine aber streckte die Händchen in die Höhe und bat: „Mame, ich bin so müde!"

Und die Mutter, die einen Pack Felle auf dem Rücken schleppte und den schweren Korb trug, hob ihren Jüngsten ohne weiteres auf, ließ den Aeltesten, der sich an ihrem Rock festhielt, zur Seite trippeln und schritt, eine fröhliche Weise pfeifend, ihrem Heim zu.

II.

Die schwarze Riwke war in der kleinen jüdischen Gemeinde, der sie angehörte, wenig beliebt und noch weniger geachtet. „Hühner, die krähen, und Weibsleut, die flöten, taugen nicht viel," pflegte man von ihr zu sagen. Und sie flötete gern und machte Geschäfte trotz einem Mann.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war auch ihre Thätigkeit nur auf das Haus beschränkt gewesen. Als ihr Mann aber von einem Pferd vor das Knie geschlagen wurde und sein linkes Bein in einer langwierigen Krankheit vollständig erlahmte, so daß er auf Krücken gehen mußte, da besann sie sich nicht lange, was zu thun sei. Die Kinder mußten zu

essen haben, ihr Mann und sie auch. Die paar Groschen, die er dafür erhielt, daß er der Gemeinde als Schammes und Schlächter für Kleinvieh diente, konnten nicht viel helfen. Daß er hin und wieder, da er im Jüdischen bewandert war, in einem Trauerhause „lernte“, oder einen Knaben zur Barmizwah vorbereitete, brachte bei den ärmlichen Verhältnissen der meisten Gemeindemitglieder auch nicht viel ein.

Da ging sie denn kurz entschlossen selber auf den Handel. Den Henkelkorb am Arme zog sie tagtäglich von Dorf zu Dorf, um allerhand Kleinkram: Garn, Band, Zwirn, Nadeln und dergleichen zu verkaufen oder Knochen, Lumpen und Felle dafür einzutauschen. Die Bauersfrauen hatten gern mit ihr zu thun. Ihre stille ruhige Weise gefiel ihnen; sie wurde nie zudringlich und fand auch ein freundliches Wort, selbst wo es nichts zu handeln gab. Kam sie gerade in ein Haus, in dem die Arbeit drängte, dann stellte sie ihren Korb in die Ecke, sagte kein Wort und half in der Wirthschaft mit, wo und wie es ging.

Ihr Lieblingsdorf war Borgeln, das etwa eine Stunde von ihrem Heimathsort entfernt lag. Dort war sie fast wie zu Hause. Jung und alt sahen sie gern. Wenn manchmal andere Händler selbst höhere Preise für die Sachen boten, hieß es doch: „Ne, de kriegt de schwarte Riwke.“ Die günstige Meinung für sie wurde auch dann wenig erschüttert, als man auch im Dorfe die still schlummernde Abneigung gegen die Juden durch Wort und Schrift zu schüren begann. Die Inschrift, die seltsamerweise an manchen Bauernhäusern auftauchte:

Jude und Schwein
Darf hier nicht herein.

galt nicht für sie. Man hatte das Gefühl, daß sie eigentlich zu den Dorfleuten gehöre, und hieß sie nach wie vor willkommen.

Sie richtete es daher auch immer so ein, daß sie jede Woche mehreremale nach dem Dorfe kam. Regelmäßig kehrte sie dann bei Menkenmutter ein, einer armen Bauernwittwe, die mitten im Orte in der Nähe des Dorfteiches wohnte. Ihr einziges Töchterchen, ihre Minna, die sie im vergangenen Herbst verloren hatte, war gleichen Alters mit der Stine,

dem Kinde der Bäuerin, gewesen. Und es war der betrübten Mutter ein schmerzliches Bedürfniß, die Kleine, mit der ihr Liebling noch wenige Tage vor seinem Tode gespielt hatte, recht oft wiederzusehen. Bei der Menkenmutter pflegte sie auch die Hauptmahlzeit des Tages einzunehmen: Kaffee und Butterbrot, zuweilen auch, wenn das Geschäft gut gewesen war, ein oder zwei Eier dazu.

Ihr eigener Haushalt mußte natürlich unter ihrer Geschäftsthätigkeit leiden. In ihren Stuben, die zuweilen auch als Lager für Lumpen und Felle dienten, sah es nicht sonderlich sauber aus, und die Kinder liefen oft schmutzig und zerlumpt umher. Ihr Mann, in dem ein Stück Gelehrter steckte, war zufrieden, wenn er irgend ein Buch zum Lesen auftreiben konnte, und bekümmerte sich nicht viel um sie. Kam sie spät abends nach Hause, dann lagen die Kleinen gewöhnlich schon im Bett, und sie selber war so müde, daß sie nichts mehr für sie thun konnte. „Es ist 'ne wahre Schand', wie die Kinder aussehen," pflegten die anderen Frauen in der Gemeinde oft zu sagen. Sie alle blickten mit Geringschätzung auf sie, und nicht eine dachte daran, daß es doch etwas Großes sei, wie die arme Frau sich plage, um Mann und Kinder ehrlich zu ernähren, nicht eine von allen, am allerwenigsten aber die schwarze Riwke selber.

III.

Die beiden Kinder erlebten bei ihrer Heimkehr eine große Enttäuschung. Das Lamm war noch nicht da, und wie sie auch warteten und alle Augenblick auf die Straße hinausspähten, es kam nicht. Mit Thränen im Auge gingen sie schlafen, und nur das Trostwort der Mutter: „Morgen kommt's gewiß," ließ sie nicht an dem Fortbestand der Welt verzweifeln und beruhigte sie einigermaßen.

Aber die schwarze Riwke selber war nicht ruhig. Was mochte der Stine geschehen sein, daß sie mit dem Lamm nicht gekommen war? Sie hatte sie mitgenommen, weil sich das Kind von dem Lämmchen, das es selber aufgezogen hatte, nur schwer trennen konnte. Unterwegs hatte sie das Mädchen beim Wirthshaus „Zum letzten Heller" warten lassen, während sie noch einzelne alleinstehende Gehöfte in der Nachbarschaft be-

suchen wollte. Als sie zurückkehrte, waren Kind und Lamm nicht mehr da. Da nahm sie als selbstverständlich an, daß die Kleine, die den Weg schon oft mit ihr gegangen war, vorausgeeilt sei. Sollte sie sich nun doch trotz ihrer zehn Jahre noch verlaufen haben, oder war sie mit dem Zicklein wieder nach Hause gegangen?

Wie wahrscheinlich ihr das auch deuchte, so machte sie sich doch am anderen Morgen in aller Frühe auf den Weg und ging stracks nach Borgeln hin, um sich Gewißheit zu holen.

Stines Mutter, die schon wartend vor der Hausthür stand, war erstaunt, erschrocken, als sie die schwarze Riwke ohne ihr Kind ankommen sah. Sie hatte fest geglaubt, daß die Händlerin es über Nacht bei sich behalten hätte. Wo war es nun geblieben? Wenn es in der kalten Märznacht im Freien übernachten mußte, konnte es wohl erfroren sein. Die schwarze Riwke hätte auch besser auf das Kind passen sollen. Es war wohl erfroren, todt. Ihr gutes Kind, ihr einziges, ihre Stine todt!

Und sie weinte und schrie so laut, daß die Nachbarn herbeieilten, und die des Weges Gehenden stehen blieben.

Ein Haufen Neugieriger stand bald um die Beiden.

„Wat is los? Wat is passiert?“

„Menken Stine is fort.“

„De schwarte Riwke hert't gestern mitnumen.“

„Menken Stine is daud.“

„Dat Judenwiev hert dat Kind op'n Gewitten.“

Die Beschuldigte stand sprachlos da, weniger aus Verwirrung über die so plötzlich erhobene Anklage, als in dem Gefühl, daß sie vielleicht die Verantwortung trage, wenn dem Kinde ein Unglück zugestoßen sei.

Ihr Schweigen nahm man für ein Eingeständniß ihrer Schuld.

„Dat Judenwiev! dat Judenwiev!“ erscholl es immer drohender.

Die Umstehenden drängten sich dichter an sie heran.

Ein stämmiger rothhaariger Bursche ließ die Hand wuchtig auf ihre Schulter fallen.

„Is din Mann net Schlachter?“

Sie nickte.

„Na, denn haw wi't ja! Austern steiht vör de Dör. Un de Juden bruket Christenblaud vör de Austerkauken. In de Zeitung het et stahn, ick haw't selwer lesen, ick selwer. Da haw wi't.“

„Nix haw wi, awer en Rappel heste,“ schrie die geängstigte Frau und stieß den Sprecher zurück.

Da riß ihr der Bursche den Henkelkorb vom Arm und schüttete seinen Inhalt unter die johlende Menge.

„Du verfluchte Judenhexe,“ schrie er dabei, „du ollane hest't in Schuld, du hest dat arme Wurm daud rabbeinert.“

„Du bis verrückt!“ schrie die schwarze Riwke.

„De olle Judenhexe hert dat arme Wurm schlachtet!“ scholl es von einer anderen Seite.

„Schlaet se daud, schlaet se daud!“ brüllte es im Chor und erstickte die Worte der besonnener Denkenden.

Sie hielt die Hände schützend vor dem Kopf ausgestreckt und kreischte: „Je sid verrückt, je sid verrückt!“

„Schlaet die Judenhexe daud!“

Alle drängten auf sie ein, die Weiber voran. Man spie nach ihr, man schlug sie ins Gesicht, man stieß und trat sie. Ihre Haare lösten sich und flogen ihr wirr um die Stirn, die Augen quollen weiß hervor, und das Blut rann aus Nase und Muud.

Aber sie wehrte sich doch mit Riesenkraft gegen die Anstürmenden, und den immer wilder werdenden Ruf: „Schlaet se daud!“ übergellte ihr fast mechanisch wiederholter Schrei: „Je sid verrückt, je sid verrückt!“

„Schmiet se in't Water!“ erscholl da eine neue Losung.

Und im Nu hatten ein Dutzend Fäuste sie gepackt, und schoben, stießen und zerrten sie nach dem Dorfteich hin.

„Schma Jisroel!“ stöhnte sie qualvoll heraus, und weiter drang kein Laut mehr über ihre Lippen.

Schon war man an dem Teich angelangt, unwillkürlich entsteht eine Stockung, da ruft eine helle Knabenstimme: „Menken Stine is wäer da! Menken Stine is wäer da!“

Das Gejohl und Getobe verstummt sofort, Alle schauen sich um.

Und wirklich, langsam, mit zögerndem Schritt, ihr

Lämmchen an der Hand führend, kommt die kleine Stine mitten durch die Dorfstraße herabgegangen.

Alle stürzen auf sie zu, um zu hören, durch welches Wunder sie aus den Händen der Juden gerettet sei.

Und das Kind erzählt mit weinender Stimme, daß sie ihr Lämmchen nicht habe abgeben wollen, daß sie darum der schwarzen Riwke fortgelaufen sei, daß sie sich aber gefürchtet habe, gestern Abend zu der Mutter zurückzukehren. Da sei sie zu ihrer Tante nach Horne gegangen, und die habe sie heute früh nach Hause geschickt.

„Dumme Blage!“ ging's von Mund zu Mund. Es klang fast wie ein Vorwurf, daß sich die interessante grausige Vermuthung so einfach auflöse. „Dumme Blage!“

Die Mutter aber, die inzwischen auch herangekommen war, umarmte und küßte ihr wiedergefundenes Kind und rief glückselig: „Mine Stine!“

Als sie aber hörte, wie sich alles zugetragen hatte, gab sie dem Mädchen eine Ohrfeige, daß es fast umfiel und schrie ihm zu: „Du schlechte Deern du!“

Dann gingen die Männer still und schleunigen Schrittes an ihre Arbeit, die Kinder waren bald wieder beim Spiel, und nur die Frauen blieben noch eine Weile beisammen stehen und überlegten in eifrigem Gespräch, wie alles hätte kommen können und wie so leicht die arme Stine hätte von den Juden geschlachtet werden können.

Am Rande des Dorfteiches lag die schwarze Riwke, ohnmächtig. Zwei mitleidige Mägde hoben sie auf und trugen sie in das nächste Bauernhaus.

IV.

Es dauerte einige Wochen, eh' die schwarze Riwke sich von den Folgen des Schreckens und der Mißhandlung an jenem Unglückstage so weit erholt hatte, daß sie ihrer gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen konnte. Eine Untersuchung über den Vorfall war auch eingeleitet worden, verlief aber ergebnißlos. Die Hauptzeugin hatte auf alle Fragen des Richters nur eine Antwort: „Ich weiß von nix.“ Sei es, daß sie die Angeklagten wirklich schonen wollte, sei es, daß sie sich die gute Kundschaft nicht verderben mochte. Aber es

verging noch eine geraume Zeit, eh' sie sich entschließen konnte, wieder nach Borgeln zu gehen. Wiederholt war sie schon von den Bewohnern des Dorfes im Felde angesprochen worden. Warum sie sich denn gar nicht mehr sehen ließe, man habe allerhand für sie liegen, die Frauen entbehrten das nothwendigste Handwerkszeug, alle Kleider seien zerrissen, und an allen Hosen fehlten Knöpfe. Auch die Kinder verlangten nach ihr; den Jungens rutschten die Strümpfe auf die „Holschken" und die Mädchen könnten sich die Haare nicht mehr flechten lassen; es herrsche ein entsetzlicher Mangel an Strumpf- und Haarbändern. Sie solle doch bald wiederkommen, Borgeln bekäme sonst noch einen schlechten Namen.

Und sie kam auch wieder. Alle Leute begrüßten sie freudig, und jeder hatte ein freundliches Wort für sie, und die meisten noch ein gutes Geschäft obendrein.

Aber trotzdem wollte ihr nicht wieder froh zu Muthe werden. So oft sie auch wieder ins Dorf kam, sie fand den alten, vertraulichen Ton nicht wieder. Sie half den Frauen nicht mehr bei der Arbeit, sie nahm keinen Säugling mehr auf den Arm, sie scherzte mit keinem Kinde mehr. Kam sie in die Nähe des Dorfteiches, so machte sie einen Umweg, und das Haus ihrer alten Freundin betrat sie niemals wieder. Still und gebückt schlich sie durch das Dorf, die Augen theilnahmlos zur Erde gerichtet. Nur zuweilen blickte sie zusammenschreckend sich scheu um, als ob sie befürchte, daß irgend ein bissiger Köter sie heimlich anfahren wolle.

Ihre Seele war aus dem Gleichgewicht gekommen. Ihre alte Munterkeit, ihre Zufriedenheit waren dahin. Selbst Ruben und Alex, die über einen jungen Raben längst das Hiselamm vergessen hatten, vermochten die Mutter mit ihrem kindlichen Geplauder nicht mehr recht aufzuheitern. Sie war bisher gewohnt gewesen, die Dinge zu nehmen, wie sie waren, jetzt fing sie an zu sinnen und zu grübeln und nach dem Warum zu fragen.

Von dem Eindruck jener Schreckensstunde kam sie nicht mehr los. Wie war es nur möglich gewesen, daß man sie, daß man einen Menschen überhaupt für fähig hielt, ein unschuldig Kind zu morden? Alle Leute im Dorfe kannten sie, und doch hatten ihr Alle so etwas zugetraut. Die Bauern

waren doch sonst immer so gut gegen sie gewesen, hatten ihr in jeder Noth geholfen, mehr als ihre eigenen Leute. Und doch, wie war es nur möglich? Die Juden mußten doch irgend einmal etwas recht Niederträchtiges begangen haben. Vielleicht war die Geschichte in Xanten doch nicht so ganz — — Sollten die Juden denn wirklich — Blut? Ihr schauderte, sie wies den Gedanken empört zurück, und doch kam er ihr immer wieder. Und eines Tages drängte er sich in Worte, und sie stand mit der Frage vor ihrem Manne.

Der prallte entsetzt zurück und pochte mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

„Ich weiß wohl, Gerschen, ich bin meschugge, so etwas zu fragen, aber sag' mir, wie sind denn die Leut' darauf gekommen?"

„Die Leut' kommen auf vieles, was nicht gestogen und nicht geflogen ist."

„Aber so etwas kann man sich doch nicht aus den Fingern saugen! Etwas muß doch daran sein. Vielleicht in frühern Zeiten. Sieh doch mal in de Bücher nach!"

Er erinnerte sie daran, daß man das Fleisch 3 Stunden lang wässern und salzen müsse, damit jedes Tröpfchen Blut daraus ziehe, daß man selbst ein Ei nicht essen dürfe, wenn ein Blutfleckchen am Dotter sei und an ähnliche Ritualbestimmungen mehr.

Umsonst. Es wollte ihr nicht einleuchten, daß eine so gräßliche Beschuldigung ganz erfunden sein könnte, sie wisse ja, heutzutage denke kein Jude mehr an so etwas, aber vordem, irgendwann und irgendwo —. „Sieh doch mal in de Bücher nach!"

Und sie ruhte nicht eher, bis er wirklich in alten jüdischen Schriften nachforschte, ob nicht irgend ein unmenschliches Gebot das unmenschliche Verhalten der Bauern rechtfertige. Und als ihr Mann nichts fand, fing sie selber an zu suchen und las in jüdischdeutschen Geschichten- und Erbauungsbüchern und las und suchte und suchte und las und wollte was finden.

Und ob sie auch nichts fand, sie blieb dabei: Es muß einen Grund für so etwas geben.

Auf ihren einsamen Wegen zwischen den hohen Korn-

feldern und in den stillen Wäldern hing sie immer demselben Gedanken nach. Wie war es nur möglich? Diese guten Bauersleut! Und sie malte sich wieder die entsetzlichen Einzelheiten aus, sah sich wieder gestoßen, geschlagen, angespieen, sah sich an den Rand des Teiches geschleppt — noch einen Augenblick und dann — dann war sie verloren. Und ihre Kinder und ihr Mann warteten umsonst auf ihre Heimkehr, und keiner war da, der für sie sorgte, und sie mußten elendiglich umkommen.

Warum? Weil man sie für fähig hielt, ein Kind zu morden, zu schlachten. Wie kann man denn ein Kind schlachten? Eine Bestie müßte es sein, die solch' unschuldiges Wurm ums Leben brächte. Ein Kind tödten! Schlimmer als eine Bestie. Ihr schauderte. Und doch, immer und immer kam sie auf den Gedanken zurück: Es muß doch solche Menschen geben, sonst hätte man es doch nicht von ihr geglaubt. Wie mag ein solcher nur aussehen? Und wie mag er es nur anfangen? Das Kind muß doch gleich merken, was er mit ihm vorhat. Es an sich locken. Hinterm Busch? Im dunklen Stall? Fort, fort, mit solchen Gedanken! Und das rothe warme Blut spritzt empor! Das rothe Blut! Fort, fort!

Und sie schloß die Augen und preßte die Hände an die Ohren, damit sie nichts sehen und hören konnte. Fort, fort! Solche Menschen giebt es nicht, kann es nicht geben.

Aber es muß sie doch geben. Und sie stellte sich den wildesten, rohesten Gesellen des Dorfes vor, stellte sich vor, wie er das Kind bethöre, ein paar Pfennig, ein paar Bonbons, er faßt es an die Hand, geht in die Steinkuhle und dann — das rothe Blut! — Ha! Nein, auch der thut das nicht. Solche Menschen giebt es nicht.

Solche Menschen muß es doch geben, denn sonst —. Und eines Tages schlug es wie ein Blitzstrahl in ihre Seele: Du selber, du könntest — —. Sie sah sich erschrocken um, ob jemand hinter ihr stände und sie belauschte, dann fing sie an zu laufen aus dem dämmerdunkeln Wald hinaus nach der fernher leuchtenden, sonnenhellen Wiese, immer schneller, wie wenn sie ihren eigenen Gedanken entrinnen könnte. Aber während sie lief, war es ihr plötzlich, als ob sie etwas andres

vor sich laufen sähe — ihr Opfer, und sie kannte es, und es trug die Züge eines Kindes.

Außer sich vor Aufregung und Erschöpfung, sank sie auf den Rand des Wiesengrabens hin, schlug die Schürze vor das Gesicht und schluchzte leise: „Ich werd' meschugge, ich werd' meschugge!"

V.

Ein glühend heißer Junitag. Das ganze Dorf war auf den Wiesen. Von den graugrünen Schwaden, die mit den Forken emsig hin- und hergewendet wurden, stieg ein weicher, würziger Duft empor. Ein Sirren und Summen zitterte in der Luft, und hoch im Blauen trillerte die Lerche.

Auf der Gemeindewiese bei der großen Brücke spielten die Kinder. Die einen schnitten sich Weidenruthen, die hier an dem tiefen Kolke in üppiger Fülle wuchsen, andre „schibkerten", indem sie mit geschicktem Wurfe kleine flache Steinchen auf dem Wasser hüpfen ließen, und wieder andre wagten sich vorsichtig mit nackten Füßen in die Fluth, um mit hohlen Händen Fische zu fangen.

Von Borgeln her, aus dem Heckenweg, kam die schwarze Riwke gegangen. Sie trug ihren Korb, von dessen Inhalt sie heute nur wenig verkauft hatte, auf dem Kopf, um sich doch etwas vor den sengenden Strahlen zu schützen. Auf der Brücke angelangt, wollte sie sich ein Weilchen Rast gönnen, setzte sich hin, stellte ihren Korb auf die niedrige Mauer und trocknete sich die dicken Schweißtropfen von der Stirne.

Da sah sie auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke, über die Mauer gelehnt, die kleine Stine stehen, eifrig bemüht, Krümchen in's Wasser zu werfen, um die Fische anzulockeu. Sie hatte das Kind, das in dem unbestimmten Gefühl, sich gegen sie vergangen zu haben, ihr stets ausgewichen war, noch nicht wiedergesehen. Langsam schritt sie zu ihm hin, legte ihm die linke Hand auf den Kopf, und faßte mit der rechten sein Aermchen.

„Stine!"

Das Mädchen drehte sich erschrocken um und stieß einen Schrei aus, als es die schwarze Riwke vor sich stehen sah.

„Stine, kennst Du mi net?"

„Du wust mi wat dauen!“ jammerte die Kleine mit ängstlicher Miene und suchte ihr Aermchen loszuwinden.

„Ick dau di nix!“ fuhr die schwarze Riwke sie an und umspannte das Aermchen fester.

„Du wist mi doch wat dauen. Lat mi los, lat mi los!“ schrie sie weinend auf.

Die Kinder auf der Wiese hörten das Geschrei und guckten empor.

„De Judenhexe! de Judenhexe!“ riefen sie, und die verwegensten der Jungen liefen nach der Brücke hin.

Die Kleine kreischte noch lauter.

„Still, Untucht!“ herrschte die schwarze Riwke sie an, und eine unheimliche Glut funkelte in ihren Augen.

„De Judenhexe will Stine daud maken!“ schrieen die Jungen.

Von den nahen Wiesen erhoben sich drohend Heuforken und Mistgabeln. Galt es den Kindern, galt es der schwarzen Riwke?

„Judenhexe! Judenhexe!“ erscholl es immer lauter.

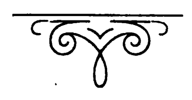
Die Jungen waren schon auf der Brücke, und die ersten Steine umflogen die schwarze Riwke.

Fester und fester umkrallte ihre Hand des Kindes Arm. Wild wirbelten ihr die Gedanken und Vorstellungen im Hirn. Rief da nicht einer: Schlat se daud, schmiet se in't Water?

„Judenhexe, Kinnerschlächter!“ erscholl es ganz dicht hinter ihr.

Sie sieht sich halb über die Schulter um, und plötzlich schlägt sie ein heiser gellendes Gelächter an, reißt das schreiende, sich sträubende Kind mit wahnsinniger Kraft auf die Mauer und stürzt sich mit ihm in die tiefe Flut, die kollernd über beide zusammenschlägt.

Von der Brücke und der Wiese her ertönt ein einziger wilder Aufschrei — dann wird's todtenstill.



Mittheilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur in Deutschland.

Der Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur in Deutschland wurde am 26. Oktober 1893 auf dem Vereinstag in Hannover begründet; damals bestanden aber schon 48 Vereine in allen Provinzen des Deutschen Reiches. Der zweite Verbandstag wurde am 26. Dezember 1897 in Berlin abgehalten. Es bestehen gegenwärtig 107 Vereine in Deutschland, die aber nicht sämmtlich dem Verbande angehören. Alle diese Vereine verfolgen den gleichen und einzigen Zweck, die Kenntniß der jüdischen Geschichte und Litteratur in allen Kreisen zu verbreiten. Religiöse und politische Tendenzen liegen sämmtlichen Litteraturvereinen völlig fern. Die Statuten des Verbandes haben folgenden Wortlaut:

1. Name und Sitz.

Der Verein führt den Namen „Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Litttratur in Deutschland". Die Geschäftsführung des Verbandes hat ihren Sitz in Berlin.

2. Zweck.

Der Verband bezweckt, den angeschlossenen Vereinen ihre Thätigkeit durch gemeinschaftliche Organisation zu erleichtern, und erstrebt dies Ziel durch

1. Einrichtung eines Vortragsverbandes,
2. gemeinschaftliche Publikationen aus dem Gebiete der jüdischen Geschichte und Litteratur,
3. Errichtung eines Sekretariats zur Beschaffung des wissenschaftlichen Materials und Ertheilung der Auskünfte,
4. gemeinschaftliche Propaganda zur Begründung weiterer Vereine und Förderung derselben namentlich auch durch Wanderredner.

3. Organisation.

Die Geschäfte des Verbandes werden geführt durch die General-Versammlung, den geschäftsführenden Ausschuß und die Revisionskommission.

4. General-Versammlung.

Die ordentliche General-Versammlung tritt in jedem zweiten Jahre an einem von der früheren General-Versammlung zu bestimmenden Orte zusammen, nimmt den Bericht des geschäftsführenden Ausschusses und der Revisionskommission entgegen und ertheilt nach Befund Decharge. Ferner wählt dieselbe alljährlich den geschäftsführenden Ausschuß und die Revisionskommission. Die General-Versammlung besteht aus den Delegirten der einzelnen Vereine und hat jeder Verein für jedes angefangene 100 Mitglieder je eine Stimme. Außerordentliche General-Versammlungen finden auf Wunsch von mindestens 10 Vereinen statt.

5. Geschäftsführender Ausschuß.

Derselbe besteht aus 9 Personen, von denen die drei ersten ihren ständigen Wohnsitz am Sitz des Sekretariats haben müssen, nämlich

1. der Vorsitzende, der den Verband nach Außen und Innen vertritt und die zu zahlenden Gelder anweist, sowie die Sitzungen des Ausschusses und der General-Versammlung einberuft und leitet,
2. der Kassirer, der die Gelder des Verbandes verwaltet,
3. der Schriftführer, der die Protokolle des Ausschusses und der General-Versammlung führt,
4. der stellvertretende Vorsitzende, der den Schriftführer eventuell zu vertreten hat,
5. 6. 7. 8. 9. fünf Beisitzer.
   Die letzten fünf Mitglieder sollen ihren Wohnsitz außerhalb des Ortes, wo das Sekretariat ist, haben.

6. Revisionskommission.

Zwei von der General-Versammlung gewählte Revisioren haben mindestens einmal jährlich die Kasse zu prüfen und der nächsten General-Versammlung zu berichten.

7. Mitgliedschaft.

Zur Mitgliedschaft ist jeder Verein berechtigt, der die Pflege der jüdischen Geschichte oder Litteratur oder beider in seinen Statuten hat. Der Beitrag ist dem Belieben jedes Vereins überlassen, muß aber mindestens Mk. 0,50 pro Jahr für jedes zahlende ordentliche Mitglied des betreffenden Vereins betragen.

8. Austritt.

Der Austritt aus dem Verband erfolgt durch Anzeige an den geschäftsführenden Ausschuß und muß diese spätestens zwei Monate vor Ablauf des Geschäftsjahres geschehen.

9. Abänderung der Statuten und Auflösung des Verbandes.

Abänderungen des Statuts und Auflösung des Verbandes kann nur in einer zu solchen Zwecken berufenen General-Versammlung mit zwei Drittel Stimmenmehrheit beschlossen werden.

Verzeichniß

sämmtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 176 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Franken, Vorsitzender; Louis Mayer, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. P. Schuster, Schriftführer; Rober Marx, Kassirer. Beisitzer: Ingenieur S. Oestreicher, Hermann Gottfeld, Carl Philip.

2. **Allenstein** (Ostpreußen). 59 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Kamnitzer, Rabbiner Dr. Olitzki, Kaufmann H. Cohn, Cantor Caro, Kaufmann H. Daniel und Kaufmann Woythaler.

3. **Altona.** Vorstand: Wolff Möller, Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Levy, Jacob Lichtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. He5e, M. Auerbach.

4. **Ansbach.** 36 Mitglieder. Vorsitzender: Distrikts-Rabbiner Dr. Kohn, Ansbach; Kassirer: S. Krämer, Kantor; Schriftführer: Lehrer S. Dingfelder.

5. **Aurich.** 40 Mitglieder. Vorstand: Hauptlehrer H. Reuß, 1. Vorsitzender; Kaufmann W. Sternberg, 2. Vorsitzender; Bankbeamter M. Berghausen.

6. **Barmen.** 60 Mitglieder. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Koch; Schriftführer: G. Strauß; Kassirer: B. Mosheim.

7. **Berlin.** 720 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Kommerzienrath Julius Isaac, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. Moritz Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Rentier Maximilian Heymann, Schatzmeister. Beisitzer: Sekretär W. Bambus, Redakteur Dr. Hirsch Hildesheimer, Benas Levy, Professor Dr. Philippson, Oberlehrer Dr. M. Schäfee.

8. **Bernburg.** 55 Mitglieder. Moritz Schwab, Vorsitzender.

9. **Beuthen** (Oberschl.). 173 Mitglieder. Vorstand: Leopold Guttmann, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Kopfstein, stellvertr. Vorsitzender; Amtsgerichts-Rath Levy, Dr. Schmey, Dr. Pick, Kassirer; Lehrer Schwarz, D. Freund, Borinski, J. Rothmann.

10. **Bingen a. Rh.** 75 Mitglieder. Vorstand: Dr. Grünfeld, Dr. Schlesinger, E. Gümbel, B. Groß, F. Seligmann II, Dr. med. Ebertsheim, Rechtsanwalt Strauß, S. Kohlmann, H. Lebrecht.

11. **Birnbaum.** 24 Mitglieder. Vorstand: Th. Falkenstein, Vorsitzender; E. Joske, M. Levy.

12. **Bremen.** 95 Mitglieder. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Rosenak.

13. **Breslau.** 220 Mitglieder. Vorsitzender: Amtsgerichtsrath Wollstein; stellvertr. Vorsitzender: Dr. M. Brann; Schriftführer: H. Jacobsohn; Professor Dr. Leop. Cohn, stellvertr. Schriftführer, Bernhard Cohn, Schatzmeister; Beisitzer: Louis Burgfeld, Dr. Guttmann, Rabbiner, Joël, Rechtsanwalt, Dr. Rosenthal, Rabbiner, Dr. Samuelsohn, Rechtsanwalt, Felix Hirschberg, Rechtsanwalt.

14. **Brakel** (Kr. Höxter). 24 Mitglieder. Vorstand: J. Flechtheim, B. Heineberg, A. Sommer, Em. Goldschmidt.

15. **Brandenburg a. H.** 28 Mitglieder. 1. Vorsitzender: Dr. med. A. Sittner; 2. Vorsitzender und Bibliothekar: Rabbiner Dr. A. Ackermann; Schatzmeister: Julius Löwenthal jr.; 1. Schriftführer: L. Helft; 2. Schriftführer: Albert Nathanson.

16. **Bochum.** 100 Mitglieder. Vorstand: M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; H. Landheim, 2. Vorsitzender; M. Ostermann, Schriftführer; J. Cahn, Kassirer; H. Buxbaum, Bibliothekar.

17. **Braunschweig.** 90 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, Vorsitzender, Kaufmann B. Melziner, Schriftführer; M. Regensburger, Kassirer; Bankier Spanjer-Herford, Bibliothekar.

18. **Bromberg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Walter, Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassirer; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Rechtsanwalt Fuchs; Großberger.

19. **Cassel.** 139 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann, J. Schartenberg, Kassirer; Landrabbiner Dr. Prager, Kaufmann S. Rosenberg, Kaufmann B. Hohenthal, Kaufmann S. Hoffa, Beisitzer.

20. **Cöthen** (Anhalt). 42 Mitglieder. Vorstand: H. Mendershausen, Dr. Seligkowitz.

21. **Cottbus.** Rechtsanwalt Kann, Dr. Schirokauer, Fabrikant Stern.

22. **Culmsee.** 32 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Vorsitzender; Lehrer Brisch, Wittenberg, Rendant; M. Jacobsohn, Schriftführer; Bergmann, Gelhaar, A. Cohn, Beisitzer.

23. **Czarnikau.** 91 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freund, Vorsitzender; Kaufmann M. Simonsohn, stellv. Vorsitzender; J. Domski, Schriftführer; Lehrer J. Cohn, Schriftführer und Bibliothekar; Kaufmann Jul. Lemchen, Rendant; Kaufmann Jos. Hirschberg und pract Arzt Michelsohn, Beisitzer.

24. **Danzig.** 120 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Blumenthal, Gustav Davidsohn, Sanitätsrath Dr. Wallenberg, Rechtsanwalt Steinhardt, Dr. med. Lewy, Max Jacoby, Moritz Cohn.

25. **Dortmund.** 133 Mitglieder. Vorstand: Siegfr. Freund, Vorsitzender; Sanitätsrath Dr. Blankenstein, stellv. Vorsitzender; Ad. Elias, Schriftführer; Prediger Rothschild, Bibliothekar; Jac. Nath. Wolff, Kassirer; Isid. Goldschmidt, Jacob Baum.

26. **Düsseldorf.** 100 Mitglieder. Vorstand: Dr. E. David, 1. Vorsitzender; Louis Cohen, 2. Vorsitzender; Jacob Wolf, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Levisohn, stellv. Schriftführer; Carl Herzfeld, Schatzmeister; Dr. Freundlich, Carl W. Simons, Beisitzer.

27. **Duisburg-Ruhrort.** 120 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Goldbaum-Duisburg, Kaufmann Philips-Ruhrort, Lehrer Nußbaum-Duisburg, Lehrer Rosenthal-Ruhrort, Kaufmann Löwe-Duisburg.

28. **Eisenach.** 74 Mitglieder. Vorstand: Gustav Steinberger, 1. Vorsitzender; Prediger E. Meyer, 2. Vorsitzender; Julius Blüth, Rendant; Julius Neuhaus, Schriftführer; M. Goldtschmidt, Bibliothekar; Rotschild, Kelbe, Beisitzende.

29. **Elberfeld.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, Ehrenpräsident; Herm. Strauß, 1. Vorsitzender; Lehrer Wetzstein, 2. Vorsitzender; Herz, Schriftführer; L. Fleischhacker, Kassirer; Julius Kann, Bibliothekar.

30. **Erlangen.** 20 Mitglieder. Vorstand: Josef Karpf; Lehrer Morgenthau, Schriftführer; Moses Stern, Kassirer.

31. **Erfurt.** 75 Mitglieder. Vorstand: Dr. M. Salzberger, 1. Vorsitzender; Isaac Lamm, 2. Vorsitzender; Gustav Neukamp, Kassirer; Dr. Reichmann, Schriftführer; Leopold Heilbrun.

32. **Essen** (Ruhr). 140 ordentliche Mitglieder, 10 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Samuel, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Siegfr. Wallach, stellv. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kanzleirath J. Hirsch, 2. Schriftführer; Kaufmann S. Cohen, Kassirer; Bankier Isaak S. Hirschland und Bankier Herz L. Hirschland, Beisitzer.

33. **Filehne.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Richter, Ehrenvorsitzender; J. Joseph, Vorsitzender; S. Levysohn, stellv. Vorsitzender; H. Gutkind, Beisitzender; G. Löffer, Rendant; A. Maaß, Schriftführer.

34. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Hochfeld, Vorsitzender; Dr. Lewy, Schriftführer; Max Alexander, Rendant; Ad. Levin, Beisitzer; Oskar Stensch, Bibliothekar.

35. **Frankfurt a. M.** 234 Mitglieder. Vorstand: 1. Vorsitzender (vacat); 2. Vorsitzender Jul. Landsberg; Alfred Geiger, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassirer; Beisitzer: Raph. Ettlinger, E. A. Schwabacher, Heinr. Wisloch.

36. **Friedberg** (Hessen). 32 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Vorsitzender; Hofuhrmacher Gg. Hanau, stellv. Vorsitzender; Lehrer M. Kraemer, Schriftführer; Fabrikant J. Kann, Rendant. Weitere Mitglieder: Lehrer H. Ehrmann, Rentner B. Strauß, Kaufmann J. Stern, Kaufmann H. Strauß, sämmtlich in Friedberg, Dr. med. E. Hirsch in Bad-Nauheim.

37. **Gelnhausen.** 33 ordentliche Mitglieder. Vorstand: Max Stern, Lehrer Strauß, A. Mayer, J. Moritz, Mich. Lorsch.

38. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 97 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Wallerstein-Gelsenkirchen, 1. Vorsitzender; Dr. med. Bonnin-Wattenscheid, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann-Gelsenkirchen, 1. Schriftführer; Lehrer Rothschild-Wattenscheid, 2. Schriftführer; M. Sammelsdorff-Wattenscheid, 3. Schriftführer; Heinrich Spiegel-Gelsenkirchen, Kassirer; Lehrer Katz-Gelsenkirchen, Bibliothekar.

39. **Glogau.** 108 Mitglieder. Vorstand: Eduard Mamlok, Vorsitzender; Direktor Fraenkel, F. Plachte, O. Fürst.

40. **Gotha.** 39 Mitglieder. A. Heilbrunn, D. Katzenstein, Dr. med. Meyer, S. Röthler.

41. **Gunzenhausen** (Mittelfranken). 46 Mitglieder. Vorstand: Dr. P. Kohn, Distriktsrabbiner in Ansbach, Vorsitzender; Lehrer M. Marx-Gunzenhausen, Schriftführer; Max Neuburger, Kassirer.

42. **Hamburg.** 204 Mitglieder. Vorstand: Hermann Gumpertz, 1. Vorsitzender; A. Levy, 2. Vorsitzender; Dr. med. E. Fink, Schriftführer; Moritz Heimann, Kassirer; Dr. med. Toeplitz, Gustav Tuch, J. Mathiasson, Samson Goldschmidt, S. Goldschmidt, J. Gotthelf, J. Goldfrecht, Dr. jur. Frank, Prof. Dr. Fels, Alfred Cohn.

43. **Hannover.** 204 Mitglieder. Vorstand: Emil L. Meyer, Vorsitzender; Justizrath Dr. Benfey; Dir. Dr. Knoller, Felix Herzfeld, Rechtsanwalt Dr. Meyer, Consul Simon.

44. **Hildesheim.** 65 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinski, Bankier August Dux, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, Th. Hornthal

45. **Hirschberg i. Schl.** 53 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrath Ledermann, Fabrikant J. Fraenkel.

46. **Hörde.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Vorsitzender; Jak. Gans, stellv. Vorsitzender; Jul. Udewald, Kassirer; M. Rosenthal, Schriftführer; A. Back, 2. Schriftführer; F. Heimann, Bibliothekar.

47. **Höxter.** 28 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Dr. K. Neustadt, stellvertr. Vorsitzender; P. Netheim, 2. stellvertr. Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer; J. Hochfeld, Rendant; Lehrer J. Weinberg, Bibliothekar.

48. **Inowrazlaw**. 130 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, Vorsitzender; Dr. Warschauer, stellvertr. Vorsitzender; Abramczyk, Schriftführer; Apotheker Saft, stellvertr. Schriftführer; Librowicz, Rendant.

49. **Karlsruhe** (Baden). 200 Mitglieder. Vorstand: Regierungsrath Dr. Mayer, Vorsitzender; Consul J. Bielefeld, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Schriftführer; Bankier M. A. Straus, Kassirer; Oberrath Leop. Ettlinger, Medicinalrath Dr. Alb. Seeligmann, Landgerichtsrath Dr. Stein.

50. **Kitzingen**. 70 Mitglieder. Vorstand: Adolf Adler, 1. Vorsitzender; Adolf Stiebel, 2. Vorsitzender; Louis Hamburger, Cassirer; Joseph Bein, Schriftführer.

51. **Köln**. 400 Mitglieder. Rabb, Dr. Frank, Vorsitzender; Noa Kaufmann, Kassirer; Herm. Moses, Schriftführer; D. Wolffsohn, Oberlehrer Hermanns, Bibliothekar; Dr. Bodenheimer; Jacob Levy.

52. **Königsberg i. Pr**. 200 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Saalschütz, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Minkowsky, 1. stellvertr. Vorsitzender; Bankdirektor Grodsenski, 2. stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Schereschewsky, Kassirer; Kaufmann Max Finkstein, Kassirer; J. Towbin, Bibliothekar; Rabbiner Dr. Pick; Oberkantor Birnbaum, Rentier J. Kirschner, Kaufmann M. E. Vogelewitz, Beisitzer.

53. **Konstanz**. 80 Mitglieder. Vorstand: Dr. L. Hannes, Stadtrabbiner, E. Rothschild, Rechtsanwalt M. Bloch, M. Picard, J. Rosenfeld, S. E. Levi, S. Schwarz.

54. **Krotoschin**. 90 Mitglieder. Rabbiner Dr. Heinrich Berger, Vorsitzender; Emil Cohn, Stellvertreter; Marcus Lewy, Schatzmeister; Julius Neumark, Schriftführer; Lehrer Alexander Margolius, Bibliothekar; Moritz Wagner und Lehrer Wolf, Revisoren.

55. **Lage**. 70 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, Rector Saphra-Lemgo, Schriftführer, H. Blank-Horn, Schatzmeister, A. Plaut-Detmold, J. Kabaker-Lemgo.

56. **Landsberg a. W**. 32 Mitglieder. Vorstand: Landgerichtsrath Kalischer, Siegmund Cohn, Albert David, Louis Lubarsch, Hugo Noack.

57. **Leipzig**. 240 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. N. Porges, Vorsitzender; S. Nelke, stellvertr. Vorsitzender; Max Weg, Schriftführer; Jacob Blumenfeld, Schriftführer; Alphons Jacobson, Schatzmeister.

58. **Lipstadt**. 30 Mitglieder. Vorstand: Bankier M. Rosenbaum, Vorsitzender; Referendar Max Abel, stellvertr. Vorsitzender; B. Stern, Schatzmeister; S. Israel, Schriftführer; Kantor J. Rosenfeld, Bibliothekar.

59. **Lissa i. P**. 125 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck, L. Biberfeld, Hauptlehrer Herbst, Rechtsanwalt Nürnberg, Dr. Scherbel.

[illegible]

69. **Militsch.**

70. **Mülhausen** [illegible] Mitglieder. Vorstand: Charles Schweizer, [illegible]; [illegible], stellvertretende Vorsitzender; Dr. [illegible] Kassierer, Bibliothekar; Raphael Blum, [illegible] Bloch-[illegible], Schriftführer.

71. **München** 425 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Cosman Werner, Vorsitzender; Justizrat Dr. Gutheil, I. Vorsitzender; Albert [illegible], Kassierer; Dr. Eugen Merzbacher, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Emil Fränkel, Bibliothekar; Justizrat Dr. R. Boscowitz, Dr. Heinr. Ehrentreu, Direktor M. Kahn, Landgerichtsrat Eduard Silbermann, Bankier Karl Haas, Justizrat Dr. Friedr. Rosenthal, Hermann Weil, Beisitzer.

72. **Neisse** (Schlesien), 40 Mitglieder. Vorstand: Fabrikbesitzer [illegible], Vorsitzender; Prediger Ellguther, stellvertr. Vorsitzender, Schriftführer und Bibliothekar; Fabrikbesitzer J. Hahn, Rendant; Zahnarzt Berger, [illegible] Loraner, Beisitzer.

73. **Oppeln.** 92 Mitglieder. Vorstand: Dr. Bäck, Dr. Schlesinger, Rechtsanwalt Cohn, M. Friedländer, A. Goldfeld, A. Herlitz, H. Proskauer.

74. **Osterode** (Ostpr.). 30 Mitglieder. Vorstand: Prediger Sturmann, 1. Vorsitzender; Jacobsohn, Stellvertr.; Dr. Ritterband, Bibliothekar; Wittenberg, Schriftführer; Elias, Rendant.

75. **Ostrowo.** 96 Mitglieder. Vorstand: Oekonomierath Goldstein, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Goldschmid, Schriftführer; Kaufmann Grabowski, Schatzmeister; Kaufmann Weiß, Kaufmann Sternberg, Kaufmann Fabisch, Beisitzer.

76. **Pankow.** 20 Mitglieder. Vorstand: Albert Katz, Vorsitzender; Fabrikant M. Heimann, Kassirer; Direktor Wilinski, Schriftführer; Gärtner Herzfeld, Beisitzer.

77. **Pinne.** 45 Mitglieder. Vorstand: Dr. L. Lewin, 1. Vorsitzender; Dr. med. Peiser, 2. Vorsitzender; Max Szamatólski, Kassirer.

78. **Pleschen.** 76 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; Isaak Schibilski, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher Schmul, Schriftführer; G. Galewski, Schatzmeister; Lehrer Happ, Bibliothekar. — Der Verein ist am 29. Oktober begründet worden.

79. **Pleß.** 40 Mitglieder. Vorstand: Richard Bielschowsky.

80. **Ratibor.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Adolf Blumenthal, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Dr. Hamburger, 2. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Wechselmann, Rendant; Buchhalter Richard Löwy, Schriftführer; Dr. med. Ludwig Breslauer, Beisitzer.

81. **Rawitsch** (Prov. Posen). 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. J. Cohn, Vorsitzender; Rechtsanwalt Breslauer, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Braun, Schriftführer; Max Cohn, Kassirer; Salo Wittenberg, Bibliothekar.

82. **Rogasen** (Bez. Posen). Vorstand: Rabbiner Dr. Auerbach, Vorsitzender; J. Hammerschmidt, Stellvertr.; Hauptlehrer H. Cohn, Schriftführer; Lehrer J. Brock, Bibliothekar; J. Rummelsburg, Kassirer; S. Ruschin, Beisitzer.

83. **Samter.** 71 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, Gustav Kauf, Apotheker Krebs, Louis Wagner, Louis Holländer, Leo Kollenscher.

84. **Schivelbein.** 45 Mitglieder. Vorstand: Emil Wolff, Vorsitzender; Wilhelm Jacobus, stellvertr. Vorsitzender; Max Bernstein, Kassenführer; S. Saul, Schriftführer; H. Bernstein, Bibliothekar; Moses Mannheim, L. Lewy, stellvertr. Vorstandsmitglieder.

85. **Schneidemühl.** 103 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Mislowitzer, Vorsitzender: Rabbiner Braun, stellvertr. Vorsitzender; L. Schneider, Schriftführer; L. Wiener, Kassirer; A. Motteck, Bibliothekar.

86. **Schönlanke.** 67 Mitglieder. Vorstand: H. Bochner, Vorsitzender; S. Bart, stellvertr. Vorsitzender; H. Grunwald, S. Engel, Kantor Cohn, Beisitzer; Moses Fabian, 1. Schriftführer; S. Tobias, 2. Schriftführer.

87. **Schwedt a. O.** 55 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Sandler, Dr. Loewenthal, G. A. Meinhardt, H. Maaß, A. Räsener.

88. **Schweinfurt.** 65 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Moses Hommel, Rabbiner Dr. Salomon Stein, Bankier Leser Lehmann.

89. **Stadtlengsfeld.** 22 Mitglieder. Vorstand: Dr. Salzer, Vorsitzender; Lehrer Baumgart, stellvertr. Vorsitzender; Moses Klar, Kassirer.

90. **Stettin.** 200 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Vogelstein, Vorsitzender; S. Lazarus, stellvertr. Vorsitzender; Gustav Treuenfels, Schriftführer; M. Wolfen, Kassirer; Gotthold Lewy, Dr. Ehrenberg, Beisitzer.

91. **Stolp.** 51 Mitglieder. Vorstand: Hermann Blau, Vorsitzender; Leo Müllerheim, stellvertr. Vorsitzender; Siegfr. Samuel, Schriftführer; G. A. Jacobsohn, Bibliothekar; Max Gottschalk, Rendant; Moritz Aron, J. Schlesinger, Beisitzer.

92. **Straßburg i. E.** 107 Mitglieder. Vorstand: J. Haas, M. Seeretan, A. Bloch, L. Koch, M. Schwartz.

93. **Stuttgart.** 115 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Max Kaulla, Vorsitzender.

94. **Tarnowitz.** 64 Mitglieder. Vorstand: Dr. Loewenthal, Vorsitzender; H. Rosenblatt, Bibliothekar; S. Kamm, Kassirer.

95. **Thorn.** 156 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Stein, Schriftführer; Kaufmann Adolf Jacob, Schatzmeister; Juwelier M. Löwensohn, Bäckermeister H. Lewinsohn, Kaufmann H. Moskiewicz.

96. **Tilsit.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Grumach, stellvertr. Vorsitzender; Kaufmann J. Sebba, Schriftführer; H. Norwitzky, stellvertr. Schriftführer; M. Glaß, Schatzmeister.

97. **Trier.** 74 Mitglieder. Vorstand: Isidor Isay, Vorsitzender; Julius Bermann, stellv. Vorsitzender; Siegmund Löb, Kassirer; Jacob Juda, Schriftführer; Arthur Nußbaum, Bibliothekar; Oberrabbiner Dr. Baßfreund, Ehrenmitglied.

98. **Ulm.** 169 Mitglieder. Vorstand: Leopold Marx.

99. **Warburg.** 20 Mitglieder. Vorstand: J. Lehmann, S. Block, Vorsitzende; Lehrer E. Alexander, Schriftführer.

100. **Wesel a. Rh.** 13 Mitglieder. Vorstand: Dr. med.

Neustadt, Vorsitzender; Kaufmann Gustav Harp, Kaufmann Hermann Leyens, Beisitzer.

101. **Witkowo.** 23 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Raphael Berne, Vorsitzender; Adolf Witkowski, Schriftführer; Adolf Lubinski, Rendant.

102. **Witten** a. d. Ruhr. 55 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Ostwald, 1. Vorsitzender; Kaufmann G. Blank, 2. Vorsitzender; Dr. med. Marx, Schriftführer; Kaufmann S. Löwenstein, Kassirer; Kaufmann L. Schartenberg, Bibliothekar.

103. **Wongrowitz.** 54 Mitglieder. Geschäftsführender Vorstand: Kaufmann J. Förder, Vorsitzender; H. Schwinke, stellv. Vorsitzender; D. Förder, Schrift- und Kassenführer; Kaufmann J. Becher, Stellvertreter. — Wissenschaftlicher Vorstand: Cantor Niczkowski, Vorsitzender; M. Rosenberg, Stellvertreter; Lehrer S. Spiewkowski, Bibliothekar, Kaufmann J. Abraham, Stellbertreter.

104. **Worms.** 30 aktive und 60 passive Mitglieder. Vorstand: Adolf Sinsheimer, Vorsitzender; M. Loeb, E. Keller, H. Joseph, F. Honig, A. Stein, B. Stern.

105. **Wreschen.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Vorsitzender; Rentier Abr. Kantorowicz, stellv. Vorsitzender; Kreisphysikus Dr. Michaelsohn, Schriftführer; Stadtrath Mendel Miodowski, Kassirer; Lehrer Cohn, Bibliothekar.

106. **Wronke.** 50 Mitglieder. Vorstand: Isaac Rosenthal, H. Mottek, M. Lewinsohn, Rendant, Th. Treitel, J. Bark, Bibliothekar, M. Spaarmann, S. Haim.

107. **Würzburg.** 100 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Lachauer, Vorsitzender; Jacob Weißbart, Schriftführer; Emanuel Goldschmidt, Kassirer, Dr. Guttenberg, Dr. Bacherach, Beisitzer; J. Schlenter und F. Stern, Ersatzmänner.

Bericht

über die literarische Thätigkeit des Vereins im Winterhalbjahr 1898/99.

Aachen.

Vorträge: Professor Dr. Cornill aus Königsberg: Die Psalmen in der Weltliteratur. Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judenthum. Dr. Simchowitz aus Cöln: Der Tempel in Jerusalem. Prediger Dr. Coblenz aus Bielefeld: Der Einfluß der französischen Periode auf die politische und soziale Stellung der Juden. Gustav Levinstein aus Berlin: Renan und das Judenthum.

Allenstein (Ostpreußen).

Vorträge: 13. November, Professor Cornill-Königsberg: Die Psalmen in der Weltliteratur. 13. Dezember, Rabbiner Dr. Munk-Königsberg: Glaube und Aberglaube. 17. Januar, Dr. Kohut-Berlin: Der Berliner Salon. 17. Februar, Rabbiner Dr. Olitzki: Die assyrisch-babylonischen Ausgrabungen und die Bibel. 22. März, Rabbiner Dr. Pick-Königsberg: Die geistige Cultur der Juden im Mittelalter.
Diskussionsabende: 28. November, Rabbiner Dr. Olitzki: Ueberblick über die jüdische Geschichte. 26. Dezember, Rabbiner Dr. Olitzki: Die Verdienste des Judenthums um die Menschheit. 30. Januar: Dr. med. Kamnitzer: Geschichte der Juden von der Zerstörung des zweiten Tempels bis znm Abschluß des Talmuds. 27. Februar, Rabbiner Dr. Olitzki: Das Jenseits im Geiste jüdischer Auffassung. — Die Vereinsbibliothek besitzt ca. 300 Bände und 2 Zeitschriften in mehreren Exemplaren.

Altona.

Vorträge: Prov.-Rabb. Dr. Kahn-Fulda: Der Judeneid. Lehrer Dr. S. P. Nathan-Hamburg: Manasse ben Israel. Lehrer Dr. Werner-Frankfurt a. M.: Glaube und Aberglaube. Rabb. Dr. Esra Munk-Königsberg i. Pr.: Die sociale Gesetzgebung der Bibel.

Ansbach.

Vorträge: Distrikts-Rabbiner Dr. Kohn behandelte in folgenden Vorträgen die Zeit von Zerstörung des Tempels bis zum Beginn der

Talmudischen Aera: 1. Rettung im Exil. 2. Ein Regenerator des Judenthums. 3. Bilder aus der Gelehrtenwelt des ersten Jahrhunderts. 4. Kulturbilder aus dem ersten Jahrhundert. 5. Proselyten. 6. Das Wiederaufleben des Widerstandes gegen Rom. 7. Die zehn Märtyrer. 8. Eine Leuchte des Exils. 9. Lebensweisheit eines alten Lehrers. 10. Die Blüthe des Patriarchats. 11. Die zweite Heimath der Exilirten. 12. Die Hochschulen in Babylonien und ihre Lehrer. 13. Der Beginn der Talmudischen Aera. 14. Ein Zeitgenosse Dantes.

Barmen.

Vorträge: Rabb. Dr. Horowitz-Crefeld, Dr. A. Kohut-Berlin, Rabb. Dr. Koch-Barmen, Herr Epstein-Elberfeld.

Diskussionsabende werden wir erst nächsten Winter einführen.

Bernburg.

Vorträge: 19. Januar 1899, Rabb. Dr. Flaschner: Ein Gang durch die jüdische Geschichte und Literatur.

Berlin.

Vorträge: 26. Oktober 1897, Rabbiner Dr. Vogelstein-Stettin: Uriel, Acosta, Wahrheit und Dichtung. 23. November 1897, Professor Emil Breslaur: Giebt es altjüdische oder national-jüdische Melodien? (Erläutert durch Solo- und Chorgesangs-Vorträge.) 14. Dezember 1897, Dr. Gustav Diercks: Die Juden des Maghreb. Dr. M. Kayserling-Budapest: Die Juden als Patrioten. 15. Februar 1898, Professor Dr. J. Barth: Mahammed und die Juden. 15. März 1898, Rabbiner Dr. K. Werner-München: Die Secten im Judenthum.

Diskussionsabende: 8. November 1897, Dozent Dr. E. Baneth: Ueber Maimonides angeblichen Uebertritt zum Islam. 7. Dezember 1897, Dr. Gustav Karpeles: Literarische Jahres-Revue. 4. Januar 1898, Rabbiner Dr. E. Kalischer-Kopenhagen: Ein dänischer Ghetto-Dichter. 1. Februar 1898, Privat-Dozent Dr. J. Pagel: Literarhistorischer Streifzug durch das Gebiet der jüdischen Medizin mit besonderer Berücksichtigung der letzten Dezennien. 1. März 1898, Schriftsteller Albert Katz: Der Chassidismus. 29. März 1898, Dozent Dr. J. Wohlgemuth: Unsterblichkeit, Auferstehung und messianisches Reich.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Professor Lefmann-Heidelberg: Sprache und Weltanschauung des Judenthums. Rabbiner Dr. Stein-Worms: Aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Rabbiner Dr. Munk-Marburg: Die sociale Frage im alten Israel. Lehrer Rothschild-Worms: Berthold Auerbach. Dr. med. Simchowitz-Köln: Die Juden im alten Rom. Dr. med. Moses Mannheim: Biblische Psychologie. Seminardirektor Dr. Knoller-Hannover: Uriel Acosta.

Birnbaum.

Vorträge: Prediger Th. Falkenstein-Birnbaum: Maimonides

Leben und Wirken. Dr. Freund-Czarnikau: Aus dem Reiche der altjüdischen Sage.

Diskussionsabende: An den Leseabenden fanden Diskussionen statt, an welchen sich die meisten Mitlesenden betheiligten. Auch wurden die Biographien verschiedener Dichter dabei besprochen.

Bochum.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Josef II. und Friedrich der Große und ihre Beziehungen zu den Juden. Dr. G. Karpeles-Berlin: Eine Reise durch Rußland. Rabb. Dr. Silberstein-Wiesbaden: Die Juden in Amerika. M. Hähnlein-Bochum: Bericht über den Berliner Delegirtentag. Rabbiner Dr. Jacob-Göttingen: Die Sendung Moses, eine Kritik des Schillerschen Aufsatzes. Professor Dr. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob.

Brakel (Kr. Höxter).

Vorträge: Dr. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. Dr. Gustav Karpeles: Die Juden in der deutschen Literatur. Dr. L. A. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Räthselbücher der Menschheit.

Diskussionsabende: Em. Goldschmidt: Rückblick über die dreijährige Thätigkeit und Ziele für die Zukunft. — Berichterstattung über den Verbandstag in Berlin am 26. Dezember 1897. — Die letzten Hasmonäer. — Ueber die Entstehung der Purimfeier und des Estherbuches.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Rabb. Dr. Petuchowski-Berlin: Die sozialen Pflichten des Juden nach dem Talmud. Rabb. Dr. Rieger-Potsdam: Zur Kulturgeschichte der Juden in Deutschland. Dr. G. Karpeles-Berlin: Eine Reise in Rußland. Kaufmann Julius Löwenthal jr.: Maimonides. Rabb. Dr. Ackermann: Ein jüdischer Weiser vor 2000 Jahren. Dr. H. Hildesheimer-Berlin: Die ältesten Stätten der jüdischen Geschichte. Oberlehrer Dr. Schäfer-Berlin: Ernst Renan's Geschichte des Volkes Israel. Dr. A. Sittner: Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele. Der Verein hat eine nahezu 100 Bände umfassende Bibliothek.

Braunschweig.

Vorträge: Dr. Adolf Kohut-Berlin: Der Berliner jüdische Salon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Direktor Dr. Tachau-Wolfenbüttel: Assyrische Keilinschriften als Zeugen für die Wahrheit der altbiblischen Ueberlieferungen. Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Höhepunkte der jüdischen Geschichte. Oberrabbiner Dr Kayserling-Budapest: Die Juden in Saragossa oder: Ein Tag in Toledo. Bankier F. Spanjer-Herford-Braunschweig: Die Memoiren der Glückl von Hameln. Landesrabbiner Dr. Rülf-Braunschweig: Jüdische Proselyten. Universitätsprof. Dr. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob.

Breslau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal-Stargard: Herder und die Bibel. Rechtsanwalt Dr. Samuelsohn: Gabriel Rießer. Rabbiner Dr. Goldschmid-Königshütte: Soziale Gesetzgebung in der Bibel. Professor Dr. Leopold Cohn: Wilhelm von Humboldt. Dr. G. Karpeles: Glaubenstreue und Glaubenswechsel bei den Juden.

Diskussionsabende: Rabb. Dr. Guttmann: Der Zionismus. Docent Dr. Braun: Ephraim Kuh, der Dichter. Rabb. Dr. Guttmann: Aberglaube und Judenthum.

Bromberg.

Vorträge: Dr. Ad. Kohut: Der Berliner jüdische Salon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Dr. Carl Pinn: Die Romantik des jüdischen Martyriums. Albert Katz: Der Chassidismus.

Cassel.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Prager: 3 Vorträge über den Zionismus in Vergangenheit und Gegenwart. 3 Vorträge über Beschuldigungen gegen die Juden bei den Römern. 2 Vorträge über Leben und Schriften eines jüdischen Weltweisen. 1 Vortrag über: Ein Blick in zwei Weltliteraturen. Dr. Caesar Seligmann aus Hamburg: Der dramatische Höhepunkt des Judenthums. Seminarlehrer Katz-Kassel: Muhamed und die Juden. Die Judenlandtage in Hessen. Lehrer E. Gutkind: Erfolgreichen, praktischen Zionismus. Entstehung und Entwickelung des jüdischen Religionsunterrichts. Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Herder und die Bibel. Seminardirektor Dr. Lazarus-Kassel: Was ist der Talmud? Hofschauspieler Steffter-Cassel: Deklamatorische Vorträge.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Dr. Seligkowitz: Humor im Talmud. Derselbe: Prinzipien bürgerlicher Tugenden im Talmud. Dr. A. Kohut-Berlin: Der jüdische Salon im Anfange dieses Jahrhunderts. Dr. J. Rosenthal: Das rituelle Schächten, medicinisch beleuchtet.

Culmsee.

Vorträge: Rabb. Dr. Rosenberg: Der Schulchan Aruch. Dr. A. Kohut-Berlin: Alexander v. Humboldt und das Judenthum. Albert Katz-Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. H. Sternberg: Vorlesung aus der Geschichte der Juden.

Czarnikau.

Vorträge: 31. Januar 1897, Rabbiner Dr. Richter-Filehne: Rabbi Jochanan ben Sakkai. 21. Februar, Lehrer Cohn: Alexander v. Humboldt und die Juden. 7. März, Rabbiner Dr. Freund-Czarnikau: Die Grundlagen des jüdischen Kalenders. 20. März (Centenar-

feier), Rabbiner Dr. Königsberger-Pasewalk: Krönung und Salbung. 4. April, Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Die drei Räthselbücher der Menschheit. 31. Oktober, Rabbiner Dr. Freund: Babel und Ninive. 14. November, Rabbiner Dr. Zolinski-Kolmar i. P.: Zion und Samaria. 5. Dezember, Lehrer Cohn: Ein falscher Messias. 26. Dezember, Rabbiner Dr. Pik-Königsberg i. Pr.: Das goldene Zeitalter der jüdischen Literatur. 16. Januar 1898, Rabbiner Dr. Freund: Aus der Welt der altjüdischen Sage (Zum Besten des Fonds für das Kreis-Krieger-Denkmal). 20. Februar, Rabbiner Dr. Richter-Filehne: Spanien und Nordfrankreich. 13. März, Fabian-Schönlanke: Die biblischen Frauen.

Die aus über 200 Bänden bestehende Vereinsbibliothek, sowie die sechs jüdischen Zeitungen werden rege benutzt.

Danzig.

Vorträge: 19. Januar 1899, Rabb. Dr. Blumenthal: Einleitung in die jüdische Geschichte. 15. Februar, Dr. G. Karpeles: Was haben die Juden für die Menschheit geleistet?

Dortmund.

Vorträge: 25. Oktober 1897, Dr. Kohut-Berlin: Alexander v. Humboldt und das Judenthum. 10. Dezember, Dr. Coblenz-Bielefeld: Spinozas Stellung zum Judenthum und zur Religion überhaupt. 27. Dezember, Dr. Löwenberg-Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. 10. Januar 1898, Dr. Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und seine Stellung zum Judenthum. 18. März, Professor Dr. Cornill-Königsberg: Die Sprüche Salomos und der Prediger.

Diskussionen fanden im Anschluß an die Vorträge statt.

Düsseldorf.

Vorträge: 1. November 1897, Dr. David: Das Problem der sittlichen Weltordnung im Buche Hiob. 6. Dezember, Dr. Nobel-Köln: Schopenhauer und das Judenthum. 27. Dezember, Oberlehrer Dr. Feilchenfeld-Hamburg: Die jüdische Deputirten-Versammlung und das Synhedrion unter Napoleon I. 24. Januar 1898, Dr. Bondi-Mainz: Samuel und Joseph Hanagid, zwei jüdische Minister in Granada.

Duisburg-Ruhrort.

Vorträge: Rabbiner Dr. Frank-Köln: Geschichte der Juden. Dr. Simchowitz-Köln: Die Juden im alten Rom. Rabbiner Dr. Jaulus-Aachen: Jüdischer Zeitabschnitt im spanischen Mittelalter. Dr. Kohut-Berlin: Moses Mendelssohn und seine Zeit.

Eisenach.

Vorträge: Stud. jur. Goldschmidt-Berlin: Berliner Salons im vorigen Jahrhundert. Rabbiner Dr. Munk-Marburg: Die sociale

Frage im jüdischen Alterthum. Prediger E. Meyer: Die Juden als Soldaten. Landrabbiner Dr. Salzer-Stadtlengsfeld: Der Humor im Talmud. Außerdem noch acht Vorträge, die noch in diesem Semester gehalten werden.

Elberfeld.

Vorträge: Rabbiner Dr. Silberstein-Wiesbaden: Die Juden in Amerika. Dr. Karpeles-Berlin: Glaubenswechsel. Dr. A. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. A. M. Epstein-Elberfeld: Zur Culturgeschichte der russischen Juden. Prof. Cornill-Königsberg: Hiob, Versuch einer Einführung in den geistigen und poetischen Organismus dieses wunderbaren Werkes. Rabbiner Dr. Jacob-Göttingen: Schillers „Sendung Moses", eine Kritik dieses Aufsatzes. Rabbiner Dr. Saalfeld-Mainz: Historische Erinnerungen auf einer Rheinfahrt. Leopold Schloß-Elberfeld: Nathan und Shylock. Rabbiner Dr. Kalischer-Berlin: Altjüdische Parabeln. H. Zivi-Elberfeld: Die Musik im jüdischen Alterthum.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Auerbach-Elberfeld: Referat über einen Aufsatz: Warum wollen wir Juden sein. Herm. Strauß, Präses des Vereins, referirt über den Delegirtentag des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin. L. Fleischhacker beantwortet die Frage: Ist es wahr, daß der Sozialismus Fundamentalsätze enthält, die dem Judenthum entnommen sind.

Erfurt.

Vorträge: Dr. Salzberger: Die Kulturzustände Altisraels. Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Antheil der Juden an der Kultur der Menschheit.

Der Verein trat erst in diesem Jahre in's Leben und begann seine Thätigkeit zu Anfang dieses Halbjahrs.

Erlangen.

Vorträge: Lehrer Morgenthau: Ueber H. Heine. Lehrer Marschütz: Ueber Moses Mendelssohn. Rabb. Dr. Kohn: Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung. J. Karsch: Hermann und Wardersai.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Schriftsteller Dr. Ad. Kohut: Der jüdische Salon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Rabbiner Dr. Koblenz-Bielefeld: Die Folgen der franz. Revolution für die soziale und bürgerliche Stellung der Juden. Schriftsteller Dr. G. Karpeles: Heinrich Heine und das Judenthum. Rabbiuer Dr. Samuel: Zur Entstehungsgeschichte der Bibel als Schriftwerk. Bezirksrabbiner Dr. Silberstein-Wiesbaden: Die Juden in Amerika. Rabbiner Dr. Jacob-Göttingen: Schillers „Sendnng Moses". Rabbiner Dr. Jaulus-Aachen: Realismus und Idealismus im Judenthum. Professor Dr. Cornill-Köuigsberg: Das Buch Hiob. Schriftsteller W. Bambus-Berlin: Meine Reise in Palästina.

Bibliothek 130 Bände.

Filehne.

Vorträge: Rabbiner Dr. Richter-Filehne: Spanien und Nordfrankreich. Rabbiner Dr. Vogelstein-Stettin: Napoleon I. und die Juden. Dr. Adolf Kohut-Berlin: Friedrich II. und Kaiser Joseph II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. Rabbiner Dr. Perlitz-Nakel: Immortellen in Bibel und Talmud. Rabbiner Dr. Zolinski-Kolmar i. P.: Mohamed und die Juden.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Heinrich Heine und das Judenthum. Dr. Hochfeld: Moses Maimonides. Dr. Ad. Kohut: Alexander von Humboldt und die Juden. Dr. Hochfeld: Moses Mendelssohn. Dr. Leopold Lucas: Die Lage der Juden des 12. Jahrhunderts im Occident und Orient.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner-München: Die Sekten im Judenthum. Rabbiner Dr. David-Düsseldorf: Das Familienleben der Deutschen Juden im Mittelalter. Rabbiner Dr. Silberstein-Wiesbaden: Die Juden in Amerika. Lehrer S. Rothschild-Worms: Gabriel Rießer. Rabbiner Dr. Rosenthal-Cöln: Die Unsterblichkeitsidee der Juden in der Bibel. Bezirksrabbiner Dr. Cohn-Ichenhausen: Die ältesten Anfeindungen des Judenthums und deren Abwehr. Kirchenrath Dr. Kroner-Stuttgart: Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß. Professor Dr. Sulzbach-Frankfurt: Der Talmud über Erziehung und Unterricht. Cantor P. Klibansky-Frankfurt: Die Melodien der Juden.

Diskussionsabende: Einmal: Dr. Irmbacher über Handel und Geldgeschäfte der deutschen Juden im Mittelalter.

Der Verein steht auf dem Boden des traditionellen Judenthums.

Friedberg (Hessen).

Vorträge: 31. Oktober 1897, Stadtschullehrer Rothschild-Worms: Berthold Auerbach. 21. November, Lehrer Elias-Darmstadt: Einfluß der Freiheitskriege von 1813 auf die Juden. 16. Januar 1898, Architekt Hanftmann-Friedberg: Heinrich Heine als Lyriker.

Diskussionsabende: 25. Januar 1898. Ueber jüdische Volkskunde. Referent: Lehrer Ehrmann.

Der Verein entfaltete in diesem Jahre wieder größere Thätigkeit und erfreut sich auch von Seiten der Nichtmitglieder größerer Beachtung und Sympathie.

Gelnhausen.

Vorträge: Lehrer M. Strauß: Die Juden Spaniens im 15. Jahrhundert. Dr. Adolf Kohut-Berlin: Friedrich II. und Joseph II., deren Bedeutung für das Judenthum. Rechtsanwalt Dr. Sondheimer: Der Juden Antheil am Verbrechen.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Dr. Kohut: Friedrich II. und Joseph II. in ihrem Verhältniß zum Judenthum. Dr. Karpeles: Humor und Liebe in der jüdischen Poesie. Dr. Bonnin: Welche Verfolgungen brachte der schwarze Tod den Juden Deutschlands? Lehrer Kaufmann: Verhältniß des Judenthums zum Staatsgesetz. Dr. Silberstein: Gabriel Rießer. Dr. Samuel: Die Synoden von Lydda und Uscha, zwei Marksteine der talmudischen Entwickelung. Dr. Jacob: Bibelübersetzungen. Dr, Jaulus: Idealismus und Realismus im Judenthume. Ingenieur Aßkenazy: Die Kabbala. Lehrer Rothschild: Das Heerwesen bei den Juden.

Eine große Anzahl Fragen, welche sich im Fragekasten vorfanden, und theils auf die Vorträge, theils auf andere Gebiete der jüdischen Geschichte und Literatur sich beziehen, wurden in der den Vorträgen folgenden Diskussion erörtert und beantwortet.

Glogau.

Vorträge: Dr. Brann-Breslau: Ueber das innere Leben der Juden im Mittelalter. Dr. Rippner-Glogau: Ueber Heines Beziehungen zum Judenthum. Derselbe: Ueber den Briefwechsel zwischen Dr. Michael Sachs und Moritz Veit von Ludwig Geiger.

Unsere Bibliothek umfaßt zur Zeit 820 Bände. An 10 Konfirmanden vertheilte der Verein je eine Zunz'sche Bibel, bisher 138 Stück.

Gotha.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit gethan? Dr. Schäfer-Berlin: Ernst Renan und das Judenthum. Dr. Munk-Marburg: Die soziale Frage im jüdischen Alterthum.

Der Verein besteht seit Januar 1898; es wird nur im Winterhalbjahr monatlich ein Vortrag gehalten.

Gunzenhausen.

Vorträge: Distrikts-Rabbiner Dr. Kohn behandelte in folgenden Vorträgen die Zeit von Zerstörung des Tempels bis zum Beginn der talmudischen Aera: 1. Rettung im Exil. 2. Ein Regenerator des Judenthums. 3. Bilder aus der Gegenwart des ersten Jahrhunderts. 4. Kulturbilder aus dem ersten Jahrhundert. 5. Proselyten. 6. Das Wiederaufstehen des Widerstandes gegen Rom. 7. Die zehn Märtyrer. 8. Eine Leuchte des Exils. 9. Lebensweisheit eines alten Lehrers. 10. Die Blüthe des Partiarchats. 11. Die zweite Heimath der Exilirten. 12. Die Hochschulen in Babylonien und ihre Lehrer. 13. Der Beginn der talmudischen Aera.

Der Verein hat eine Bibliothek gegründet, die bereits nahezu 200 Bände umfaßt.

Der Verein veranstaltete am 21. Dezember 1897 eine Chanukka-Feier.

Hamburg.

Vorträge: Dr. Karpeles-Berlin: Humor in der jüdischen Poesie. Dr. Kohut-Berlin: Herder und das Judenthum. Dr. Rösenthal-Stargardt: Ueber die Bedeutung der Midraschim. Dr. Hildesheimer-Berlin: Eine Reise durch Palästina. Dr. Feilchenfeld-Hamburg: Glückel von Hameln. Dr. Leimdörfer-Hamburg: Fahrende Schüler im Ghetto. Prof. Dr. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob.

Hannover.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles: Eine Reise durch Rußland. Dr. Ad. Kohut: Friedrich der Große und die Juden. Dr. M. Kayserling-Budapest: Toledo und Saragossa. Dr. G. Leimdörfer-Hamburg: Der Zionismus. Prof. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob.

Hildesheim.

Vorträge: Dr. A. Kohut-Berlin: Die Berliner Salonperiode. Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Die Höhepunkte in der jüdischen Geschichte. Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargardt: Die drei Räthselbücher der Menschheit: Kohelet, Hamlet und Faust. Schriftsteller Alb. Katz-Berlin: Lord Byron und seine hebr. Melodien. Prof. Dr. Freudenthal-Breslau: Der Einfluß Spinozas auf die deutschen Denker.

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: J. Fraenkel: Uriel Acosta und das gleichnamige Trauerspiel von Gutzkow. Rabbiner Dr. Goitein-Nachod: Die Schicksale des Talmud. Dr. Korach: Die Berliner Salons am Anfange dieses Jahrhunderts. Zahnarzt Neubauer: Dahiel, der Convertit. Cantor Brock: Die Wandlungen der Messiasidee. Dr. Loewe-Berlin: Die Poesie des Judenthums in der neuesten Zeit. Dr. Gustov Karpeles-Berlin: Humor uud Liebe in der Poesie des Judenthums.

Hörde.

Vorträge: Dr. Kohut-Berlin: Der Berliner jüdische Salon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Dr. G. Karpeles-Berlin: Eine Reise durch Rußland. Dr. med. Ollendorf-Barmen: Die Kreuzzüge und ihre Rückwirkung auf die Lage der Juden: Dr. Silberstein-Wiesbaden: Die sociale Frage und das Judenthum. Dr. Coblenz-Bielefeld: Die französische Revolution und die Emanzipation der Juden. Dr. Jacob-Göttingen: Bibelübersetzungen. Dr. Frank-Cöln: Rabbi Jochanan b. Sakkai. F. Heimann-Hörde: Das Verhältniß des Christenthums znm Judenthum in den ersten Jahrhunderten. Derselbe: Rabbi Akiba und seine Zeit.

An sämmtliche Vorträge schloß sich eine lebhafte Diskussion.

Dem Verbandstage in Berlin wohnte das Vorstandsmitglied Herr Jal. Gans bei. Derselbe gab einen sehr interessanten Bericht über die geführten Verhandlungen, wodurch die Sympathie für den Verband sehr gehoben wurde.

Höxter.

Vorträge. 30. März 98, E. Michaelis: Die Verhältnisse der Juden nach der Zerstörung ihres Staates durch die Römer bis zur Jetztzeit. 12. Mai 98, Rabbiner Dr. Lange-Warburg: Der jüdische Staat und seine Verfassung.

An die Vorträge knüpften sich kurze Diskussionen.

Der Verein ist erst anfangs März d. J. gegründet worden.

Inowrazlaw.

Vorträge. Dr. Warschauer: Geschichte der jüdischen Aerzte bis Maimonides. Herzfeld: Geschichte des jüdischen Handels. Dr. Tietz: Leben und Wirken Moses Mendelssohns. R. A. Baerwald-Bromberg: Ein Spaziergang durch die heiligen Lande. Dr. Rosenberg-Thorn: Kohelet im Vergleich mit Goethe's Faust. Dr. Bergel: Die Hygiene in der mosaischen Gesetzgebung. Professor Horowitz: Lessing's Nathan der Weise. Goldberg: Leben Adolph Cremieux, Lehrer Levy: Jüdische Frauen.

Karlsruhe (Baden).

Vorträge: Gymnasiallehrer Dr. Heinr. Levy-Mühlhausen i. E.: Aberglaube und Judenthum. Prof. Dr. Lefmann-Heidelberg: Buddhismus und Judenthum. Herm. Zivi-Düsseldorf: Jüdische Melodien. Dr. Gustav Oppenheim-Mannheim: Salomon ibn Aderet und der Kampf um die Philosophie. Dr. Werner-München: Sekten im Judenthum.

Kitzingen.

Vorträge: Dr. Kohn-Ansbach: Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung. Dr. Tachauer-Würzburg: Der Aufstand Bar Cochbas im Jahre 133. Dr. Löwenstein-Mosbach: Messianische Schwärmerei. Dr. Kohn-Ansbach: Vorboten des Exils. Rechtsanwalt Dr. Freudenthal I-Würzburg: Skizzen aus der Geschichte und den Rechtsverhältnissen der Juden im Mittelalter. Dr. G. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Cultnr der Menschheit geleistet?

Ferner jeden zweiten Sonnabend im Winterhalbjahr: Cantor Feidelberg-Kitzingen: Erklärungen aus dem laufenden Wochenabschnitt.

Köln.

Vorträge: Prof. Dr. Cornill-Königsberg: Die Psalmen in der Weltliteratur. Dr. Ad. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. Dr. Löwenberg-Hambnrg: Ahasver in der Literatur und Sage. Rabb. Dr. Cohn-Ichenhausen: Die ältesten Anfeindungen des Judenthums. Dr. med. Simchowitz-Köln: Der Ackerbau in der Bibel.

Diskussionsabende: Rabb. Dr. Frank-Köln: Rückblick in die jüngste Vergangenheit des Judenthums. Oberlehrer Hermann-Köln: Don Isaak Abarbanel. Lehrer Löb: Eisenmenger und sein Buch. Rabb. Kandidat Dav. Marcus-Köln: Die halachischen Deutungs-

regeln des Talmud. Rabbiner Dr. Frank-Köln: Ein Bild aus dem Leben der russischen Juden. Redacteur Carl Brisch-Mühlheim a. Rh.: Die Kölner Erzbischöfe und die Juden. Sal. Kaufmann-Köln: Das jüdische Sanhedrin in Paris. Rabb.-Kandidat Dav. Marcus-Köln: Lord Beaconsfield. Heinrich Frank-Köln: Christoph Columbus und die Juden. Dr. med. Simchowitz-Köln: Ein älteres jüdisches Geschichtswerk. Hauptlehrer Goldberg-Köln: Persönliche Freiheit in der Geschichte und im Völkerleben. Dr. med. Wallenstein-Köln: Gabriel Rießer. Moritz Levy jr.-Köln: Das Sektenwesen. Rechtsanwalt Dr. Bodenheimer-Köln: Ein Hochverrathsprozeß im 18. Jahrhundert.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: W. Feinstein: Jahresrundschau. Rabb. Dr. Pick: Die Lehre von den letzten Dingen. Oberkantor Birnbaum: Die hebräischen Melodien des Benedetto Marcello. (1686—1739). Rabb. Dr. Pick: Der Entwickelungsgang der jüdischen Literatur. Cand phil. Mohilewer: Culturelle Gegensätze in der Makkabäerzeit. Dr. Adolf Kohut-Berlin: Der Berliner Salon. Redacteur Jacoby: Die Juden in Frankreich. S. M. Rabinowitz: Josua ben Chananja. Cand. phil. Pscherhower: Die Juden in Ungarn. Rabb. Dr. Pick: Die altjüdische Literatur. Rabb. Dr. Munk: Aberglaube und Glaube. Rabb. Dr. Silberstein.Elbing: Shylock und sein Vorbild. Stud. phil. Scheftelowitz: Faustnaturen in der hebr. Literatur. Rabb. Dr. Pick: Die jüdische Literatur des Mittelalters. Oberkantor Birnbaum: Zwei literarische Merkwürdigkeiten. Rabb. Dr. Pick: Die jüdische Literatur der neueren Zeit.

Konstanz.

Vorträge: Cantor A. Geismar: Einleitung in die jüdische Geschichte. Rechtsanwalt Bloch: Jehuda Halevi. Dr. L. Hannes: Zwei jüdische Staatsmänner. Dr. L. Hannes: Das Achtzehngebet in Verbindung mit den Sprüchen der Väter historisch beleuchtet.

Krotoschin.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der hebr. Poesie. Dr. Adolf Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Josef II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. Lehrer Alex Margolius-Krotoschin: Aus der Berliner Salonzeit. Gymnasialoberlehrer Dr. Balke-Rogasen: Heinrich Heine. Rabb. Dr. Heinrich Berger-Krotoschin: Jehuda Halevi, ein Dichter und Denker des Mittelalters. Hauptlehrer Rieß-Krotoschin: Was hat das Judenthum Moses Mendelssohn zu verdanken.

Diskussionsabende wurden wegen geringer Betheiligung eingestellt.

Der Verein unterhält einen Lesezirkel mit 11 Zeitungen pro Woche und eine Bibliothek mit circa 150 Werken populär-wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts.

Lage.

Vorträge: 22. Dezember 1898, 8. Januar 1899. Lehrer A. Plaut: Was wir wollen? Rabb. Dr. Vogelstein-Stettin: Don Isaak Abravanel.

Leipzig.

Vorträge: 8. November 1897, Direktor Frauberger-Düsseldorf: Das Aufsammeln und die Verwendung jüdischer Alterthümer. 29. November, Rabbiner Dr. Vogelstein-Stettin: Flavius Josephus. 6. Januar 1898, Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin: Eine Wanderung durch Palästina. 20. Januar. Rabbiner Dr. Kayserling-Budapest: Die Juden als Patrioten. 28. Februar, Rabbiner Dr. Porges-Leipzig: Ein kaiserlicher Ober-Hoffaktor und Oberrabiner vor 200 Jahren. 14. März, Rabb. Dr. Werner-München: Die Sekten im Judenthum. 24. März, Prof. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob.

Diskussionsabende: 16. November 1897, Referent Rabb. Dr. Porges-Leipzig: Was sollen und wollen unsere Literatur-Vereine? 17. Februar 1898, Referent Rabbiner Dr. Porges-Leipzig: Jehuda Halevi.

Der Verein bezog das Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur 1898 in 250 Exemplaren für seine sämmtlichen Mitglieder, an die es zur Vertheilung gelangte. Es wurden ferner die Anfänge zu einer Bibliothek gelegt.

Lissa.

Vorträge: Dr. Rippner-Glogau: Herder und das Judenthum. Dr. Cohn-Rawitsch: Heines Stellung zum Judenthum. Dr. Bäck-Oppeln: Der Schüler eines Apostaten. Dr. Karpeles-Berlin: Humor im Judenthum. Dr. Pinn-Berlin: Der Jude als Romanfigur. Albert Katz-Berlin: Der Chassidismus.

Discussions-Abende: Referent Dr. Bäck-Lissa.

Die Vereinsbibliothek zählt 164 Nummern. Der Verein läßt 5 Zeitschriften in 24 Exemplaren cirkuliren.

Loebau (Westpr.).

Vorträge: Lehrer Tobias: Palästina, Land und Volk zur Zeit der Zerstörung des zweiten Tempels. Sanitätsrath Dr. Wolfi: Die erste Periode der jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung des ersten Tempels. Lehrer Tobias: Die zweite Periode der jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. Sanitätätsrath Dr. Wolfi: Die dritte Periode der jüdischen Geschichte bis zur Vertreibung der Juden aus Spanien. Lehrer Tobias: Die vierte Periode der jüdischen Geschichte bis Mendelssohn.

Die Vereinsbibliothek erfuhr besondere Pflege. Dieselbe ist auf 200 Bände angewachsen.

Lublinitz.

Vorträge: Dr. A. Kohut: Alexander von Humboldt. Rabb. Dr. Friedmann: Ein Gang durch die Sprüche der Väter. Dr. M. Brann: Aus dem Leben der Juden im Mittelalter.

regeln des Talmud. Rabbiner Dr. Frank-Köln: Ein Bild aus dem Leben der russischen Juden. Redacteur Carl Brisch-Mühlheim a. Rh.: Die Kölner Erzbischöfe und die Juden. Sal. Kaufmann-Köln: Das jüdische Sanhedrin in Paris. Rabb.-Kandidat Dav. Marcus-Köln: Lord Beaconsfield. Heinrich Frank-Köln: Christoph Columbus und die Juden. Dr. med. Simchowitz-Köln: Ein älteres jüdisches Geschichtswerk. Hauptlehrer Goldberg-Köln: Persönliche Freiheit in der Geschichte und im Völkerleben. Dr. med. Wallenstein-Köln: Gabriel Rießer. Moritz Levy jr.-Köln: Das Sektenwesen. Rechtsanwalt Dr. Bodenheimer-Köln: Ein Hochverrathsprozeß im 18. Jahrhundert.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: W. Feinstein: Jahresrundschau. Rabb. Dr. Pick: Die Lehre von den letzten Dingen. Oberkantor Birnbaum: Die hebräischen Melodien des Benedetto Marcello. (1686—1739). Rabb. Dr. Pick: Der Entwickelungsgang der jüdischen Literatur. Cand phil. Mohilewer: Culturelle Gegensätze in der Makkabäerzeit. Dr. Adolf Kohut-Berliu: Der Berliner Salon. Redacteur Jacoby: Die Juden in Frankreich. S. M. Rabinowitz: Josua ben Chananja. Cand. phil. Pscherhower: Die Juden in Ungarn. Rabb. Dr. Pick: Die altjüdische Literatur. Rabb. Dr. Munk: Aberglaube und Glaube. Rabb. Dr. Silberstein.Elbing: Shylock und sein Vorbild. Stud. phil. Scheftelowitz: Faustnaturen in der hebr. Literatur. Rabb. Dr. Pick: Die jüdische Literatur des Mittelalters. Oberkantor Birnbaum: Zwei literarische Merkwürdigkeiten. Rabb. Dr. Pick: Die jüdische Literatur der neueren Zeit.

Konstanz.

Vorträge: Cantor A. Geismar: Einleitung in die jüdische Geschichte. Rechtsanwalt Bloch: Jehuda Halevi. Dr. L. Hannes: Zwei jüdische Staatsmänner. Dr. L. Hannes: Das Achtzehngebet in Verbindung mit den Sprüchen der Väter historisch beleuchtet.

Krotoschin.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der hebr. Poesie. Dr. Adolf Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Kaiser Josef II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. Lehrer Alex Margolius-Krotoschin: Aus der Berliner Salonzeit. Gymnasialoberlehrer Dr. Balke-Rogasen: Heinrich Heine. Rabb. Dr. Heinrich Berger-Krotoschin: Jehuda Halevi, ein Dichter und Denker des Mittelalters. Hauptlehrer Rieß-Krotoschin: Was hat das Judenthum Moses Mendelssohn zu verdanken.

Diskussionsabende wurden wegen geringer Betheiligung eingestellt.

Der Verein unterhält einen Lesezirkel mit 11 Zeitungen pro Woche und eine Bibliothek mit circa 150 Werken populär-wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts.

Lage.

Vorträge: 22. Dezember 1898, 8. Januar 1899. Lehrer A. Plaut: Was wir wollen? Rabb. Dr. Vogelstein-Stettin: Don Isaak Abravanel.

Leipzig.

Vorträge: 8. November 1897, Direktor Frauberger-Düsseldorf: Das Aufsammeln und die Verwendung jüdischer Alterthümer. 29. November, Rabbiner Dr. Vogelstein-Stettin: Flavius Josephus. 6. Januar 1898, Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin: Eine Wanderung durch Palästina. 20. Januar. Rabbiner Dr. Kayserling-Budapest: Die Juden als Patrioten. 28. Februar, Rabbiner Dr. Porges-Leipzig: Ein kaiserlicher Ober-Hoffaktor und Oberrabiner vor 200 Jahren. 14. März, Rabb. Dr. Werner-München: Die Sekten im Judenthum. 24. März, Prof. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob.

Diskussionsabende: 16. November 1897, Referent Rabb. Dr. Porges-Leipzig: Was sollen und wollen unsere Literatur-Vereine? 17. Februar 1898, Referent Rabbiner Dr. Porges-Leipzig: Jehuda Halevi.

Der Verein bezog das Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur 1898 in 250 Exemplaren für seine sämmtlichen Mitglieder, an die es zur Vertheilung gelangte. Es wurden ferner die Anfänge zu einer Bibliothek gelegt.

Lissa.

Vorträge: Dr. Rippner-Glogau: Herder und das Judenthum. Dr. Cohn-Rawitsch: Heines Stellung zum Judenthum. Dr. Bäck-Oppeln: Der Schüler eines Apostaten. Dr. Karpeles-Berlin: Humor im Judenthum. Dr. Pinn-Berlin: Der Jude als Romanfigur. Albert Katz-Berlin: Der Chassidismus.

Discussions-Abende: Referent Dr. Bäck-Lissa.

Die Vereinsbibliothek zählt 164 Nummern. Der Verein läßt 5 Zeitschriften in 24 Exemplaren cirkuliren.

Locbau (Westpr.).

Vorträge: Lehrer Tobias: Palästina, Land und Volk zur Zeit der Zerstörung des zweiten Tempels. Sanitätsrath Dr. Wolfi: Die erste Periode der jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung des ersten Tempels. Lehrer Tobias: Die zweite Periode der jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. Sanitätsrath Dr. Wolfi: Die dritte Periode der jüdischen Geschichte bis zur Vertreibung der Juden aus Spanien. Lehrer Tobias: Die vierte Periode der jüdischen Geschichte bis Mendelssohn.

Die Vereinsbibliothek erfuhr besondere Pflege. Dieselbe ist auf 200 Bände angewachsen.

Lublinitz.

Vorträge: Dr. A. Kohut: Alexander von Humboldt. Rabb. Dr. Friedmann: Ein Gang durch die Sprüche der Väter. Dr. M. Brann: Aus dem Leben der Juden im Mittelalter.

Lübeck.

Vorträge: Dr. Löwenstein-Mosbach: Josel von Rosheim.

Marburg.

Vorträge: 1. Dezember 1897, Rabb. Dr. Rosenthal-Stargard: Nachmanides. 5. Dezember, S. Hildesheimer; Sabbath und Sonntag. 29. Dezember, Lehrer A. Strauß: Die Megillath Antiochus. 16. Januar 1898, Provinzialrabbiner Dr. Munk: Geschichte des babylonischen Exils. 13. Februar, Provinzialrabbiner Dr. Munk: Esra und Nehemia. 27. Februar, Provinzialrabbiner Dr. Munk: Midraschim zum Buche Esther mit besonderer Berücksichtigung des Targum scheni. 13. März Provinzialrabbiner Dr. Munk: Die große Synagoge. 27. März, Provinzialrabbiner Dr. Hirschfeld-Gießen: Humor in Bibel und Talmud. 30. März, W. Bambus-Berlin: Der Jude als Bauer.

Memel.

Vorträge: Rabb. Dr. Rülf: Geschichte der Juden in Memel. Dr. Ad. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. und ihre Beziehungen zum Judenthum. Rabb. Dr. Rülf: Der Zionismus in der altjüdischen Literatur und neuzeitigen Geschichte. Rabb. Dr. Silberstein-Elbing: Shylock und sein Urbild. Kaufmann L. Scheinhaus: Markus Hirsch: Mane, ein hebräischer Dichter- und Künstlerjüngling. Lehrer J. Arndt: Einfluß des Judenthums auf die Entstehung des Islam. Rabb. Dr. Rülf: Die Parteiungen der Juden im Vergleich zu den drei Parteien des Alterthums, den Pharisäern, Saducäern und Essäern.

Metz.

Vorträge: 3. Januar 1898, Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Antheil der Juden an der Kultur der Menschheit. 8. Januar, Lehrer Half-Nancy: Shylock und Nathan der Weise. 7. Februar, Rabb. Dr. Grünfeld-Bingen: Die sociale Frage im alten Israel. 22. März, Professor Dr. Lefmann-Heidelberg: Die Ethik des Talmuds.

Ferner fanden vier Leseabende statt, am 28. Februar 1898, 15. und 29. März und 19. April, an welchen kleinere Vorträge von Mitgliedern des Vereins gehalten wurden.

Die Bibliothek des Vereins besteht aus 63 Werken mit ca. 90 Bänden in deutscher und französischer Sprache.

München.

Vorträge: Rabb. Dr. Kosmann Werner: Sekten im Judenthum. Prof. Dr. Ludw. Geiger-Berlin: Moses Mendelssohn und sein Kreis. Rechtsanwalt Dr. Emil Fränkel: Das Hohelied. Kirchenrath Dr. Kroner-Stuttgart: Kämpfe und Siege des Prophetenthums. Justizrath Dr. Friedrich Rosenthal: Heinrich Heine.

Discussionsabende: Rabb. Dr. Kosm. Werner: Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden. Rabb. Dr. Groß-Augsburg:

Die Juden am Fuße des Kapitols. Dr. Heinr. Ehrentreu: Jüdische Alterthümer. Dr. Eugen Merzbacher: Judenthum und Toleranz in ihren Wechselbeziehungen unter Vorlage von Münzen und Medaillen. Lehrer Heinrich Frei: Bayerns Juden in vergangenen Tagen.

Ein Referat unseres Delegirten über den Verbandstag wurde im Anschluß an den Discussionsabend des Dr. Ehrentreu erstattet.

Neisse (Schlesien).

Vorträge: Dr. A. Kohut-Berlin: Alexander v. Humboldt und die Juden. Zahnarzt Berger-Neisse: Gabriel Rießers Leben und Werke Prediger Ellguther-Neisse: Ueber den Zionismus. Dr. Bäck-Lissa: Die ältesten Lehrmeister und Bildner der Menschheit. Prediger Ellguther: Referat über die Geschichte der Künste bei den Juden und über den Verbandstag der Literaturvereine in Berlin. Dr. Blumenthal-Ratibor: Weltliche Klänge aus der hebräischen Poesie. J. Grünberger-Neisse: Denkwürdigkeiten eines jüdischen Soldaten. Fabrikbesitzer Constädt-Neisse: Berthold Auerbachs Leben und Werke. Prediger Ellguther-Neisse: Religiöse Klänge aus der hebräischen Poesie (Erster Theil).

Zu unserer Bibliothek, welche gegenwärtig 540 Bände enthält, wurde ein nach Fächern geordneter Katalog von Prediger Ellguther zusammengestellt und durch den Druck vervielfältigt. Es wurde beschlossen, sämmtlichen Literaturvereinen durch die Vermittelung des Verbandes je ein Exemplar des Katalogs zu übersenden.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Bäck: Die Charaktere in Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Dr. Schlesinger: Der jüdische Charakter in Sage und Geschichte. H. Proskauer: Moses in seiner geschichtlichen Bedeutung. Dr. Bäck: Die ältesten Lehrmeister und Dichter der Menschheit. Rechtsanwalt Ollendorf-Breslau: Zur Emanzipationsgeschichte der Juden in Deutschland. Apotheker Salinger: Die Medicin im Talmud.

Osterode (Ostpr.).

Vorträge: 5. Dezember 1897, J. Sturmann: Secten im Judenthum. 23. Januar 1898, Dr. Munk-Königsberg: Aberglaube und Glaube. 13. Februar, Sturmann: Der Arbeiterstand bei den Juden, Griechen und Römern. 27. März, Dr. Olitzki-Allenstein: Assyrische und babylonische Ausgrabungen und die Bibel.

Discussionsabende: 19. Dezember 1897, Ritterband: Der Zionismus. 10. Januar 1898, Dr. Olitzki-Allenstein: Ueberblick über die Geschichte des Judenthums. 1. März, Sturmann: Verschiedene Grade der Wohlthätigkeit. 13. März, Sturmann: Menschenliebe und Dr. Bonifacius v. Haneburg.

Es soll Ende April noch ein Schluß-Discussionsabend gehalten werden.



Lübeck.

Vorträge: Dr. Löwenstein-Mosbach: Josel von Rosheim.

Marburg.

Vorträge: 1. Dezember 1897, Rabb. Dr. Rosenthal-Stargard: Nachmanides. 5. Dezember, G. Hildesheimer; Sabbath und Sonntag. 29. Dezember, Lehrer A. Strauß: Die Megillath Antiochus. 16. Januar 1898, Provinzialrabbiner Dr. Munk: Geschichte des babylonischen Exils. 13. Februar, Provinzialrabbiner Dr. Munk: Esra und Nehemia. 27. Februar, Provinzialrabbiner Dr. Munk: Midraschim zum Buche Esther mit besonderer Berücksichtigung des Targum scheni. 13. März Provinzialrabbiner Dr. Munk: Die große Synagoge. 27. März, Provinzialrabbiner Dr. Hirschfeld-Gießen: Humor in Bibel und Talmud. 30. März, W. Bambus-Berlin: Der Jude als Bauer.

Memel.

Vorträge: Rabb. Dr. Rülf: Geschichte der Juden in Memel. Dr. Ad. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und Joseph II. und ihre Beziehungen zum Judenthum. Rabb. Dr. Rülf: Der Zionismus in der altjüdischen Literatur und neuzeitigen Geschichte. Rabb. Dr. Silberstein-Elbing: Shylock und sein Urbild. Kaufmann L. Scheinhaus: Markus Hirsch: Mane, ein hebräischer Dichter- und Künstlerjüngling. Lehrer J. Arndt: Einfluß des Judenthums auf die Entstehung des Islam. Rabb. Dr. Rülf: Die Parteiungen der Juden im Vergleich zu den drei Parteien des Alterthums, den Pharisäern, Saducäern und Essäern.

Metz.

Vorträge: 3. Januar 1898, Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Antheil der Juden an der Kultur der Menschheit. 8. Januar, Lehrer Half-Nancy: Shylock und Nathan der Weise. 7. Februar, Rabb. Dr. Grünfeld-Bingen: Die sociale Frage im alten Israel. 22. März, Professor Dr. Lefmann-Heidelberg: Die Ethik des Talmuds.

Ferner fanden vier Leseabende statt, am 28. Februar 1898, 15. und 29. März und 19. April, an welchen kleinere Vorträge von Mitgliedern des Vereins gehalten wurden.

Die Bibliothek des Vereins besteht aus 63 Werken mit ca. 90 Bänden in deutscher und französischer Sprache.

München.

Vorträge: Rabb. Dr. Kosmann Werner: Sekten im Judenthum. Prof. Dr. Ludw. Geiger-Berlin: Moses Mendelssohn und sein Kreis. Rechtsanwalt Dr. Emil Fränkel: Das Hohelied. Kirchenrath Dr. Kroner-Stuttgart: Kämpfe und Siege des Prophetenthums. Justizrath Dr. Friedrich Rosenthal: Heinrich Heine.

Discussionsabende: Rabb. Dr. Kosm. Werner: Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden. Rabb. Dr. Groß-Augsburg:

Die Juden am Fuße des Kapitols. Dr. Heinr. Ehrentreu: Jüdische Alterthümer. Dr. Eugen Merzbacher: Judenthum und Toleranz in ihren Wechselbeziehungen unter Vorlage von Münzen und Medaillen. Lehrer Heinrich Frei: Bayerns Juden in vergangenen Tagen.

Ein Referat unseres Delegirten über den Verbandstag wurde im Anschluß an den Discussionsabend des Dr. Ehrentreu erstattet.

Neisse (Schlesien).

Vorträge: Dr. A. Kohut-Berlin: Alexander v. Humboldt und die Juden. Zahnarzt Berger-Neisse: Gabriel Rießers Leben und Werke Prediger Ellguther-Neisse: Ueber den Zionismus. Dr. Bäck-Lissa: Die ältesten Lehrmeister und Bildner der Menschheit. Prediger Ellguther: Referat über die Geschichte der Künste bei den Juden und über den Verbandstag der Literaturvereine in Berlin. Dr. Blumenthal-Ratibor: Weltliche Klänge aus der hebräischen Poesie. J. Grünberger-Neisse: Denkwürdigkeiten eines jüdischen Soldaten. Fabrikbesitzer Constädt-Neisse: Berthold Auerbachs Leben und Werke. Prediger Ellguther-Neisse: Religiöse Klänge aus der hebräischen Poesie (Erster Theil).

Zu unserer Bibliothek, welche gegenwärtig 540 Bände enthält, wurde ein nach Fächern geordneter Katalog von Prediger Ellguther zusammengestellt und durch den Druck vervielfältigt. Es wurde beschlossen, sämmtlichen Literaturvereinen durch die Vermittelung des Verbandes je ein Exemplar des Katalogs zu übersenden.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Bäck: Die Charaktere in Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Dr. Schlesinger: Der jüdische Charakter in Sage und Geschichte. H. Proskauer: Moses in seiner geschichtlichen Bedeutung. Dr. Bäck: Die ältesten Lehrmeister und Dichter der Menschheit. Rechtsanwalt Ollendorf-Breslau: Zur Emanzipationsgeschichte der Juden in Deutschland. Apotheker Salinger: Die Medicin im Talmud.

Osterode (Ostpr.).

Vorträge: 5. Dezember 1897, J. Sturmann: Secten im Judenthum. 23. Januar 1898, Dr. Munk-Königsberg: Aberglaube und Glaube. 13. Februar, Sturmann: Der Arbeiterstand bei den Juden, Griechen und Römern. 27. März, Dr. Olitzki-Allenstein: Assyrische und babylonische Ausgrabungen und die Bibel.

Discussionsabende: 19. Dezember 1897, Ritterband: Der Zionismus. 10. Januar 1898, Dr. Olitzki-Allenstein: Ueberblick über die Geschichte des Judenthums. 1. März, Sturmann: Verschiedene Grade der Wohlthätigkeit. 13. März, Sturmann: Menschenliebe und Dr. Bonifacius v. Haneburg.

Es soll Ende April noch ein Schluß-Discussionsabend gehalten werden.

Ostrowo.

Vorträge: Rabbiner Dr. Plessner: Die Stellung Moses zur Kunst. Dr. Kohut: Friedrich der Große und Joseph II., ihre Stellung zum Judenthum. Rabbiner Dr. Feilchenfeld-Posen: Die Schuldknechtschaft im jüdischen Recht. Rabbiner Dr. Bloch-Posen: Die Glückele von Hameln. Lehrer Alexander Margolius-Krotoschin: Die Stellung der Juden in Berlin im Anfange dieses Jahrhunderts. Dozent Dr. Brann-Breslau: Bilder aus dem jüdischen Gebiete.

Diskussionsabende wurden nicht abgehalten, dagegen ein sehr beifällig aufgenommenes Stiftungsfest veranstaltet. Die Festrede des Abends hielt Rechtsanwalt Goldschmidt-Ostrowo über die Geselligkeit unter den Juden.

Pinne.

Vorträge: Dr. Lewin: Culturleben bei den alten polnischen Juden. Dr. Wreschner-Samter: Jüdische Dramatiker. Dr. med. Peiser: Aberglaube. Diskussionen nach den Vorträgen.

Ratibor.

Vorträge: 9. Januar 1897, Dr. med. Arnstein-Ratibor: Die Sage vom ewigen Juden. 14. Februar, Rabbiner Dr. Loewenthal-Tarnowitz: Ein Vorläufer zu Goethes Faust. 24. Februar, Kaufmann L. Pinczower-Ratibor: Alltagsgespräche von jüdischen Weisen. 28. März, Rabbiner Dr. Rippner-Glogau: Henri Gregoire. 10. April, Dr. med. Ludwig Breslauer-Ratibor: Major Burg. 27. November, Dr. med. Arnstein-Ratibor: Die mosaische Gesetzgebung in hygienischer Beleuchtung. 3. November, Schriftsteller Dr. Adolph Kohut-Berlin: Alexander von Humboldt und das Judenthum. 5. Dezember, Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Drei Räthselbücher der Menschheit (Kohelet, Hamlet, Faust). 15. Dezember, Dr. med. Ludwig Breslauer-Ratibor: Zur Geschichte der Juden Berlins bis zum Auftreten Moses Mendelsohns.

Rawitsch (Prov. Posen).

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Cultur der Menschheit geleistet? Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Das Buch Tobi. Rabbiner Dr. J. Cohn-Rawitsch: Jehuda Halevy's Leben und Dichtungen. Rabbiner Dr. Bäck-Lissa i. P.: Die ältesten Lehrmeister und Bildner der Menschheit. Rabbiner Dr. Bloch-Posen: Akiba ben Joseph oder der letzte Verzweiflungskampf Judäas.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. J. Cohn-Rawitsch: Sectenbildung im Judenthum. Geschichte und Wesen des jüdischeu Kalenders. Das jüdische Gebetbuch. Die Chassidim. Das Alter der jüdischen Gemeinden in den europäischen Staaten. Der Schulchan Aruch. Max Cohn-Rawitsch: Die jüdische Staatsverfassung. Dr. med. Pinkus-Rawitsch: Die Juden in Abessynien. Lehrer Gustav Hamel-Rawitsch:

Die Makkabäer. Salo Wittenberg-Rawitsch: Moses Mendelssohn. Zahnarzt Cohn-Rawitsch: Der jüdisch-deutsche Jargon.

Rogasen (Prov. Posen),

Vorträge: Dr. Auerbach: Erste Berührung des Judenthums mit dem Hellenismus. Sitte und Brauch der deutschen Juden im Mittel alter. Rabbi Jochanan ben Sakkai.

Samter.

Vorträge: 11. November 1897, Rabbiner Dr. Lewin-Pinne. Ueber die Geschichte der Juden in der Provinz Posen. 5. Dezember, Rabbiner Dr. Zolinski-Kolmar: Muhamed und das Judenthum. 26. Dezember, Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Das Für und Wider den Talmud. 22. Januar 1898, Rabbiner Dr. Bloch-Posen: Akiba ben Joseph. 7. März, Rabbiner Dr. Silberberg-Grätz: Umgangsformen in alten Zeiten.

Schivelbein.

Vorträge: 14. November 1897, Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Pr. Stargard: Aus dem Barkochba-Kampfe. 26. Dezember (Chanukkafeier), Rabb. Dr. B. Königsberger-Pasewalk: Proselyten im Judenthum. 6. Februar 1898, Rabbiner Dr. Grabowski-Konitz: Ein kurzer Gang durch die jüdische Geschichte.

Diskussionsabende. 5. Dezember 1897, Martin Borchardt: Judenthum und Islam. 27. März 1898, Martin Borchardt: Religionsphilosophie im Judenthume.

Schneidemühl.

Vorträge: 1. November 1897, Rabbiner Brann: Der große Kurfürst und die Juden. 16. November, Dozent Dr. Brann-Breslau: Folgen der Kreuzzüge für die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung der Juden. 21. November, Dr. Mislowitzer: Der Zionismus. 28. November, Thierarzt Heymann: Ueber das Schächten. 12. Dezember, Lehrer Lewin-Kolmar i. P.: Rabbi Jochanan ben Sakkai. 20. Dezember, Dr. Pinn-Berlin: Die Romantik des jüdischen Martyriums. 16. Januar 1898, Rabbiner Dr. Zolinski-Kolmar i. P.: Die Völker des Orients in ihren Beziehungen zu Israel. 20. Februar, Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Göthes Faust und Kohelet. 20. März, Rabb. Dr. Norden-Neustettin: König David.

Schönlanke.

Vorträge: Dr. med. Mislowitzer-Schneidemühl: Die zionistische Bewegung. Rabb. Dr. Pick-Königsberg i. Pr.: Eine Glanzperiode in der jüdischen Literatur. Rabbiner Dr. Zolinski-Kolmar i. P.: Muhamed. und seine Beziehungen zum Judenthum. Rabbiner Dr. Freund-Czarnikau: Aus der Welt der altjüdischen Sage. Kaufmann Mos.

Fabian-Schönlanke: Charakter und Werthschätzung des Weibes in der Bibel. Thierarzt Heymann-Schneidemühl: Verschiedene Schächtmethoden. Referendar Baruch-Posen: Der König in Juda.

Diskussionsabend: Referent Kaufmann Bochner.

Schwedt a. O.

Vorträge: Dr. Vogelstein: Uriel Acosta (Wahrheit und Dichtung). Dr. Königsberger: Die Proselyten im Judenthum. Dr. Sandler: Heinrich Heines Verhältniß zur Religion und zum Judenthum; die Zeit der Makkabäer; das Zehnwort und die Bergpredigt. H. Maaß: Megillath Esther in Versen.

Schweinfurt.

Vorträge: Rabbiner Dr. Stein: Die Geschichte der Juden in Schweinfurt und den dazu gehörigen Vogteien (2 Vorträge). Rabbiner Dr. Cohn-Ansbach: Vorboten des Exils. Rabbiner Dr. Stein: Schulverhältnisse, Erziehungslehren und Unterrichtsmethoden in talmudischer Zeit.

Rabbiner Dr. Löwenstein-Mosbach: Messianische Schwärmereien im Judenthum. Rabbiner Dr. Cohn-Ichenhausen: Faustgedanken in der jüdischen Litteratur. Rabbiner Dr. Bamberger-Burgpreppach: Das Synhedrion unter Napoleon.

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Dr. Salzer: R. Jehuda hanassi. König David. Sabbathai Zwi. Kohelet. Esra und Nehemia. Auch fanden 5 Leseabende statt.

Stettin.

Vorträge: 9. November 1897, Dr. Vogelstein-Stettin: Moses Maimonides. 7. Dezember, Dr. Porges-Leipzig: Unterhaltungen und Zerstreuungen der deutschen Juden im Ghetto. 11. Januar 1898, Dr. Walter-Bromberg: Modernes Schulwesen in einem alten Religionscodex. 10. Februar, Dr. Ad. Kohut-Berlin: Joseph II. und Friedrich II. in ihren Beziehungen zum Judenthum. 21. April, Dr. G. Karpeles-Berlin: Eine Reise durch Rußland.

Straßburg i. E.

Vorträge: Die Herren M. Secretan, Rabbiner J. Glaser, Lehrer A. Schwarz sprachen über: Kizur Schulchan Aruch; Nachbiblische Geschichte; Hagadoth aus dem Talmud; Erklärungen Raschi's; jüdische religiöse Moral.

Discussions-Abende finden statt jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag.

Stolp.

Vorträge: Rechtsanwalt Jacobi-Stolp: Moses Mendelssohn, Rabbiner Dr. Zolinski-Kolmar: Muhamed und das Judenthum.

Rabbiner Dr. Blumenthal-Danzig: Hohelied. Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr. Stargard: Faust, Hamlet, Kohelet, drei Räthselbücher der Menschheit. Dr. Wolffberg-Stolp: Die Juden in Deutschland im 17. Jahrhundert.

Discussions-Abende: Prediger Dr. Moses-Stolp. Hermann Blau.

Tarnowitz.

Vorträge: 4. September 1897, Rabbiner Dr. Löwenthal: Der Zionisten-Congreß und seine Gegner. 20. November, Lehrer Eisenberg-Beuthen: Die vier Temperamente. 5. Dezember, Rabbiner Dr. Baeck-Oppeln: Die Charaktere im Kaufmann von Venedig. 17. Januar 1898, Rabbiner Dr. Bamberger-Schildberg: Ein Kämpfer für die Gleichberechtigung der Juden aus dem 17. Jahrhundert. 7. Februar, Rabbiner Dr. Löwenthal: Sudermann's Johannes. 22. Februar, Rabbiner Dr. Kaatz-Zabrze: Ghettolitteratur. 9. März, Stiftungsfest. 12. Mai, Rabbiner Dr. Loewenthal: Aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde in Tarnowitz.

Discussions-Abende: 26. Oktober 1897, Rabbiner Dr. Loewenthal: Lebensdauer und geistige Gesundheit bei Juden und Nichtjuden. 4. Januar 1898, Rabbiner Dr. Loewenthal: Die Anstandslehre des Judenthums.

Der Verein unterhält eine Lesehalle und sendet außerdem an einzelne Mitglieder Journalmappen mit 4 jüdischen Zeitungen allwöchentlich. Die Bibliothek des Vereins zählt ca. 150 Bände.

Thorn.

Vorträge: Dr. Munk-Marburg: Jüdische Sprichwörter. Dr. Rosenberg-Thorn: Die Juden unter den Nachfolgern Alexanders des Großen bis zum Makkabäischen Freiheitskampf. Dr. Pinn-Berlin: Der Jude als Romanfigur. Dr. Wreschner-Samter: Ueber das „Für“ und „Wider“ den Talmud. Prof. Dr. Horowitz-Thorn: Ein moderner französischer Schriftsteller über Juden und Judenthum. Albert Katz-Berlin: Chassidismus. Kaufmann Louis Kalischer-Thorn: Betrachtungen zur geschichtlichen Aufgabe des Judenthums. Lehrer Kramer-Thorn: Der Ackerbau bei den Juden in alter und neuer Zeit.

Discussions-Abende: Referent: Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Der Werth des Lebens nach den alttestamentarischen biblischen Schriften.

Tilsit.

Vorträge: Rabbiner Dr. Ehrlich: Moses Mendelssohn und seine Zeit. Direktor Dr. Barnaß-Pfungstadt: Ein Dichter und Denker des zwölften Jahrhunderts. Schriftsteller Dr. Adolph Kohut-Berlin: Alexander von Humboldt und sein Verhältniß zum Judenthum. Rabbiner Dr. Ehrlich: Salomo ibn Gabirol. Rabbiner Dr. Silberstein: Heinrich Heine. Prof. Dr. Cornill-Königsberg: Das Buch Hiob als poetisches und religiöses Kunstwerk.

Discussions-Abende: Kaufmann J. Sebba: Manasse ben Israel und seine Schrift „Rettung der Juden". Rabbiner Dr. Ehrlich: Ueber die Lage der Juden in Deutschland von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Rabbiner Dr. Ehrlich: Die letzten 50 Jahre jüdischer Geschichte. Lehrer L. Rosenkranz: Rabbi Akiba Eger.

Trier.

Vorträge: A. Nußbaum-Trier, 2. April 1898: Dohm, Börne und Gabriel Rießer, drei Vorkämpfer für die Emancipation der Juden. Dr. Simchowitz-Cöln, 30. Oktober 1898: Die Juden im alten Rom. Dr. Herm. Isay-Trier, 27. November 1898: Geschichte der Juden Trier's. J. Kreslawsky-Trier, 18. Dezember 1898: Allgemeine Geschichte der Juden bis zur Neuzeit.

Warburg i. W.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lange, hier: Der jüdische Staat und seine Gesetzgebung. Seminardirektor Dr. Knoller-Hannover: Die sociale Frage im Lichte der mosaischen Gesetzgebung.

Wesel a. Rh.

Vorträge: Lokalschulinspektor Zandy: Die Stellung der Juden unter den Hohenzollern. Lehrer Spier: Moses und Lykurg. Drei große Männer in Israel, aus der Schule der Armuth hervorgegangen (Hillel, Ibn-Esra und Mendelssohn). Moses Montefiore. Die Humanität im alten Testament. Dr. Neustadt: Aus Wesels vergangenen Tagen. Außerdem: Diverse Reden zur Kaisersgeburtstags-, Simchas-Thora-, Chanuka-, Purim- und Stiftungsfeier des Vereins.

Diskussions-Abende: Im Anschluß an die Vorträge fand eine Diskussion statt, an der sich die Mehrzahl der Mitglieder betheiligte. Die Vorträge fanden in der Regel allmonatlich statt.

Wongrowitz.

Vorträge: 28. November 1897, Rabbiner Dr. Rosenthal-Pr Stargard: Stoiker und die Rabbinen. 12. Dezember 1897, Lehrer Spiewkowski-Wongrowitz: Zionismus. 26. Dezember 1897, Rabbiner Dr. Zolinsky-Kolmar i. P.: Muhamed und das Judenthum. 16. Januar 1898, Rabbiner Dr. Bloch-Posen: Memoiren des Glückel von Hameln. 30. Januar 1898, Cantor Niczkowsky-Wongrowitz: Religionsparteien in alter Zeit. 27. Februar 1898, Rabbiner Dr. Cohn-Rawitsch: Jehuda Halevys Leben und Dichtungen. Rabbiner Dr. Freund-Czarnikau: Aus der Welt der altjüdischen Sage.

Diskussions-Abende: Am 23. Januar 1898, 6. Februar 1898, 20. Februar 1898, 6. März 1898, 27. März 1898. Referenten:

Cantor Niczkowski, G. Spiekowski, M. Rosenberg. Ferner am 13. März 1898 Theater zu Gunsten der Bibliothek.

Wreschen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewin: Jochanan ben Sackai. Erster Lehrer Cohn: Bar Kochba und der jüdisch-hadrianische Krieg. Rechtsanwalt und Notar Peyser: Moses Mendelssohn. Stadtrath Wolff Jaffe: Akiba Eger.

Diskussions-Abende: Referent Rabbiner Dr. Lewin: Der Zionismus.

Bibliothek ca. 100 Bände. Der Vorstand der jüdischen Gemeinde hat zur Bibliothek 50 Mk. Jahresbeitrag bewilligt.

Wronke.

Vorträge: Rabbiner Dr. Freund-Ostrowo: Aus der Welt der altjüdischen Sage. Dr. H. Löwe-Berlin: Eine Reise in das heilige Land. Rabbiner Dr. Lewin-Pinne: Culturskizzen über die Juden in der Provinz Posen. Rabbiner Dr. Richter-Filehne: Die Juden in Spanien und Nordfrankreich. Stud. phil. J. Auerbach: Was heißt Jude sein?

Würzburg.

Vorträge: 3. November 1897, Seminarlehrer Jacob Weißbart, hier: Joseph Karo, Verfasser des Schulchan-Aruch. 15. November 1897, Bezirksrabbiner Dr. Loewenstein-Mosbach a. N.: Der Maimonides des 17. Jahrhunderts. 28 November 1897, Rabbiner Dr. Isaac Unna-Mannheim: Die sociale Frage im Judenthum. 19. Dezember 1897, Dr. Gustav Tachauer, hier: Der Bar-Kochba-Aufstand. 27. Dezember 1897, Distriktsrabbiner Dr. P. Kohn-Ansbach: Ein Regenerator des Judenthums (R. Joch. ben Sakai). 10. Januar 1898, Distriktsrabbiner N. Bamberger, hier: Die Frauen in der jüdischen Litteratur. 26. Januar 1898, Distriktsrabbiner Dr. A. Kohn-Ichenhausen: Die Familie in Bibel und Talmud. 10. Februar 1897, Dr. Neuwirt-Frankfurt a. M.: Die Tugendlehre, besonders der Nächstenliebe in Bibel und Talmud. 23. Februar 1898, Distriktsrabbiner Dr. Weinberg-Salzburg: Der jüdische Kalender. 9. März 1898, Distriktsrabbiner S. Bamberger-Burgreppach: Die Notablen-Versammlung und das große Sanhedrin zu Paris. 26. November 1898, Seminarlehrer Jacob Weißbart, hier: Die socialen- und Rechtsverhältnisse der Juden in Franken, besonders in Würzburg, während des Mittelalters. 17. November 1898, Distriktsrabbiner Dr. P. Kohn-Ansbach: Organisation und Verfassung des Gerichtswesens im alten Judäa.

Diskussions-Abende: 11. November 1897, Seminarlehrer Weißbart: Joseph Karo und seine Zeitgenossen. 25. November 1897, Referent Dr. Neubert-Frankfurt a. M.: Warum spricht die heilige Schrift nicht deutlich von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung der Toten? 25. November 1897, Referent Kaufmann Julius Strauß,

hier: Hillel I. 9. Dezember 1897, Referent Seminarlehrer Weißbart: Entstehung und Wesen des Zionismus. 20. Januar 1898, Referent Kaufmann Millner, hier: Vergleich zwischen Bileam und Haman. 17. Februar 1898, Referent Seminarlehrer Weißbart: Der Talmud in seinem Entstehen, seiner Eintheilung und seiner Bedeutung.

Der Vorstand des Verbandes der Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur in Deutschland:

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Kommerzienrath Julius Isaac-Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund, Bankier Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Professor Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Kommerzienrath Julius Isaac, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58, oder Berlin C., Rosenstraße 17, Buchhandlung.


Druck von Rosenthal & Co.,
Berlin N., Johannisstraße 20.


Druck von Rosenthal & Co.,
Berlin N., Johannisstraße 20.

